

Gefahrvolle Wege.

Historischer Roman

aus der Zeit Ludwig's XIV.

Von

George Hiltl.



Erster Band.

Berlin.

Verlag von Th. Lemke.

Sebastianstr. 19.

Berliner Associations-Buchdruckerei (Urbat u. Gen.), Kommandantenstr. 53.

Schloß Mortemart.



1655.



Des Mönches Fluch.

Im dichten, finstern Walde der Marche lag das Schloß Mortemart.

Wenn man sich von der Abendseite her diesem großen Herrensitz nahte, ragten dessen mit Kupfer bedeckte Thürme und die Dächer des Schlosses aus dem Gewirr von Eichen, Buchen und Tannen schon auf eine halbe Meile weit sichtbar über die Wipfel empor.

Ein breiter Weg führte durch den Wald, er vereinigte sich nicht weit vom Schlosse mit dem Hauptgange, der in ziemlich gerader Richtung bis zum Thore lief.

Die Architektur des Schlosses gehörte verschiedenen Zeitaltern an. Man konnte die alte normännische Bauart, den gothischen Stil, die elegante Zeit Franz' I. deutlich erkennen. Rings um das Schloß waren die Waldungen gelichtet und der Boden, mit schönen Rasen belegt, zeigte vortreffliche Gartenanlagen in englischem Geschmacke. Statt der drohenden, mit Schießscharten versehenen Mauern hatten die neuesten Besitzer rechts und links vor der alten Burg zwei schöne Terrassen angelegt. Die Terrasse linker Hand gestattete die Aussicht in das reizende Limousin. Um diesen freundlichen Anblick zu gewinnen, war durch den Wald eine

Lichtung gehauen worden, und das Auge, welches auf der rechten Seite in die finsteren, schweigenden Forsten blickte, erfreute sich an den spiegelhellen Seen, den verstreut in der Ferne liegenden Dorfschaften und sanften Hügeln, sobald es sich nach der linken Seite wendete.

Alle diese lieblichen Bilder schienen gleichsam eingerahmt durch die hohen, sich oben zusammenwölbenden Bäume, und man konnte nicht leicht eine malerisch schönere Aussicht genießen, als die Terrasse des Schlosses Mortemart dem Beschauer bot.

Trotz dieser vortheilhaften Neuerungen, machte das eigentliche Wohnhaus dennoch den Eindruck des Düstern und Geheimnißvollen, wie es eben dem Charakter alter Herrenhäuser anklebt. Die hohen, schmalen Fenster, die gewölbten Thürbogen, die gewundenen und plötzlich verschwindenden Treppen, dazu die eigenthümliche Färbung des Gesteins, sonderbar geformte Figuren, Dachtraufen in Drachen- oder Dämonengestalt bildeten in ihrer Zusammenstellung ein Ganzes, dessen Ernst dem Vorübergehenden wenig zusagte.

Ungeheure Epheuranken schlängelten sich bis unter die Dachfirsten, krallten sich an dem Mauerwerk fest, hingen gleich lang gestreckten Armen herab und machten durch ihr dunkelgrünes Blattwerk die Außenseite des Schlosses wahrhaft melancholisch.

Aus all diesem mittelalterlichen Wust von Zacken, Thürmchen, Erkern und Vorsprüngen blitzte über der Hauptpforte das sehr neu ausschauende und in trefflicher Vergoldung prangende herzogliche Wappen der Familie Mortemart-Rochechouart.

Daß dieses Wappen so blinkend und hell aus der alten Umgebung hervorstrahlte, hatte seinen guten Grund. Die Familie war seit 1650 mit der Herzogskrone begnadigt

worden. Die Vergoldungen mußten also wohl im Jahre 1655 noch recht glänzend und neu erscheinen.

Gabriel von Mortemart=Rochechouart war Derjenige, dessen Grafenkrone in eine Herzogskrone verwandelt wurde. Er hatte den Ruhm seines alten Geschlechts vergrößert.

Der Herzog war ein stattlicher Mann von einnehmendem Wesen. Er zählte im Jahre 1655 etwa 45 Jahre seines Alters. Die Heirath mit der Tochter des Herrn von Marsillac, der schönen Diana, trug zur Vergrößerung seines ansehnlichen Vermögens viel bei, und so figurirten denn die Mortemarts in den Registern des Adels als zu den bedeutendsten Familien gehörend.

Der Herzog glich nicht den Cavalieren seiner Zeit. Obgleich in allen ritterlichen Künsten erfahren und geübt, zeigte er doch stets einen Hang zu wissenschaftlichen Studien. Sein Waffensaal war mit dem schönsten Rüstzeug aller Art behängt und geschmückt; aber nicht minder trefflich ausgestattet erblickte man seine gewählte, umfangreiche Bibliothek. Dieser große Schatz herrlicher Werke befand sich in einem hochgewölbten Saale des Schlosses, dessen Fenster auf den ehemaligen Trutzwall hinausgingen. Ueber diesen alten Rest einer rohen Zeit gewahrte das Auge die herrlichen Baumgruppen des Forstes. Tiefes Schweigen lag über dieser Stelle, und nur ein schmaler Pfad, der sich zwischen den Bäumen hindurchschlängelte, verrieth eine ordnende Hand, sonst konnte dieser Punkt für ein Stück Wildniß im wahren Sinne des Wortes g[illegible].

Der Saal selbst war von hohen Bücherschränken umstellt. Hin und wieder schaute ein altes Gemälde finster von der Wand herab. Antike Büsten, einzelne Naturseltenheiten, einige Globen, Fernröhre und Karten bildeten neben riesigen Armstühlen und Tischen das Ameublement dieses Heiligthums. Der Herzog hatte sich von dem Saale aus

eine Treppe führen lassen, durch welche er sogleich von seinen Familienzimmern in die Bibliothek gelangen konnte. Im Uebrigen war die ganze innere Ausstattung des Schlosses prächtig und dem allerneuesten Geschmacke der Zeit nachgebildet.

An einem schönen Juni=Abende des Jahres 1655 befanden sich auf der Terrasse vor dem Schlosse fünf Personen. Diese fünf Personen waren der Herzog und die Herzogin von Mortemart, ihr Sohn Ludwig und ihre beiden Töchter Athenais und Madelaine.

Der Herzog las, die Herzogin und ihre Töchter beschäftigten sich mit Stickereien und der Sohn war emsig bemüht, mittels einer kleinen Armbrust den Kopf eines alten Steinbildes zu treffen, welches halb verwittert unter dem Tragsteine eines Söllers hervorragte.

Obgleich Herzog Gabriel sehr eifrig mit seiner Lectüre beschäftigt schien, konnte man ihm doch eine gewisse Unruhe anmerken. Er blickte oft von dem Buche auf, erhob sich zuweilen, trat an die Brüstung der Terrasse und schaute auf den Hauptweg.

„Es ist schon spät," sagte er endlich; „Sie müßten bereits hier sein. Ich hoffe nicht, daß ein Unfall an der Zögerung Schuld ist. Ich wäre untröstlich."

„Wenn man Papa so sprechen hört, sollte man meinen, er erwarte einen Wagen voll guter Freunde," lachte die kleine Madelaine.

„In gewissem Sinne sind es auch meine guten Freunde, mein Kindchen," entgegnete der Herzog. „Sie sind treuer und anhänglicher als Viele, die mit uns in festlichem Gelage zusammenkommen. Sie reden die Wahrheit, sind stets mit Rath bei der Hand und ändern ihre Ansichten nicht. Ich bin sicher, daß Athenais mir beistimmt. Nicht wahr, mein Kind?"

Die angeredete Tochter, ein bildschönes Mädchen von fünfzehn Jahren, wendete ihre Augen von der Stickerei fort auf den Vater. Diese Augen strahlten in wunderbarem Glanze. Man konnte sich nicht von ihrem bezaubernden Einflusse losreißen. Den Kopf der schönen Athenais umgab eine Fülle des herrlichsten, blonden Haares, welches in natürlichen, langen Locken um den edlen Hals spielte. Eine blendend weiße, feingeformte Hand hielt die Stickerei, und der reizende Mund verzog sich zu einem lieblichen Lächeln, wobei die schönsten Zähne hinter den rothen Lippen sichtbar wurden. Athenais warf ihr Haupt ein wenig zurück, fuhr mit der Hand an die Stirn und sagte dann: „Ich bin Ihrer Meinung, mein lieber Papa. Sie haben ganz Recht: Bücher sind gute Freunde, und Madelaine erhält oft von mir eine Strafpredigt, daß sie so selten mit diesen Freunden verkehrt. Sie könnte immerhin ein wenig vertrauter mit ihnen werden. Sie erwarten also eine neue Ladung Bücher? Ich helfe Ihnen die Schätze ordnen, nicht wahr? Das darf ich?"

„Gewiß," sagte der Herzog, seine Hand auf das schöne Köpfchen der Tochter legend. „Du kannst freilich von diesem Zuwachs meiner Bibliothek wenig Nutzen ziehen. Es sind lauter medicinische, streng wissenschaftliche Werke. Aber die wunderliche Ausstattung wird Dich erfreuen. Ich erhalte die seltensten Mönchsschriften, alte Pergamente mit seltsamen Charakteren und Figuren bemalt. Du wirst einige höchst merkwürdige Schriften poetischer Gattung darunter finden, die Dich für den langweiligen Inhalt manches andern Bandes schadlos halten."

„Ist es die seltene Bibliothek, von der Sie schon im vorigen Winter sprachen?" fragte die Herzogin.

„Dieselbe, Madame. Sie macht eine weite Reise. Der gelehrte Jude Baruch Sinucci war der einstige Besitzer.

Als er im vergangenen Herbste zu Venedig starb, legte mein Freund, der Marquis d'Entragues, sogleich für mich auf die seltenen Werke Beschlag. Die Regelung der Familienangelegenheiten der Sinucci's hat die Ankunft so lange verzögert. Oh — Ihr werdet seltne Dinge zu sehen bekommen. Ich freue mich schon jetzt darauf, wenn ich die kostbaren Bände in meinem Saale haben werde. Das giebt eine prächtige Winterarbeit."

Die Herzogin und Madelaine lächelten gutmüthig vor sich hin. Athenais war aufgestanden und trat zu dem Vater. Sie trug ein einfaches, weißes Gewand, nur ein schmales, blaues Seidenband zog sich durch ihre Haare, aber die Gestalt, obwohl noch einem Kinde angehörend, zeigte dennoch den Anstand, die Würde und Grazie einer hohen, mächtigen Dame und mit den Blicken unendlicher Genugthuung, mit dem Lächeln des Triumphes folgten die Augen der Herzogin der schönen Tochter, als sie über die Terrasse dahinschwebte.

„Was gilt es?" rief Athenais dem Vater zu, ihm die Hand vor seine Augen haltend. „Ich sehe die Schätze früher als Sie, Papa?"

„Schon möglich," lachte der Herzog. „Gieb nur gleich ein Zeichen."

„Da — sehen Sie? Dort unten kommen die Wagen herauf, da — am kleinen Waldbache."

Sie wies mit der Hand nach der bezeichneten Stelle. Vom Fuße des Hügels, auf welchem das Schloß lag, sah der Herzog zwei große, mit gekränkter Leinwand bedeckte Wagen gegen das Schloß herankommen.

„Sie sind es," rief der Herzog erfreut. „He — Jean — Bernard — schnell herbei. Oeffnet die Thüre zur Saaltreppe, damit wir gleich die Bücher an Ort und Stelle schaffen können, ehe es ganz finster wird."

Geschäftig eilten die Diener herbei. Der Herzog und seine Angehörigen stiegen von der Terrasse in den Hof hinab, um die unterdeß angelangten Wagen und deren werthvolle Ladung in Augenschein zu nehmen. Bald waren die Ballen und Körbe voll Bücher in den Bibliotheksaal geschafft. Da es bereits dunkelte, betrachtete der Herzog, eine Kerze in der Hand, seine neuen Schätze. Athenais leistete ihm Gesellschaft. Sie bezeichnete mit einer Art von Instinkt sogleich die werthvollsten Stücke, hatte große Freude an den herrlichen Einbänden, und war vollständig mißlaunig, als der Diener sie und den Herzog zum Abendessen in dem unteren Saale einlud.

Am Arme ihres Vaters verließ sie den langen, finstern Bibliothekraum.

Herzog Gabriel war glücklich. Wieder neigte sich die Sonne dem Untergange zu, aber heute saß der Herzog in seiner Bibliothek, rund um sich herum seine neuerworbenen Bücher. Es war ein seltsames Chaos von Schriften aus längst vergangenen Jahrhunderten, in dessen Mitte der Herzog auf seinem Schreibsessel thronte. Jedes Format war vertreten. Da lagen mächtige Folianten, von der ersten bis zur letzten Seite mit herrlichen Schriftzügen bedeckt, die Weisheit eines längst verschollenen Mannes und Namens enthaltend. Dicke Rollen von wundersamen Figuren, welche langbeinigen Spinnen glichen, durchzogen, in seidene Schnüre gewickelt, kleine und große Bücher in Schweinsleder gebunden, aus deren Seiten lange Streifen mit daran befestigten Siegeln herabhingen, ruhten neben und aufeinander; hier und da gewahrte man einen seltsam gefertigten Kasten.

Vergoldete Klammern hielten den Deckel, oben darauf prangte eine Platte mit besonderer Inschrift. Solche Kästen schlossen die Hauptschätze ein. Wo ein Buch aufgeschlagen war, zeigten sich oft die prachtvollsten, in reicher Vergoldung strahlenden Anfangsbuchstaben von zierlicher Miniaturmalerei umgeben, die Erzeugnisse fleißiger Mönche, mit deren Hervorbringung sie vor Hunderten von Jahren das tödtliche Einerlei, die Grabesruhe des Klosters unterbrachen, um der Welt die Schätze ihres Wissens oder ihrer frommen Einfalt zu hinterlassen.

Besonders wichtig erschienen die reichlich vorhandenen medicinischen Werke; auf feinem Pergamente sah man hier seltene Recepte und geheimnißvolle Mittel prangen. Die Maße und Gewichte standen daneben verzeichnet, Maschinen, Destillirapparate und Werkzeuge hatten kundige Hände durch sehr verständliche Figuren anschaulich gemacht.

Der Herzog schwelgte in diesen Seltenheiten. Für ihn, den Bücherliebhaber, hatten ja schon die Einbände Werth, geschweige denn der Inhalt. Er legte den Katalog der Sammlung vor sich auf, und begann nun ein Buch nach dem andern durchzusehen, die Fehler und kleinen Verletzungen zu untersuchen; schließlich notirte er die Titel. Oft genug entfuhr ihm ein Ruf der Freude oder des Erstaunens. In seiner Arbeitswuth bemerkte er gar nicht, daß die Sonne bereits hinter den Bäumen des Waldes verschwinden wollte und ihre Scheidestrahlen durch die Zweige sendete, den stillen Waldgrund vor den Fenstern des Bibliotheksaales mit flüssigem Golde übergießend.

Den Abendhimmel besichtigend, ging der Herzog an das Fenster, als seine Augen unwillkürlich auf einer Stelle des, in die Baumgruppen hineinführenden Weges haften blieben.

Aus dem Dunkel des Waldes trat die Gestalt eines

Mönches. Er schien von weiter Fahrt zu kommen, denn er stützte sich mühsam auf einen dicken Pilgerstock. Die Kapuze seines Gewandes war zurückgeschlagen, und ein runder, breitkrämpiger Hut bedeckte sein Haupt. Auf dem Rücken trug er einen kleinen Quersack, wie ihn die terminirenden Brüder zu führen pflegten, obwohl der Mönch keinem Bettelorden angehörte.

Sein schwarzes Gewand mit gleichfarbigem Scapuliere kennzeichnete ihn vielmehr als einen der Anhänger der Regel des heiligen Büßers St. Franziskus, welche weit und breit für wohlthätig, mäßig und glaubenseifrig galten.

Der Herzog konnte seine Blicke nicht von dem Mönche hinwegwenden. Warum nicht? Davon vermochte er selbst sich keine Rechenschaft zu geben. Es war ihm, als zöge es ihn mit unsichtbaren Gewalten zu dem Mönche hin. Wie oft waren Klostergeistliche in's Schloß gekommen. Aus dem nahe gelegenen Kloster der Franziskaner erschienen fast täglich einige Brüder. War es also etwas Ungewohntes, die Erscheinung jenes einsamen Bruders? Gewiß nicht. Weshalb die unerklärliche Regung eines geheimen Grauens, welche sich des Herzogs bemächtigte. Die schwarze Gestalt schritt ohne aufzublicken den Waldweg entlang, bog von da in den Hauptweg ein, schlich, wie ein gespenstischer Schatten sich mit den aufsteigenden Abendnebeln verbindend, über den Rasen dahin, und bald hörte der Herzog die Glocke des Thores läuten, welche der Mönch anzog.

Es währte nicht lange, so meldete ein Diener dem Herzoge, daß ihn ein Bruder vom Orden der schwarzen Büßenden dringend zu sprechen verlange. Herzog Gabriel befahl, ihn hereinzuführen. Wenige Minuten später stand der Mönch im Bibliotheksaale vor dem Bücherfreunde. — Herzog Gabriel betrachtete den unheimlichen Wanderer mit prüfendem Blick. Die Gestalt desselben war über gewöhnliche Körperlänge

hinaus, fast sechs Fuß hoch. Hager, gebräunt, Kinn und Oberlippe von dunklem Barte beschattet, eine kühn gebogene Nase, tief liegende, unheimlich funkelnde Augen von dicken Brauen bewölbt, knochige Finger — so war die Erscheinung, welche den Herzog zu sprechen begehrte. Eine Erscheinung! — denn fast schien es dem Herzog, als sei der finstere Gast aus einem der Gräber seines Klosters heraufgestiegen und habe das Ordensgewand um seine schlotternden Knochen geschlagen, die Sterblichen in dunkler Stunde durch tollen Geisterspuk zu entsetzen.

„Der Friede Gottes sei mit Euch!“ begann der Mönch in dumpfem Tone.

„Und mit Euch, mein Bruder,“ entgegnete Mortemart. „Ihr habt ein besonderes Anliegen?“

„Ich habe es,“ antwortete der Büßer, indem er seine funkelnden Augen auf die Bücher richtete, welche am Boden umherlagen.

„Ich komme mit einer Bitte, die Ihr, Herr Herzog, mir um der Gnade willen, die über Euch ausgegossen werden soll, wenn Ihr sie erfüllet, nicht versagen werdet.“

„Sprecht. Ich habe den Brüderschaften Eures Ordens stets gern mein Haus und meine Börse geöffnet.“

„Das ist es nicht, um was ich bitte. Ich komme weit her aus dem Lande Italia zu Euch; aber ich bitte nicht um Geld für mein Kloster, nicht um Beitrag zu einer Seelenmesse für Diesen oder Jenen. Ich komme, um einen kleinen Theil des Schatzes zurück zu erflehen von Euch, des Schatzes, den Ihr vor Kurzem aus Venedig erhalten habt.“

Der Herzog fuhr empor. „Einen Theil meiner Bücher?“ fragte er befremdet.

„Es ist nur ein einzig Buch, um dessen Rückgabe ich Euch anflehe. Höret mich an. In meinem Kloster zu

Pisa starb einer der Brüder meiner Congregation. Ich wachte bei ihm in der Stunde seines Todes. Seine fleischlosen Finger umkrallten meinen Arm und zogen mich an sich. Er bat um der Wunden unseres Erlösers willen, ihm Ruhe im Grabe zu schaffen, indem ich mich aufmachte und ein Buch zu finden suchte, welches angefüllt ist mit Weisungen und Mitteln zum Verderben der Menschheit. Mein Ordensbruder gelangte auf sonderbare Weise zur Kenntniß dieser alten, fluchwürdigen Handschrift, als er noch den Kindern der Welt angehörte. Eine sündhafte Liebe zu der Gattin seines Freundes hatte sich seines Herzens, seines Gehirns bemeistert. Dieses Verbrechen fraß gleich ätzenden Wassern immer weiter. Es umstrickte das Gewissen des Weibes, machte es einen Augenblick schweigen, und in dieser Zeit vollführte die Sünderin den lange gehegten Plan. Aus einem alten, von Satan selbst dictirten, von seinem Vasallen niedergeschriebenen Buche zog sie ein tödtliches Mittel. Sie setzte es zusammen und reichte es ihrem Gatten. — Wenige Tage später, und die beiden Liebenden standen am Ziele ihrer Wünsche, des Weibes Ehemann war eine Leiche, eine Leiche durch die verbrecherische Hand seines Weibes. Aber die Stimme, welche lauter schallt als Posaunenton, erwachte und rief — und rief und jagte die Sünderin in den freiwilligen Tod. Der Buhle bekehrte sich zur rechten Zeit und rettete seine Seele durch die strengste Buße hinter den Mauern des Klosters. — Jenes Buch stammt aus uralter Zeit. Es ruht ein Fluch auf ihm, den verdammte Heidenpriester, die es angefüllt haben mit den Zaubermitteln ihrer Mysterien, darauf geworfen haben. Als mein Ordensbruder nachforschte, wohin es gekommen, fand er es nicht wieder vor. In die Sammlung eines Bücherfreundes übergegangen, war es seinen Blicken entrückt. Nach langen Jahren erfuhren wir

endlich, daß der Jude Sinucci das Buch besitze. Aber Venedigs Gewalthaber sind entsittlicht genug. Kein Bitten, keine Gewalt entriß dem Ebräer das verfluchte Pergament. Frater Antonio hatte keine Ruhe auf Erden, denn es heißt: Wenn diese Blätter nicht verbrannt werden, so muß durch ihren Inhalt eine lange, unabsehbare Reihe fürchterlichen Unglücks, eine Kette dunkler Missethaten, Glied an Glied sich fügend, durch die Menschheit ziehen und sie umschließen. Ich habe gehört, daß des Juden Bücher sich in Euren Händen, Herzog von Mortemart, befinden, und ich raffte mich auf, um das verderbliche Machwerk von Euch zu erbitten, damit ich die Seele meines Bruders zur ewigen Ruhe bringe."

Der Herzog schauerte leicht zusammen. Geistig gebildet, mit der Wissenschaft vertraut, lächelte er aber bald über die finstere Prophezeiung. Außerdem regte sich eine andere Leidenschaft mächtig in ihm. Der Bücherfreund drängte den Philantropen in den Hintergrund. Wie? ein so seltenes, vielleicht aus den ältesten Zeiten der Schreibekunst herstammendes Manuscript befand sich in seinem Besitze? Auf diesen Blättern hatten vielleicht die Hände der größten Priester und Gelehrten geruht, die furchtbare Weissagung verlieh dem seltenen Dinge einen doppelten Reiz und einen zehnfachen Werth, und dieses wunderbare Buch sollte er herausgeben, weil die Fieberphantasien eines von Gewissensbissen über sein wüstes Leben gemarterten Mönches das unschätzbare Werk verdammten? Konnte das Buch nicht höchst seltene, für den weisen Arzt sogar wichtige Mittel aufzeigen? — Herzog Gabriel brannte vor Begierde, den seltenen Band in Händen zu haben. Er sah wohl ein, daß er nur durch den Mönch zur Kenntniß des Schatzes gelangen werde und erwiderte daher in sanftem Tone:

„Hier, mein Bruder, stehen und liegen die medicinischen Schriften. Vermeint Ihr das verrufene Pergament auffinden zu können, so suchet selber nach, und wir wollen den Inhalt prüfen."

Der Mönch zog eine Tafel aus seinem Quersacke hervor. Sie war mit Schriftzügen bedeckt. „Hier ist das Zeichen, woran ich das ächte Buch erkennen soll. Frater Antonio hat dieses Zeichen für mich hinterlassen. Suchen wir."

Er warf sich auf den Boden und begann die Bücher durchzusehen. Der Herzog hielt eine Lampe. Er verfolgte jede Bewegung des Mönches und erwartete mit der Gier des Liebhabers den Augenblick der Entdeckung. Vor und hinter dem Mönche häuften sich die bereits besichtigten und bei Seite gelegten Bücher. Stunden waren verronnen, der Herzog hatte seine Abendmahlzeit für später anbefohlen — umsonst. Das geheimnißvolle Buch fand sich nicht. — Der Büßer stöhnte, seine Blicke wurden unsicher. Das Besichtigen so ungeheuer vieler Schriften hatte ihn verwirrt gemacht, er schien an der Auffindung zu verzweifeln.

Endlich ergriffen seine zitternden Hände ein dickes, mit Lederriemen geschnürtes Packet. Hastig löste er die Knoten, eine große Anzahl loser Blätter fielen auseinander und bedeckten den Boden; mitten zwischen diesen einzelnen Stücken lag ein zwei Finger dickes, quartförmiges Buch. Der Mönch öffnete den Deckel und stieß einen Freudenruf aus, der Herzog fiel auf die Knie, um besser sehen zu können.

„Das ist es! das ist es!" rief der Büßer. „Leuchten Sie, Herr Herzog. Da — sehen Sie — die Züge. Hier ein Druidenfuß — dann wieder der scheußliche Käfer, ein Scarabaeus, wie ihn die Heiden oft genug abgebildet in Stein und Farbe — unten links ein Skelett — rechts

das Stundenglas — es ist die verderbliche Schrift.“ Er erhob sich, das Buch in der Hand haltend.

„Wollen Sie mir gestatten, mein Bruder, es betrachten zu dürfen?“ sagte der Herzog, die merkwürdige Scharteke ergreifend. Der Einband derselben ließ auf kein übertrieben hohes Alter schließen. Er konnte höchstens aus der Zeit Ludwig's XI. stammen, war aber sehr originell gefertigt. Ein Paar Eisenplatten, mit rothem, jetzt verschossenem Sammet überzogen, bildeten die Deckel. Ueber diesen Sammetbezug lief ein Netz, aus Elfenbein gearbeitet, und jeder Knoten des Netzes stellte einen kleinen Todtenkopf dar. Der Rücken des Bandes zeigte eine seltsame, nicht zu enträthselnde wappenartige Figur, welche in lateinischer Sprache die Worte: „Ich trage den Tod in mir“ als Devise führte.

Der Herzog öffnete das Buch. Die Schrift war eine Art hebräisch, mit Charakteren untermischt, welche keinem Lande oder Volke angehörten. Zuweilen schienen es ägyptische Bilderschriften, dann wieder Runenzeichen eines nordischen Volksstammes zu sein.

„Das ist sehr merkwürdig,“ sagte der Herzog, „so merkwürdig, daß es sich wohl der Untersuchung verlohnte.“

„Das ist satanisch“, sagte der Mönch, „und das Feuer ist unsere einzige Rettung. Geben Sie Befehl, Herr Herzog, daß Feuer angemacht werde, und lassen Sie uns heute Nacht noch das unheilvolle Pergament verbrennen.“

„Erstens ist es kein Pergament, mein Bruder, sondern es sind Blätter aus Baumrinde. Zweitens fragt es sich, ob das Buch wirklich satanisch ist. Gifte sind ebenso wohlthätige als schuldlose Mittel, wenn jedes nur weise und zu gutem Zwecke verwendet wird. Drittens kann ich mich nicht entschließen, ein höchst seltenes Buch den Flam-

men zu überliefern," antwortete der Herzog mit fester Stimme.

„Sie wollen mir das Satansbuch nicht zurückgeben?" kreischte der Mönch.

„Nein. Wenigstens nicht eher, als bis meine gelehrten Freunde es geprüft haben."

„Herr Herzog, ich komme aus weiter Ferne hierher, um Sie zu bitten. Geben Sie das Buch; ich werde für Ihr Heil alle Tage ein Gebet sprechen. Beflecken Sie Ihr Haus und Ihre Seele nicht mit den Künsten des Satans. Sehen Sie nicht, wie ein feuriger Schein aus den Blättern hervorstrahlt? Hören Sie nicht das Zischen und Rauschen unter dem Deckel? Geben Sie das Buch zurück; ich fühle die Nähe des irrenden Geistes meines Bruders Antonio. Geben Sie es zurück."

„Mein theuerster Bruder, Sie sind aufgeregt durch das lange Suchen, durch Ihren löblichen Eifer. Ich nehme es auf mich. Ihnen bin ich besonderen Dank dafür schuldig, daß Sie mich in den Besitz eines Schatzes gebracht haben, der vielleicht ohne Ihre Anwesenheit Jahre lang unbeachtet in meinen Schränken gestanden hätte. Wir Kinder der Welt haben über Prophezeiungen andere Ansichten, als die Söhne des stillen, friedlichen Klosters, hinter dessen Mauern freilich die Gedanken sich dem Uebernatürlichen leichter zuwenden. Wir erleben in unserer Welt alle Tage so Außergewöhnliches, daß es schon einer starken Dosis von dort unten her bedarf, um unser Gehirn vor Staunen wirbeln zu machen."

„Sie wollen mir also die Schriften nicht zurückgeben?" heulte der Mönch noch ein Mal.

„Ich antworte Ihnen wieder: Nein. Sie werden aber einen dankbaren Sammler an mir finden. Ruhen Sie in dem Gastzimmer meines Hauses von der Aufregung

und den Anstrengungen des Tages aus, so lange Sie wollen, und wenn Sie heimwärts ziehen, nehmen Sie von mir ein kleines Viaticum von 100 Pistolen freundlich an. Wollen Sie es nicht für sich — dann für Ihr Kloster. Das Buch bleibt mein."

„Ich unter Deinem Dache schlafen, Herzog von Mortemart?" schrie der Büßer. „Ich von Dir ein Geldstück nehmen, einen Bissen von Deinem Tische essen, aus einem Deiner Gläser trinken? Nie — diese Schwelle ist verflucht."

Er richtete sich hoch auf. Seine mächtige Gestalt schien in dem Mondlichte, welches durch die Fenster fiel, noch zu wachsen. Seinen rechten Arm hielt er empor, der weite Aermel streifte sich zurück und zeigte ihn in der Hagerkeit eines Gerippes. Die Finger reckten sich zum Schwure, die Augen rollten und quollen aus ihren tiefen Höhlen.

„Herzog Gabriel von Mortemart", rief er in schauerlichem Tone, „Du hast mir heute einen flehentlich erbetenen Wunsch verweigert. Ich lasse jenes verfluchte Buch in Deinen Händen, auf daß die gerechte Strafe über Euch Alle komme. Von dieser Schwelle aus, aus diesen Hallen wird hervorgehen ein gräulich Verderben; ich sehe sie hinausjagen in die Welt, unter die Menschheit fahren, Tod und Elend ausstreuen, die Gewalten, die da gebunden sind an das Buch des Frater Antonio, gleich den Reitern, die da sah der Seher Johannes. Auf Dein Haupt die Schuld — auf Dein Haus das Verderben. Sie werden hoch steigen die Deinen, aber von der Höhe des Gipfels rollen sie hinunter in die schwindelnde Tiefe. Tod des Leibes — Tod der Seele. Du hast es gewollt, denn Du hältst zwischen Deinen Fingern das Buch, welches von sich sagt: Ich trage den Tod in mir."

Ehe noch der Herzog antworten konnte, war der un-

heimliche Mönch zur Thür hinaus. Gabriel sah ihn in den Forst eilen; seine schwarze Gestalt wurde scharf durch das Mondlicht beleuchtet, er schien über den Waldpfad dahin zu fliegen, gleich widerlichem Geflügel der Nacht. Da wo der Weg sich absenkte, blieb er stehen, ballte noch einmal die hagere Faust gegen das Schloß und verschwand zwischen den Bäumen.

Die Uhren kündeten in langen, dumpfen Schlägen die Mitternachtsstunde.

Herzog Gabriel blickte noch immer unverwandt durch das Fenster auf die Stelle hin, wo der Mönch verschwunden war. Zuweilen schien es ihm, als tauche dicht vor dem Fenster die Gestalt wieder empor, dann glaubte er sie zwischen den Büchern sitzen zu sehen, dann war es ihm, als höre er aus weiter Ferne sie rufen: „Tod! — Tod!“

Er nahm seine ganze Philosophie zusammen und erklärte bald den Vorgang für ein freches Gaukelspiel des aufdringlichen Büßers. Allein diese Stimmung hielt nicht lange an.

Der Herzog rief sich das ihm selbst unerklärliche Gefühl zurück, welches er bei der Annäherung des Mönches empfunden hatte; mit diesem Gedanken kehrte auch seine Unruhe wieder. „Hm“, murmelte er vor sich hin. „Sollte ein Erben des Fluches möglich sein? Der Mönch war außer sich. Ich hätte das sonderbare Werk zurückgeben sollen, zuletzt bettelte er doch nur für seinen verschiedenen Bruder. — Hm! Es war eine unheimliche Nacht.“ Er zog eine Glocke; auf ihren Ruf trat der Diener ein.

„Hat der Büßer Euch draußen kein Wort gesagt? keinen Segen gegeben?“ fragte der Herzog.

„Wir haben nicht bemerkt, daß er durch das Vorzimmer gegangen wäre.“

„Wie, Ihr sahet ihn nicht aus dem Saale kommen, hörtet seine Tritte nicht?"

„Nein, gnädigster Herr."

„Ihr habt Alle geschlafen."

„Gewiß nicht. Wir sind munter geblieben und hörten deutlich die Uhren schlagen."

Der Herzog entließ den Diener. „Seltsam! seltsam!" sagte er wieder. Ich will den Tag genau verzeichnen und morgen den Campanella nachlesen."

Sein Blick fiel auf das Buch, welches er noch immer in der Hand hielt. Er gedachte der Erzählung des Mönches, seine Phantasie malte sich den Moment aus, wo die Giftmischerin die verderblichen Blätter entfaltete, um dem verhaßten Gatten das tödtliche Mittel zusammenzusetzen, eine Wolke stieg vor seinen Augen auf, ein mephitischer Dunst däuchte ihm aus dem Buche hervorzuquellen. Er seufzte schwer. Dann ergriff er sein Schlüsselbund, öffnete ein Schubfach seines großen, mit reichem Schnitzwerk versehenen Arbeitstisches und legte das berüchtigte Buch hinein.

Seine Hände waren feucht, er trocknete sie an einem seidenen Tuche und stieg die Treppe zu seinen Familienzimmern empor. Bevor er in sein Schlafgemach gelangte, schritt er durch das Cabinet, in welchem die jungen, reizenden Töchter schliefen.

Er trat an die Betten der Kinder und zog die Vorhänge zurück. Der Schein des in einer Schale von mattgeschliffenem Glase befindlichen Nachtlichtes fiel auf die Schlummernden. Athénais' engelgleiches Antlitz umspielte ein Lächeln. Sie athmete tief und hatte ihren vollen, runden Arm auf den schönen, züchtig verhüllten Busen gelegt, ihre Wangen bedeckte das zarte, durch Jugend und Gesundheit erzeugte Roth, welches Kummer und Leiden von dem Antlitze entfernen.

Es waren reizende Bilder, diese schlafenden, glücklichen Kinder. Der Vater drückte Jedem einen leisen Kuß auf die Stirn. Sie bewegten sich leicht.

„Vom Gipfel in die Tiefe?“ flüsterte er. — „Meine schönen, geliebten Mädchen, Eure Wege sind gefahrvoll — wenn der Büßer Recht haben sollte. — Weshalb? Mein Wappen trägt die Herzogskrone, höher hinaus habe ich nie gewollt. Gott schütze meine Kinder!“ Er trat in das Schlafgemach und schloß leise die Thür, um die Kinder nicht zu stören.

Die Gäste des Schloßherrn.

Am folgenden Tage hatte der Herzog eine sehr ernste Unterredung mit einem seiner Untergebenen.

Es war der Wildhüter des Forstes von Mortemart: Jacques Tonneau. Dieser alte Mann galt in der ganzen Gegend für boshaft, menschenfeindlich und habsüchtig. Sicherlich hatte an ihm noch Niemand eine dieser häßlichen Eigenschaften nachgewiesen, aber da Jacques sich nie auf einem der Tanzfeste zeigte, welche die Bauern veranstalteten, sehr strenge gegen Wild- und Holzdiebe verfuhr, auch von keinem Menschen borgte, weshalb man ihn für reich hielt, so dauerte es nicht lange und er war überall verschrien. Der Herzog kümmerte sich nicht um das Geschwätz, denn die Holzrechnungen stimmten, Jacques war zu jeder Zeit auf dem Posten, die Wildschädiger wurden immer seltener — also mußte der Hüter jeden Falls seinem

Dienste gewissenhaft vorstehen. Was den Herzog indeß schon einige Male stutzig gemacht hatte, war die peinliche Sorgfalt, mit welcher seit einiger Zeit der Wildhüter den Besuch seiner Forsthütte jedem Nahenden unmöglich zu machen strebte.

Er hatte sich rund um dieselbe einen mannshohen Wildzaun errichtet, ihn mit allerlei Dorn- und Schlinggewächsen bepflanzt und den Eingang zu dieser Festung durch eine Art Fallgatter verwahrt. Man hatte ihn zu einigen Leuten der Umgebung des Herzogs, die Aufschluß über die seltsame Absperrung haben wollten, sagen hören: „Es sei seine Sache, und wenn ihm der Herzog darin Vorschriften machen wolle, werde er lieber den Dienst verlassen.“

Herzog Gabriel kümmerte sich auch nicht weiter darum und so blieb Alles beim Alten.

Die Unterredung zwischen Herrn und Diener betraf die Person des Mönchs, der nothwendiger Weise durch den Forst gekommen und wieder auf demselben Wege gegangen sein mußte. Der Wildhüter stellte aber entschieden in Abrede, den unheimlichen Gast gesehen zu haben, was auch sehr wohl begreiflich war, da Jacques tagtäglich in den Forsten umherpatroullirte.

„Und nun noch Eins,“ sagte der Herzog, „Du hast Dir seit einiger Zeit, wie ich höre, einen Gehülfen angenommen. Was ist das für ein Mensch? Wie kommt es, daß ich erst durch andere Leute davon erfahre?“

Der Wildhüter drehte verlegen seine mit Fuchspelz verbrämte Mütze in den Händen.

„Gnädigster Herr,“ antwortete er, „ich glaubte in meinem kleinen Gehege eigener Befehlshaber zu sein, deshalb zeigte ich diese Vermehrung meines Hausstandes nicht an. Wollen Ew. Gnaden aber wissen, wer die Person ist, über welche sich die Neidhämmel den Kopf zerbrechen,

so kann ich mit wenigen Worten sagen, daß es meiner betagten Schwester Enkelkind ist. Sie wohnt in der Perche und sieht ihrem Ende stündlich entgegen; da nun wohl schwerlich Jemand den jungen Menschen zu sich nehmen würde, hat sie mich gebeten, Vaterstelle zu vertreten. So habe ich den Enkel meiner Schwester bei mir."

„Und was treibt der Junge? Man sieht ihn nur selten. Fast scheint es so, als wolltest Du jeden Verkehr zwischen ihm und den Menschen absichtlich vermeiden?"

„Das will ich auch, gnädiger Herr," sagte Jacques dreist, „mein Charles braucht mit Niemandem zu verkehren: Er geht mit mir durch den Wald, hilft Bäume zeichnen und das Wild füttern, und wenn er noch ein paar Jahre weiter hin hat, bringe ich ihn fort — etwa in's Kloster oder sonst wo hin, wo er einen ordentlichen Lebenslauf durchmachen kann."

„Es ließe sich darüber sprechen, Jacques. Wenn der junge Mann ordentlich und brav wird, könnte sich wohl eine Stelle bei mir für ihn finden." Der Wildhüter schwieg und machte nur eine stumme Verbeugung. Nach einigen geschäftlichen Bemerkungen entließ ihn der Herzog.

In dem Schlosse Mortemart herrschte bald darauf ein reges, geschäftiges Treiben. Die Mägde liefen hin und her, die Bratspieße drehten sich, Zimmer wurden eingerichtet und Alles deutete darauf, daß man Gäste erwarte.

So war es auch wirklich. In festlicher Kleidung standen unter dem Bogen des Hauptthores der Herzog mit seiner Gattin, seinem Sohne und seinen drei Töchtern, um den Wagen zu empfangen, der, von zwei bewaffneten Dienern escortirt, der Familie Mortemart ihre Gäste zuführte.

Bewillkommnet und mit Blumensträußen überschüttet, stiegen die Ankömmlinge im großen Hofe aus dem Wagen und wurden in den Empfangssaal des Schlosses geleitet.

Es waren ein ältlicher Herr und eine junge Dame.

Der Herr war der Civil-Lieutenant Sieur Dreux d'Aubray vom Chatelet zu Paris, der seine Dienstreise durch die ihm zugeordneten Departements machte und seine Tochter bei den Mortemarts auf einige Zeit zum Besuche lassen wollte.

Die Tochter, eine junge 20jährige Frau, Gattin des Obersten Henri Marquis de Brinvilliers, mit dem sie seit zwei Jahren vermählt war, hatte mit Freuden die Gelegenheit ergriffen, das geräuschvolle Leben der Hauptstadt gegen die Ruhe des einsamen, behaglichen Landsitzes vertauschen zu können.

Maria Magdalena Marquise von Brinvilliers war eine der schönsten Frauen ihrer Zeit. Obgleich ihre Gestalt keineswegs imponirte, sie konnte sogar klein genannt werden, ließ sich nicht leicht ein graziöseres, in reizenderem Ebenmaße gebautes Figürchen denken.

Wäre ein Bildhauer oder ein Maler in Verlegenheit um das Modell zu einer Nymphe oder Fee gewesen, die Meißel oder Pinsel darstellen sollten — die Künstler hätten sicherlich nur die Marquise für ihre Gebilde als Muster nehmen dürfen und sie wären eines Erfolges gewiß gewesen.

Die dunklen Haare des schöngeformten Hauptes umrahmten ein herrliches Oval. Schwarze geistvolle Augen, die ebenso schmachtend und unschuldig als herausfordernd blicken konnten, erhöhten den Reiz dieses edlen Gesichtes. Unwillkürlich drückte der Herzog die schöne Hand der Marquise, und als sie am Arme der Herzogin mit Athénais die Treppe hinauf hüpfte, konnten die Herren nicht umhin, Bemerkungen über den wunderschönen Fuß zu machen, der sich unter dem Reisekleide der Marquise hervorstahl.

Während den beiden Reisenden ein Frühstück servirt

wurde, plauderte man von den Erlebnissen auf der Fahrt, von Paris, von den Moden und Festen; dann verabredeten die Damen, wie sie ihre Zeit in Mortemart zubringen wollten. Alle Gespräche würzte die Marquise durch treffliche Bemerkungen, scharfe Beobachtungs-Resultate oder Anekdoten.

Die beiden schönen Persönlichkeiten: Athénais und Frau von Brinvilliers bildeten höchst anziehende Kontraste, die leichte Unterhaltungsweise Mariens, der sinnige Ernst der jungen Herzogin von Mortemart ließen stets neue Anknüpfungspunkte für interessante Gespräche finden, und schon nach wenig Tagen umschloß ein Freundschaftsband die jungen Damen, wie es so leicht geknüpft wird, besonders wenn die romantische Umgebung eines stillen Waldschlosses ihren Zauber unbewußt mit dem Reize der Unterhaltung vereinigt.

Als der Civil-Lieutenant d'Aubray abreiste, bat seine schöne Tochter ihn recht herzlich, die Geschäfte doch nicht allzu sehr beeilen zu wollen, damit sie möglichst lange bei den Mortemarts verweilen könne.

Frei wie die Vögel des Waldes und der Flur, streiften die Schönen nun durch die stillen Gründe. Bald lagerten sie unter dem grünen Laubdache, bald trug ein leichter Kahn sie schaukelnd über den Fluß, oder sie wanderten durch einsame, wildromantische Pfade zum Dorfe; zweimal wöchentlich gingen sie zur Messe in die alte, ganz von Eppich überwucherte Kirche, während des Sonntags der Kaplan des Städtchens Bourganeuf auf dem Schlosse die Messe las, was denn immer für die jungen Damen eine sehr willkommene Abwechselung bot, da der Kaplan auf Mortemart speiste und ein ebenso gelehrter, als milder und braver geistlicher Herr war.

„Was thun wir nun heute — an diesem schönen,

sonnenvollen Morgen?" fragte die Marquise ihre Freundin Athénais.

„Was wir immer thun," lachte die Gefragte, „wir laufen in den Wald, sammeln Blumen, necken die Eichhörnchen und wecken das Echo. Aber — halt. Wir haben nun schon verschiedene Male die Waldwege gegen Aubusson und Gramont zu durchstreift, laß uns heute einmal die Richtung nach Belac nehmen. Ich werde Dir herrliche kleine Wasserfälle zeigen."

„Wie Du willst, meine Liebe, ich muß mich Deiner Führung überlassen. Du kennst die Fährten gleich einem Jäger. Machen wir uns auf."

Als das Frühstück genommen war, wanderten die beiden Damen zum Schloßthore hinaus durch den Park in den Wald.

Der Herzog und die Herzogin sahen ihnen von der Terrasse nach. Madelaine und Christine, die kleinste Tochter der Mortemarts, standen neben dem Elternpaare.

„Sie sehen Beide recht gut aus," sagte der Herzog, „wenn sie so über den Rasen gehen."

„Ich höre sie gern plaudern," meinte die Herzogin. „Athénais wird durch den Umgang gewinnen."

„Mama," sagte plötzlich Madelaine, „mir ist Etwas aufgefallen. Wie kommt es, daß die Frau Marquise niemals von ihrem Gatten, dem Herrn Obersten, spricht? Sie müßte doch zuweilen Etwas von ihm erzählen."

Herzog und Herzogin sahen sich, betroffen über die sehr richtige Bemerkung des jungen Mädchens, einander an. In der That hatte Maria von Brinvilliers Ihres Gatten kaum erwähnt. Es hieß, die Ehe sei nur eine gezwungene, durch verschiedene Einflüsse zusammengebrachte; man sprach über den Marquis nicht besonders vortheilhaft, doch entschuldigten ihn Viele, weil er als Soldat an unstäte Lebensweise von

frühester Jugend gewöhnt, weniger Sinn für Häuslichkeit haben mochte. Außerdem war er selbst noch jung und im Besitze eines bedeutenden Vermögens, zwei gefährliche Vorzüge in einer Stadt wie Paris.

Unterdessen gingen die jungen Damen waldeinwärts.

„Ah," sagte die Marquise, „bleiben wir einen Augenblick stehen und holen Athem. Oh — wie das hier würzig riecht. Und nun — diese Stille, dieser Frieden. Ihr müßt doch hier recht glücklich sein."

„Wir sind es auch," entgegnete Athénais, „ich empfinde höchstens im Winter einige Langeweile. Aber wenn der Frühling naht, möchte ich den stillen Herrensitz mit Nichts vertauschen."

„Wirklich nicht?"

„Gewiß nicht. Ich bin nicht daran gewöhnt, mein Leben in enge Formen zu pressen, ich bin durch meines Vaters glückliche Stellung nicht gezwungen, glänzenden, hohlen Vergnügungen beiwohnen zu müssen, die ich von Herzen verabscheue, weil das Herz keinen Theil daran nimmt."

„Und glaubst Du, es werde ewig so bleiben?"

„Weshalb denn nicht?" sagte Athénais, die Freundin mit großen Augen anstarrend.

„Weil Du nicht die Gebieterin, die Lenkerin Deines Schicksals sein kannst. Wir sind zu Stellungen bestimmt, in der großen Welt zu glänzen aufbewahrt; ja — dazu müßtest Du die Tochter eines Bürgers, eines Jägers oder Pächters sein," dann ließe man Dir die Wahl, über Dein künftiges Leben zu entscheiden. Aber die junge Herzogin von Mortemart hat keinen Willen. Gewöhne Dich an den Gedanken, diesen stillen Wäldern, dem traulichen Schlosse, seinen sanften Hügeln, dem Platze am Wasserfall — Lebewohl sagen zu müssen. Denke daran, daß Du diese Schön-



heiten der Natur vielleicht bald mit dem schlüpfrigen Boden geschmückter, von Kerzenlicht und Kerzendunst erfüllter Säle vertauschen mußt, daß Du in Kreise gezogen wirst, wo man um Ruhe bitten würde, wenn es Dir einfallen sollte, eines Deiner harmlosen Lieder der Marche zu singen."

„Maria," sagte Athénais verstimmt, „so seltsam habe ich Dich noch nie sprechen hören. Dein Ton klingt scharf, fast schneidend. Sage mir nur, wie sollte das Alles geschehen? wodurch?"

„Durch eine Heirath," fuhr die Marquise mit scharfem Tone auf.

„Hei—rath?" stammelte Athénais. „Wer spricht davon?"

„Bald genug, armes Kind, wird davon die Rede sein, Dich zu vermählen. Wenn man der Tochter des Gewürzkrämers, des Webers den und den Vorschlag macht — so darf sie Ja oder Nein sagen — Du darfst es nicht. Verlaß Dich darauf — wie ich es nicht durfte," setzte sie gepreßt hinzu.

„Es ist das erste Mal, daß ich solche Worte vernehme. Also Du bist nicht glücklich? Deine Ehe ist keine heitere? Sprich doch zu mir. Weshalb bist Du heute so gereizt, so bitter?"

„Ich habe gestern einen Brief von meinem Gatten erhalten," warf die Marquise in fast boshaftem Tone hin.

„Da sollte man meinen, Du müßtest heiter sein."

„Athénais — Du kannst darüber kein Urtheil fällen. Sei froh, daß Du es noch nicht vermagst. Dein Herz ist noch frei — wie? wäre es nicht mehr der Fall? Du erröthest? Sprich — liebst Du?"

„N—ein," sagte Athénais zögernd. „Und Deine Stimmung könnte mir Furcht vor allen Männern einflößen."

„Ich will Dir nicht das Herz schwer machen. Vielleicht bist Du eine Auserwählte, vielleicht hast Du glück-

lichere Tage. Uebrigens kommt es ja so viel auf die Ansprüche, die man an das künftige Leben macht, an, ob die Zukunft sich heiter oder trübe gestaltet."

„Dann ist die meinige gewiß heiter und glücklich," rief Athénais. „Denn ich bin ganz anspruchslos. Wenn ich ein stilles, freundliches Haus dereinst mein eigen nennen darf — wenn ich," — sie stockte ein wenig — „wenn ich meine Freundinnen bei mir sehen, einige interessante Personen um mich versammeln kann, dann bin ich zufrieden."

„Athénais," sagte die Marquise, „Du sprichst große Worte. Wenn Du heute aus diesem stillen Leben gerissen, wider Deinen Willen, oder durch die Neigung — aus Liebe zu einem angebetenen Gegenstande in eine neue Laufbahn gedrängt wirst — dann rollt Dein Verhängniß unaufhaltsam weiter. Du bist jung, schön, reich, geistvoll, aus edler Familie — man sollte meinen, wer diese Eigenschaften besitzt, sei vor jeder Gefahr, welche tückische Dämonen zwischen die Speichen des Glücksrades werfen, gesichert. Nicht also! Auf den ebnen, breiten Weg, den zu beiden Seiten herrliche Blumen schmücken, geführt, von Allen vergöttert, ist die Gefahr des Sturzes am nächsten. Nicht in dem Sinne, wie ihn lästige Tugendhelden uns vorstellen, nicht deshalb, weil es vielleicht ein gefallenes oder verführtes Frauenzimmer mehr giebt, — nein, weil die gefahrvollen Wege zur Macht, wenn wir auf ihnen nicht unverweilt bis an's Ziel schreiten, uns in den Abgrund der Vergessenheit, der Jämmerlichkeit führen. Darum: wenn Du einst hineingerissen wirst in den tosenden Strom des großen Lebens, gehe ohne Zaudern, ohne nach rückwärts zu blicken auf das höchste Ziel los. In jener gefährlichen Welt giebt es keine Wahl, und sobald der Gedanke an Ruhe, an Zurücktreten sich Deiner bemeistert — bist Du verloren und über Deine Schultern hinweg steigt die Muthigere."

„Ich fürchte diese gefährlichen Bahnen, wie ich Dich in diesem Augenblicke fürchte, Maria. Dein Gesicht, Dein Wesen, Dein Ton — Alles ist verändert.“

„Man muß Alles sein können, was man will,“ rief die Marquise, wild ihre langen schwarzen Locken schüttelnd, „— Alles. Ich werde noch viel mehr sein, Herr v. Brinvilliers, als Sie es zu wünschen scheinen,“ fuhr sie mit funkelnden Augen fort. „Der Weg, den ich betreten werde, ist mit Steinen bedeckt, Felsen sperren ihn, aber ich werde die Hindernisse beseitigen. Ich sage Dir heute Athénais: Auch Du wirst hochgehoben werden, sobald Du in dies entzückende Paris Deinen Einzug gehalten haben wirst, dann hört Deine Zufriedenheit auf, dann forderst Du mehr als ein stilles Haus, einen kleinen Freundeskreis, dann, wenn diese Regungen nach Macht und Größe in Dir aufsteigen — dann weiche nicht zurück, sondern wirf Dich mit aller Kraft in den blühenden Strom des Glückes — erlahmt Deine Kraft, so sinkst Du hinunter und die Wogen schlagen über Dir zusammen.“

„Reich' mir Deine Hand,“ sagte Athénais, den Arm der Freundin ergreifend. „Du bist furchtbar erregt, Du zitterst. Ich wage nicht zu fragen, welche Nachricht von dem Marquis Dich in so gewaltige Aufregung versetzt hat. Komm, laß uns tiefer in den Wald gehen, wir werden ruhiger, wenn die erfrischende Kühle des Wasserfalles unsre Wangen umspielt.“

Die Augen der Marquise nahmen plötzlich wieder einen ganz milden Ausdruck an, sie verschwammen in einen leichten, schimmernden Thränenflor; sie blickten mit unendlicher Sanftmuth, wie die der Madonna; ihre Gestalt sank in sich selbst zusammen.

„Ja — Du hast Recht,“ sagte sie mit weichem Tone, ich habe mich von böser Stimmung hinreißen lassen.

Komm! Gieb mir Deinen Arm und laß uns gehen. Ja, ja, wir sind recht thörichte, alberne Menschen, daß einige Zeilen uns verstimmen können."

Sie schritten über eine Lichtung in das Gehölz. Hier befanden sie sich in einem Schlage von jungen Buchen. Dicht hinter demselben zog sich ein Graben hin, den eine Brücke, von Baumstämmen zusammengefügt, überwölbte. Unmittelbar hinter dieser Brücke bemerkte man ein rohgezimmertes Gatter, welches als Thor der mannshohen, von Latten, Stechpalmen, Ginster und wildem Taxus zusammengesetzten Umfriedigung angesehen werden mußte, die sich jetzt vor den beiden Freundinnen erhob, und über welche empor in einiger Entfernung das Strohdach einer Hütte ragte.

„Das ist die Wohnung Jacques Tonneau's, des Wildhüters," sagte Athénais, auf die Umzäunung deutend.

Die Hütte Jacques Tonneau's.

„Ist es derselbe wunderliche Alte, von dem gestern bei Euch die Rede war?" fragte die Marquise.

„Derselbe. Wenn es Dich besonders interessirt, können wir einen Versuch machen, ihm zu nahen."

„Gehen wir zu ihm. Ich liebe die seltsamen Menschen."

Sie überschritten die Brücke und klopften an das Gatter. Ein großer, zottiger Hund ließ sein Gebell erschallen und näherte sich mit gewaltigen Sprüngen dem Eingange. Gleich darauf ertönte aus dem Verschlage eine Stimme: „Wer ist da? Nur Geduld und hübsch warten."

Jacques Tonneau erschien auf der Schwelle seiner Hütte. Er hielt ein Handbeil in der Rechten und blickte, indem er

über seine Augen mit der linken Hand ein Dach machte, auf die beiden Damen. Als er sie erkannt hatte, kam er langsam näher.

„Verzeiht, wenn wir Eure Ruhe stören," entschuldigte sich Athénais. „Wir sind schon eine Zeit lang im Walde umher spaziert und möchten um einen frischen Trunk bitten."

„Ah — das gnädige Fräulein," sagte der Wildhüter mit erzwungener Freundlichkeit. „Sie sollen sogleich Wasser erhalten, meine Damen. Nehmen Sie dort vor dem Wildzaune auf dem Baumstumpfe Platz." Er verschwand in die Hütte und kehrte schnell mit einem Kruge zurück.

„Hier, trinken Sie." Er reichte den Krug durch die Stäbe des Gatters.

„Wißt Ihr wohl, Jacques," begann Athénais, „daß es nicht höflich ist, die Tochter Eures Grundherrn so ohne alle Umstände vor der Thür warten zu lassen? Wenn Ihr an das Schloß kämet, würde ich Euch zum Eintreten nöthigen."

Meine Hütte ist gar unwohnlich und nicht auf den Empfang so schöner, feiner Gäste hergerichtet."

„Ihr schließt Euch gar zu sehr ab. Man könnte manches Stündlein mit Euch verplaudern, wenn der Weg hieherführt; aber wem ein so finsteres Gesicht entgegenstarrt, der meidet lieber die Hütte."

„Ihr seid schon lange in dieser herrlichen Wildniß?" fragte die Marquise, sich an das Gatter lehnend, indem sie zugleich einen prüfenden und durchdringenden Blick in den Hofraum warf.

Der Wildhüter folgte ihren Augen, sah unruhig nach der Hütte und entgegnete dann kurz: „Seit sechs und sechzig Jahren."

„Wer war vor Euch Wildhüter?"

„Mein Vater. Ich habe mich so hineingewöhnt in

diesen Wald, daß er mir zur Heimath geworden ist. Die Bäume hier rings umher habe ich aufschießen sehen, und immer höher wurden sie, je mehr mein Haar bleichte. Sie denken Alle: es muß sehr langweilig im Dickicht sein. Sie irren sich. Ich kenne die Sprache des Windes, den Schrei der Waldthiere, ich horche auf das Rauschen der Waldbäche und das Summen der wilden Bienen. Das ist für mich Zeitvertreib neben meinem Dienste genug. Ich brauche keine Unterhaltungen mit Menschen, die mir überhaupt langweiliger sind, als mein Gehege und seine Bewohner." Jacques nahm den Krug zurück und wendete sich zum Gehen.

„Ihr könnt Recht haben," sagte Athénais; „aber ich hörte doch erzählen, Ihr wäret nicht immer im Walde gewesen; man wollte wissen, Ihr hättet eine Zeit lang in der großen Welt gelebt."

„Das ist wahr, gnädiges Fräulein. Ein Jahr vor dem Tode meines Vaters. Mein Alter schickte mich hinaus in die weite Welt. Was ich da gesehen und gehört, bewog mich eben so schnell wie möglich wieder in den Wald zurückzukehren. Ich habe Paris besucht, das war zur Zeit des großen Königs Heinrichs des Vierten, den ich oft genug gesehen habe. Seitdem änderten sich die Menschen so auffallend, sie sind so — —. wohin wollen Sie denn, Madame oder Fräulein?" sagte er zur Marquise, die sich dem Zaun an einer Stelle zu nähern versuchte, wo sie eine Lücke bemerkt hatte.

„Ich betrachte nur die sinnreiche Verschlingung Eures Zaunes. Diese Pflanzen sind mit wahrhafter Berechnung vertheilt, um sich nach und nach zu einer undurchdringlichen Mauer in einander zu verwachsen."

„Ja. Das ist meine Absicht gewesen. Aber die Füchse und Wildschweine gönnen mir meine Ruhe eben so wenig,

als die Bauern von Rochechouart, oder der verwünschte Müller von Belac, der mich immer mit seinen Einladungen und Besuchen plagt. Die Thiere reißen fast jede Woche einmal Lücken in den Zaun; eben bin ich wieder dabei, ein Loch zu stopfen."

In diesem Augenblicke ertönte der weithin schallende Ruf eines Jagdhornes, und fast unmittelbar darauf wurde ein Trupp von fünf Reitern sichtbar, die über den Waldweg gegen das Schloß zu ritten. „Hollah!" rief der Erste, „Jacques — Jacques Tonneau — alter Dachs! Hervor aus Deinem Bau!" Der Wildhüter öffnete unruhig das Gatter und trat aus der Umzäunung.

Die Fünfe näherten sich dem Graben und Einer von ihnen ritt zur Brücke. „Komm, Alter, der Herr Marquis will mit Dir sprechen." Jacques ging über die Brücke zu einem elegant gekleideten Reiter, um den sich die übrigen in ehrerbietiger Ferne schaarten.

„Den schönsten guten Morgen, Herr Marquis von Montespan," sagte der Alte, sich verbeugend.

„Jacques," entgegnete der Marquis, ihm freundlich die Hand reichend, „weißt Du, wie es auf Schloß Mortemart aussieht? Ich habe die Absicht, den Herzog um ein Mittagsmahl zu ersuchen, weil ich gegen Abend in Amradour sein muß. Ich will nicht stören. Sende ich nun einen meiner Leute voraus, so nimmt der Herzog meine Gesellschaft an, auch wenn sie ihm unbequem ist. Ich höre, es sind Gäste da oben."

„Sie können die beste Auskunft darüber durch mich erhalten, Herr Marquis," sagte Athénais, aus dem Gebüsche tretend. „Sie dürfen überzeugt sein, daß Sie auf Schloß Mortemart ein willkommener Gast sind."

„Athénais," rief der Marquis hoch erröthend, „Sie hier? Oh — welch' ein Glück! Da, Jacques, halte den

Zügel." Mit eleganter Wendung schwang sich der Marquis von Montespan aus dem Sattel zur Erde, eilte auf Athénais zu und küßte die ihm dargebotene Hand.

„Das schöne Fräulein von Mortemart hier im wilden Forste?" sagte er, freundlich drohend.

„Ich spazierte mit meiner Freundin, unserm Gaste, der Frau Marquise von Brinvilliers."

„Sie ist hier? fragte Montespan schnell. „Sie ist Ihre Freundin?" Sein Gesicht legte sich ein wenig in Falten.

„Gewiß," erwiderte Athénais, „Sie ist dort bei der Hütte Jacques' — sie — Ei, wo ist sie denn geblieben?

„Ich suche die Dame schon längst mit den Augen, aber ich finde sie nicht," sagte der Wildhüter, der, das Pferd des Marquis haltend, mit fieberhafter Unruhe das Weitergehen und Verschwinden der Marquise beobachtet hatte.

„Später können wir mit ihr plaudern, Athénais. Jetzt lassen Sie mich erfahren, wie es Ihnen ergangen ist seit jenem glücklichen Tage in Gramont, wo wir das ländliche Fest zusammen feierten; haben Sie meiner gedacht? haben Sie die Rose bewahrt, die ich Ihnen reichte? Sprechen Sie, oh — mein Strauß ist so grün, so frisch. — Ich habe die Zweige sofort in die Erde gesteckt; denken Sie, der eine, der große, hat Wurzel geschlagen, er grünt — er wird blühen. Das ist ein gutes Zeichen." — Der Marquis küßte die schöne Hand des jungen Mädchens auf's Neue.

„Marquis," sagte Athénais, ihre Hand, obwohl sehr langsam, zurückziehend, „so konnte ich meine Rose nicht verwahren. Aber wenn Sie heute zu uns nach Schloß Mortemart kommen, dann werde ich Ihnen zeigen, daß ich Pflanzen zu pressen verstehe, wie der berühmte Morison. Die Rose wird sich gut erhalten, und vielleicht bringen Sie

mir nächstens eine frische," setzte sie kindlich lachend hinzu. „Sie kommen doch nach Mortemart?"

„Ich komme, Athénais, ich komme," rief der junge Mann. „Sie müssen mein keckes Eindringen bei dem Herzoge entschuldigen."

Ein Ausruf Jacques unterbrach das Gespräch. Der Marquis und Athénais blickten zurück und sahen die Marquise von Brinvilliers um die Ecke des Wildzaunes kommen. Sie war eine Zeit lang verschwunden gewesen. Ihr sonst feines, bleiches Antlitz glühte, die Locken schienen ein wenig verwirrt, den Hut trug sie in der Hand.

Sie nahte der Gruppe, indem sie langsam die Brücke überschritt. Wo war die Marquise geblieben? was hatte sie in eine gewisse, leicht zu bemerkende Aufregung versetzt?

Als der Marquis dem alten Wildhüter seinen Zügel gab und Athénais begrüßte, glaubte die Marquise von Brinvilliers den rechten Augenblick gekommen, um eine schnelle Untersuchung des von Jacques sorgfältig verwahrten Terrains vornehmen zu können.

Sie war mit hastigen Schritten zu der bereits erwähnten Lücke des Wildzaunes geeilt, und ohne sich lange zu besinnen, durch dieselbe in das Innere der Umhegung gelangt. Durch die Gespräche im Schlosse neugierig gemacht auf die einsame Wohnung und voll Verlangen, das Geheimniß des Wildhüters zu erforschen, hatte sie beim Anblick der Hütte schon für alle Fälle einen Plan entworfen. Als sie durch die Oeffnung gedrungen war, bemerkte sie, daß auf dieser Seite des Häuschens noch ein besonderer Eingang in die kleine Wohnung führte, der von dem Vorderhofe durch eine lebendige Hecke getrennt war und sich den Blicken Aller von dort her kommenden Besucher verbarg. Die Thür stand offen, ihre Schwelle zierte ein brabanter Teppich, auf welchem in nachlässiger Stellung, halb sitzend, halb liegend,

ein sehr schöner, kaum dem Knabenalter entwachsener Jüngling ruhte. — Seine Erscheinung war, die braune, durch Waldluft erzeugte Gesichtsfarbe abgerechnet, der Marquise so ähnlich, daß man beide ohne Zweifel für Geschwister angesehen haben würde, hätten sie nebeneinander gestanden.

Die Marquise war entzückt über den Anblick des schönen Jünglings, dessen Vorhandensein in der Tiefe des Waldes sie sich nicht hatte träumen lassen. Sie hatte irgend ein schmutziges, halb verwahrlostes Wesen zu finden geglaubt, und sah sich jetzt der Gestalt eines Apolls, in die malerische Kleidung der Landleute von Marche gehüllt, gegenüber. Unwillkürlich regte sich in ihr die große Dame von Paris, deren ein wenig überreizten Sinnen das Abentheuer und der Gegenstand desselben höchst pikant und Zerstreuung verheißend entgegentrat.

Bei ihrem plötzlichen Hervorkommen aus dem Buschwerk des Zaunes war der junge Mensch aufgestanden. Auch ihn schien die reizende Persönlichkeit der Marquise vollständig zu bezaubern. Er starrte sie an und rief, die Arme nach ihr ausstreckend:

„Wie schön — wie schön. Ist es wieder ein Traum? ist es die Wirklichkeit? O — reichen Sie mir Ihre Hand, damit ich mich überzeuge, daß Sie kein Traumbild sind.“

Die Marquise trat auf ihn zu und reichte ihm ihre Hand. Der junge Mann ergriff und drückte sie leicht. „Weshalb verbirgt man Sie hier, Charles?“ frägte die Brinvilliers.

„Ich weiß es selbst nicht. Schon seit langen Jahren werde ich von Hüter zu Hüter, von einsamer Wohnung zu entlegenen Orten geführt. Jacques Tonneau bewacht mich strenge.“

„Leiden Sie Mangel?“

„Nie. Ich habe die beste Kost. Meine Bücher fehlen

mir nicht; aber ich darf mit Niemandem sprechen, wenn Jacques es mir nicht gestattet."

„Er ist Ihr Vater?"

„Ich weiß es nicht; aber ich glaube nicht, daß er mein Vater ist. Er hat mir gegenüber ganz das Wesen eines treuen, aber strengen Dieners. Ich kam von der Perche hierher, wo ich lange Zeit bei einer alten Frau erzogen wurde, und durch den Pfarrer Unterricht erhielt. Damals hütete man mich nicht so strenge. Aber nach langer Zeit sind Sie das erste höhere Wesen, mit dem ich spreche. Weiß es Jacques?"

„Er weiß nichts davon. Sprechen Sie auch nicht zu ihm. Jene Alte war Ihre Großmutter, wie der Wildhüter behauptet."

„Er sagt eine Unwahrheit. Jene Frau war eben so wenig meine Großmutter, als Jacques mein Vater ist."

„Möchten Sie fort von hier? hinaus in die freie, lachende Welt?"

„Ich sehne mich danach. Aber Jacques macht mir Furcht. Von zartester Kindheit an hat man mir immer erzählt, daß finstere Verhängnisse mich umschwebten, meinen wahren Namen zu verschweigen zwingen; eine entsetzliche Gefahr soll mir drohen, wenn ich die Stille des Waldes verlasse oder mit der Welt in Berührung komme. Meine Bestimmung, sagt Jacques, ist es, einst das Gewand eines Mönches zu tragen. Aber meine Träume sind ganz anderer Art. Ich habe Muth, ich fühle Kraft."

„Sie sollen dieser Fesseln ledig werden. Verlassen Sie sich auf mich, Charles."

„Woher wissen Sie meinen Namen?"

„Sie sind nicht so unbeachtet, als Sie glauben. Im Schlosse spricht man von Ihnen. Ich kannte Sie, bevor

ich Sie gesehen. — Die Zeit drängt. Leben Sie wohl für heute. Ich werde handeln."

Mit schneller Wendung huschte sie durch die Lücke des Zaunes. Als habe er einen Geist gesehen, so starrte der junge Mensch der Entschwundenen nach: „So etwas Herrliches haben meine Augen noch nie erblickt. Und diese Engelsgestalten sollten mir Verderben bringen? wie Jacques sagt. Ich kann es nicht glauben; ich will mir Mühe geben, sie wieder zu sehen — ich muß sie wieder sehen. Vor allen Dingen Verschwiegenheit. Der Müller von Belac hat Recht, wenn er mir räth, dem guten Jacques nicht Alles zu sagen, was mich bewegt." — Er schloß die Thür und ging in den großen Hof, durch dessen Umzäunung er die Personen auf der Lichtung betrachtete.

Als die Marquise die Gesellschaft gewahrte, ging sie langsamer. Sie hatte bald den Marquis von Montespan erkannt und nahte ihm mit einer überaus großen Freundlichkeit.

„Das nenne ich ein glückliches Zusammentreffen, Herr Marquis," rief sie. „Wir haben uns seit dem Feste des Herrn Cardinal Mazarin nicht wieder gesehen, welches den Unruhen der Frondekriege folgte."

„Wenn ich warten müßte, bis der Herr Cardinal ein zweites, eben so großartiges Fest veranstaltet, um mit Ihnen, Frau Marquise, zusammen zu treffen, dann würde ich das Glück Ihrer Gesellschaft lange entbehren müssen", sagte Montespan. „Der Herr Cardinal wird, so höre ich, immer geiziger."

„Sprechen Sie nicht so laut. Die Bäume haben Ohren. Ich bin erfreut, Sie in ländlicher Waldesstille begrüßen zu können."

„Und wo warst Du plötzlich hingekommen?" fragte Athénais. „Ich fürchtete schon, Du seiest in einer der Wolfs-

gruben verunglückt, welche Jacques rings um die Hütte herum gelegt hat."

„Mein Himmel," rief die Marquise mit affectirter Angst, „da wäre ich beinahe recht übel davon gekommen, denn ich ging fast ganz um die Einhegung."

Das Pferd des Marquis, welches Jacques beim Zaume hielt, bäumte sich; der Alte hatte eine heftige Bewegung gemacht und das Thier zuckte empor.

„Aber," wendete sich die Marquise zu dem Wildhüter, „Ihr habt meisterlich für Sicherheit gesorgt. Nirgends etwas zu erblicken. Ich wollte gern Euren Zögling sehen, umsonst. Ich schaute durch die Lücke des Zaunes, die Thüren des Hauses waren fest verschlossen."

Jacques athmete auf.

„Aber nun," rief Athénais, „schnell heimwärts. Herr Marquis, Sie bleiben unser Gast. Wäre es nicht gut, wenn Sie einen Ihrer Leute voraussendeten? Er mag unsere Ankunft melden."

Auf Befehl des Marquis ritt ein Diener voraus.

„Kommen Sie nun. Lebt wohl, Jacques, Ihr sollt später noch Alles beichten; Maria, Du wirst den Arm des Herrn Marquis nehmen."

„Darf ich nicht beide Damen führen?" fragte Montespan ein wenig betroffen?

„Ich muß Sie ja durch die Waldwege leiten; wir wollen den kürzesten Weg zum Schlosse einschlagen, und der Führer geht voran," lachte Athénais, bog schnell vorausgehend in einen schmalen, sogenannten Pirschgang, rief dem Marquis und der Marquise zu, ihr zu folgen, und warf von Zeit zu Zeit dem jungen Manne einen kurzen, aber doch vielsagenden Blick zu.

Jeden dieser Blicke fing die Marquise, obwohl die lebhafteste Unterhaltung führend, auf. Sie war mit den Er-

gebnissen des Vormittags sehr zufrieden. Die Entdeckung des jungen Mannes in der Waldhüterwohnung und dann — jetzt? Als sie Athénais und Montespan zuerst bei einander stehen sah, war sie aufmerksam geworden, als die junge Herzogin so geschäftig die Ankunft des Marquis auf Schloß Mortemart betrieb, hatte sie ihre Schlüsse gezogen, als sie die Blicke der jungen Leute beobachtete, hatte sie Gewißheit erlangt. Marquis Henri von Montespan war es, dessen Name jenes Purpurroth auf Athénais' Wangen zauberte, als die Marquise heute Morgen fragte: „Liebst Du?“ — — —

Jacques Tonneau sah der Gesellschaft lange nach. — Als die berittenen Diener des Marquis im Walde verschwunden waren, wendete er sich und ging auf seine Hütte zu. Er öffnete das Gatter und trat in den Hof. „Ah! sieh da, Charles, mein Junge,“ sagte er, „da bist Du ja! Hast Du die Reiter gesehen?“

„Ich betrachtete sie von hier aus. Auch die Frauenzimmer,“ entgegnete Charles gleichgültig.

„Sie waren dicht an unserer Hütte,“ fuhr der Wildhüter fort, seine Blicke verstohlen aber fest auf das Gesicht des Jünglings heftend.

„So?“ versetzte Charles.

Jacques ging fort. Er hielt sich dicht an dem Heckenzaune und besichtigte ihn Schritt für Schritt. „Es scheint nicht, daß die neugierige Buchfinke den Aufenthalt durchspäht hat. Sie wird nicht durch die Lücke gekrochen sein, sonst hätte sie Charles sehen müssen.“ Er war bei der Lücke des Zaunes angekommen und spähte auf dem Boden überall umher.

„Hm“, sagte er, „hier sind Tritte, die Tritte eines ganz kleinen Fußes. Sie führen bis zur Hütte. Ha —

das Weib war im Hofraume — sie war hier — ja — ja. Siehe da."

Mit diesen Worten griff er in das Gebüsch und holte eine kleine blaue Schleife daraus hervor. Dieses Toilettenstückchen befand sich, auf einen Dornenzweig gespießt, an der inneren Seite des Wildzauns. Als die Marquise durch die Lücke schlüpfte, war der verrätherische Schmuck an dem Gebüsche hängen geblieben.

„Sie war hier", wiederholte Jacques noch ein Mal. „Sollte es in Erfüllung gehen, was dem Jungen verheißen worden? sollte jenes Weib es sein? Ich will vor allen Dingen mit ihm reden."

Er ging, die Schleife haltend, auf Charles zu. „Sieh einmal, was ich gefunden habe," sagte er ernst. „Es müssen Neugierige hier gewesen sein. Das hing an der Zaunlücke."

„Ein Stück Band," warf Charles hin, ohne eine Miene zu verziehen. „Wenn Du es an der Lücke gefunden hast, so wird ein neugieriges Weib da herum nach uns geschnüffelt haben. Ich habe Niemand bemerkt, weil ich im Hause war und die Thüren geschlossen hatte."

Jacques Tonneau's Gesicht klärte sich auf. „Es ist noch einmal so vorübergegangen. Seien wir aber auf der Hut," murmelte er vor sich hin. „Morgen muß die verdammte Lücke geschlossen sein."

Folgen eines Tischgespräches.

Marquis Henri von Montespan stammte aus einem altadligen, berühmten Geschlechte, dessen Vorfahren sich in

den blutigen Kriegen gegen die englische Unterjochung Frankreichs besonders hervorgethan hatten. Der junge Marquis hatte seinen Vater verloren, die Mutter, welche auf Schloß Virac, dem Grundbesitze der Montespan's, wohnte, war eine Dame „aus der alten Zeit". Sie hatte mit der Königin Anna von Oesterreich, der Gemahlin Ludwig's XIII., die glänzenden Tage der Macht dieser Herrscherin durchlebt und war stets eine eifrige Anhängerin der Hofpartei gewesen. Der junge Marquis mußte auf ihr Geheiß schon früh die Waffen für die Sache ergreifen, der seine Mutter anhing, und focht in den letzten Kämpfen, welche die Frondeunruhen hervorgerufen hatten. Als die neue Hofpartei ihre Kräfte immer mehr entfaltete und der junge König Ludwig XIV. zur Regierungsgewalt gelangte, zog die alte Frau von Montespan sich ganz in die Einsamkeit zurück, sie verließ sogar Virac und übersiedelte nach ihrem anderen Schlosse Montespan, in Limousin gelegen.

Marquis Henri bewohnte und bewirthschaftete daher sein Schloß und Gut allein. Er verließ es nur, um an den Hof zu gehen, wenn ihn ein Befehl dahin rief, oder um bei den Edelleuten der Nachbarschaft Besuche zu machen.

Diese letztere Beschäftigung hatte den Marquis mit den Bewohnern des Schlosses Mortemart in nähere Berührung gebracht. Zu welchem für den jungen Mann erfreulichen Resultate diese Bekanntschaft führte, ist dem Leser bereits durch die Schilderung des Zusammentreffens der Herzogin Athénais mit Henri von Montespan bekannt geworden. Ob der Herzog die Verbindung mit dem Hause Montespan wünschte? — Das war eine andere Frage. Seitdem von dem Wappen der Mortemarts die Grafenkrone verschwunden und der herzoglichen Platz gemacht, war es dem jungen Marquis, als habe sich des neuen Herzogs

ein gewisser, hochstrebender Ehrgeiz, der hart an Stellenjägerei zu streifen schien, bemeistert. Freilich konnte der Marquis nur von Hörensagen schließen, denn die Erhöhung der Mortemarts war vorgegangen lange ehe der Marquis seinen Fuß über die Schwelle des Hauses gesetzt hatte; allein zuweilen mischten sich in die Reden des Herzogs Aeußerungen wie: „Als wir noch Grafen waren," oder: „vor der Zeit meiner Erhöhung" und dergleichen ein, was denn jedesmal dem liebenden Marquis ein Stich in's Herz war, weil seine Heirathspläne durch den vermeintlichen Familienstolz des Herzogs in die Ferne gerückt wurden; Henri verlor den Muth, mit einer Bewerbung hervorzutreten, die abschlägliche Antwort des Herzogs fürchtend, der seinem neugepfropften Herzogszweige möglicher Weise nicht das Reis eines Marquis aufsetzen wollte.

Diese Besorgniß hinderte den Marquis auch, mit Athénais von ernstlichen Heirathsprojecten zu sprechen. Er fürchtete hier die Ehrerbietung der Tochter, und so wiegten sich denn die jungen Leute sorglos, und der Zukunft oder dem Zufalle die Führung überlassend, in jenem reizenden Liebestraume, dessen Bilder mit Blumen und ländlichen Tänzen, glücklichen Stunden in stiller Einsamkeit, wonnevollen Spaziergängen durch Fluren und Wälder, ohne dabei durch ein menschliches Wesen gestört zu werden, mit schmerzlichem Scheiden und beseligendem Wiedersehen abwechseln. Bemerkten der Herzog und die Herzogin diese täglich wachsende Neigung nicht? Das wäre unmöglich gewesen. Henri von Montespan sagte es sich selbst hundert Mal, und schöpfte hieraus Hoffnung; denn hätte der Herzog durchaus gegen eine Verbindung sich erklären wollen, so wäre nichts einfacher gewesen, als dem Marquis durch ein artiges, aber kaltes Benehmen zu zeigen, daß seine Besuche auf Schloß Mortemart nicht willkommen seien. Dem war aber keines-

wegs so, vielmehr empfing man den jungen Marquis stets mit großer Freundlichkeit, mit Herzlichkeit. Die Eltern der schönen Athénais ließen ihn nur ungern bald vom Schlosse hinwegziehen, und keine Festlichkeit ward veranstaltet, der Henri nicht als Theilnehmer beigewohnt hätte.

Ein solches Fest war vor wenig Wochen in Gramont gefeiert worden. Seit jenem Tage hatten die Liebenden sich nicht gesehen, da Henri eine Reise in das Limousin zu seiner Mutter antreten mußte. Um so größer war die Freude des unverhofften Wiedersehens im Walde, und nur die Anwesenheit der Diener, so wie der Marquise hielten den Marquis ab, seinem Entzücken in jeder Weise Ausdruck zu geben. Er hatte den Aufenthalt in Mortemart gewählt, um nur wieder eine kurze Zeit in der Nähe der Geliebten sein zu dürfen und beschloß, sich in einem glücklichen, unbelauschten Alleinsein mit Athénais für den Zwang, den er sich auferlegen mußte, schadlos zu halten.

Als die Zurückkehrenden sich dem Schlosse näherten, wurden sie von dem herzoglichen Paare und den Geschwistern der schönen Athénais empfangen. Herzog Gabriel hatte bereits gleich nach dem Eintreffen des Reitknechtes die nöthigen Befehle zur Bewirthung seines Gastes ertheilt, und so erwartete denn die Bewohner des Schlosses ein glänzend servirtes Frühstück, welches mit Rücksicht auf die immer heißer brennende Sonne, im Gartensaale des Schlosses eingenommen werden sollte.

Nachdem Athénais und die Marquise von Brinvilliers sich ihrer Hüte entledigt, die in Verwirrung gerathenen Locken geordnet und die Läden ihres Schlafzimmers geschlossen hatten, um der Sonne den Eingang zu verwehren, traten sie in den Saal, wo schon die Uebrigen ihrer Ankunft harrten.

Der Marquis war von dem reizenden Anblick, den die

Erscheinung dieser beiden jugendlichen Gestalten darbot, einen Augenblick ganz geblendet. Er betrachtete sie mit Verwunderung. Obwohl die Marquise ihm kein angenehmer Gast des Hauses Mortemart sein mochte, da die mannichfachen Gerüchte über die wundersame Häuslichkeit der Brinvilliers auch ihn gegen die Dame eingenommen hatten, konnte er doch nicht umhin, der Schönheit seine Anerkennung zu zollen; aber das milde, kindliche Antlitz seiner Athénais war doch lieblicher anzuschauen, als die Gesichtszüge der Marquise, welche stets, von sanftem Ausdruck zu einer plötzlichen Wildheit überspringend — in ihrem Ausdrucke wechselten.

Bald saß man um die Tafel und ein heiteres Tischgespräch entspann sich, dessen Hauptinhalt natürlich die kleinen Abenteuer des Vormittags bildeten.

„Sie haben also das Geheimniß meines Wildhüters nicht erforscht, Marquise," sagte der Herzog in neckendem Tone. „Ja, ja; in so alten Rittersitzen und deren Forsten ist man sehr vorsichtig mit der Bewachung."

„Mir mangelte nur die Zeit, Herr Herzog. Sonst hätte ich eine förmliche Belagerung veranstaltet," lachte Frau von Brinvillier.

„Es ist eigenthümlich," sagte Henri von Montespan, „daß sich an unsere Herrensitze fast immer solche Geheimnisse knüpfen. Wenn sie sich nicht finden, dann haben wir mindestens einen finstern oder schweigsamen Lehnsmann, einen alten mürrischen Kastellan, dem die Schloßleute und Bauern Gott weiß welche Dinge nachsagen. Auch ich besitze ein solches Exemplar auf Virac; der Alte ist mir schon von meinem Vater übermacht worden. Er ist schweigsam und finster wie das Grab, aber eine grundehrliche Haut."

„Es sind seltene Menschen," versetzte die Herzogin, „und ich mag sie wohl leiden. Die jüngere Generation der

Diener wird immer entarteter. Alte Dienstleute, wie sie unsere Vorfahren besaßen, gehören zu den Schätzen."

„Die Plauderhaftigkeit dieser Bengel ist mir das Widerwärtigste," versetzte der Herzog." Mein Haus steht Jedem offen; aber doch ärgere ich mich, wenn Kleinigkeiten, selbst das Unbedeutendste, hinausgetragen wird. Ich halte über die Plaudertaschen stets ein Strafgericht."

„Dann können wir vielleicht heute noch einem Gerichtstag beiwohnen," lachte Montespan; „denn ich bin im Besitze eines Geheimnisses des Schlosses Mortemart. Ihre Diener, Herr Herzog, haben den meinigen von der Anwesenheit einer schwarzen Gestalt erzählt, die Sie in der jüngsten Zeit in nächtlicher Stunde heimgesucht habe. — Bei näherer Betrachtung stellte sich der unheimliche Gast als ein Bruder dar, der für sein Kloster wahrscheinlich eine milde Gabe beanspruchte."

„Das ist Ihnen erzählt worden?" sagte der Herzog ein wenig finster blickend.

„Nun freilich," lachte Montespan weiter. „Ich habe sogar mit meinem Verwalter eine Unterredung darüber gehabt. Er wollte durchaus mehr wissen, als Sie selbst vielleicht wissen können. Sie sind nun einmal in den Ruf gekommen, über gewaltige Kräfte gebieten zu dürfen. Das verdanken Sie Ihren wissenschaftlichen Bestrebungen und Ihren gefüllten Bücherschränken. Wer hier in unserer Gegend einige mathematische Instrumente beherbergt, der kann darauf rechnen, für eine Art Hexenmeister gehalten zu werden." Montespan hob das Glas und sagte, die Damen anblickend: „Sie haben ja auch Engel unter ihre Beschwörungsformeln gebannt."

Es war nicht zu verkennen, daß die Erwähnung des Mönchs eine gewisse Unruhe bei dem Herzoge erzeugt hatte.

Sie äußerte ihren lähmenden Eindruck dadurch, daß in der Unterhaltung eine ziemliche Pause entstand. Noch mehr sollte indeß der Herzog heute erdulden; denn Athénais, welche als tägliche Genossin ihres Vaters von der Existenz des seltenen Manuscripts Kenntniß erhalten hatte, that plötzlich unbefangen und naiv die Frage:

„Das ist also derselbe schwarze Herr, der wegen des mystischen Buches gekommen ist, Papa?"

Der Herzog ließ die Gabel sinken und fuhr empor.

„Athénais," sagte er in strengem Tone," weshalb erwähnst Du dieses Buches? Ich habe Dir nicht geboten zu schweigen; aber es handelt sich jedenfalls um ein Machwerk, das entweder gefährliche oder lächerliche Dinge bespricht, vielleicht auch beides nicht, denn wir vermögen die Schrift nicht zu enträthseln. Immerhin ist es besser, das Buch bleibt verborgen — Du hättest schweigen sollen. Uebrigens lege ich gar kein Gewicht darauf, und nur den Bücherfreund interessirt die alte Handschrift, deshalb verweigerte ich dem gelehrten Geistlichen die Herausgabe, was denn der Herr mir sehr übel genommen hat; offenbar hat das Exemplar einst in der Bibliothek eines Klosters gestanden und sollte dahin zurückkehren; ich finde aber, daß es bei mir eben so gut aufgehoben ist. Nun wissen Sie, lieber Marquis, das ganze Geheimniß."

„Ich mache Ihnen den seltenen Fund nicht streitig," sagte heiter der junge Mann. „Mir sind die lustigen Komödien und Erzählungen der Italiener, so wie unseres genialen Scarron mehr werth, als sämmtliche Folianten voll Gedanken über das Wesen der Alten. Sie nehmen das hoffentlich nicht ungütig auf." Er stieß sein Glas an das des Herzogs.

„Könnte man dieses wunderbare Buch denn nicht einmal zu Gesicht bekommen?" fragte plötzlich die Marquise

von Brinvilliers, welche die ganze Unterredung mit lauerndem Blick und ohne ein Wort zu sprechen, verfolgt hatte.

„Ich würde Ihnen gern jedes meiner Werke überliefern, Frau Marquise, „aber dieses nicht," versetzte Mortemart mit bestimmtem Tone. „Ich selbst kenne den Inhalt des Buches durchaus nicht. Bevor ich nicht genau davon unterrichtet bin, wird es mein Schubfach nicht verlassen. Es ist das eine Laune der Büchernarren."

„So mag es ruhen und den Würmern eine willkommene Speise bieten," scherzte die Marquise.

Die Unterhaltung sprang auf ein anderes Thema über; man erhob sich endlich, um in den Park zu gehen.

Während die Mortemart's und der Marquis von Montespan die schattigen Alleen durchwandelten — wobei Athénais ein wenig verstimmt war, denn sie sah ihre Unbedachtsamkeit wohl ein, obgleich sie sich von der Größe ihres Vergehens keine Vorstellung zu machen wußte, ging die Marquise auf ihr Zimmer.

Dieses Zimmer, welches sie während ihrer Anwesenheit auf Schloß Mortemart mit Athénais gemeinschaftlich bewohnte, lag auf dem rechten Flügel des Schlosses. Von hier aus führte ein langer, schmaler Corridor zu den für gewöhnlich benutzten Familiengemächern.

Die Marquise öffnete, nachdem sie in das Zimmer getreten war, leise die Thür desselben wieder und horchte eine Zeit lang. Als sie Niemanden gewahrte, schritt sie vorsichtig über den Corridor zur Wohnung des Herzogs. Sie überzeugte sich, wohin alle die verschiedenen Thüren und Treppen gingen, welche Verbindungen sie eröffneten und vermittelten.

Nach einigem Studium hatte sie entdeckt, daß die von den Schlafzimmern der herzoglichen Familie in den Bibliotheksaal führende Treppe noch einen besonderen Ein- und

Ausgang habe, zu dem man, ohne die Familiengemächer zu berühren, einen schmalen Mauergang passirend, gelangen konnte. Dieser Gang, vielleicht aus der Zeit Heinrich's II. stammend, wurde von den Dienern benutzt, um in den Wintertagen das Heizungsmaterial in den Bibliotheksaal zu schaffen.

Die Marquise öffnete die Verbindungsthüren, und gelangte so in den Büchersaal. Sie blickte sorgsam umher. In schönster Ordnung standen die Bände alle neben einander. Nur einige Werke lagen in der Nähe des Arbeitstisches, sie waren von dem Herzoge benutzt worden.

„In diesen Schränken kann es nicht sein," sagte die Marquise zu sich selbst. „Ein so wunderliches Buch hat er sicherlich verschlossen. Nur dort, der Arbeitstisch muß es bergen. Ich werde es doch zu sehen bekommen. Habe ich es erst, dann werde ich auch den Inhalt erfahren. Athénais muß dafür gewonnen werden; es ist genug, daß ich weiß, wie man in den Saal kommen kann."

Sie stieg die Treppe wieder hinauf, untersuchte genau das Schloß der Bibliothekthüre und eilte dann in den Park, wo die Töchter des Herzogs sie schon mit Schelten über ihr langes Ausbleiben empfingen.

Die Nachtwandlerin.

Ueber die Wälder und Mauern des Schlosses Mortemart stieg der Mond empor und zeichnete die Schatten auf Wiesengründe und Wege. Die Bewohner des Schlosses hatten sich zur Ruhe begeben. Athénais, glücklich, den Marquis

wieder ein Mal gesehen, gesprochen und von ihm die Betheuerungen seiner Liebe vernommen zu haben, hatte dem jungen Manne von der Terrasse ein Lebewohl nachgewinkt. So lange Henri von Montespan die Zinne des Altans erblicken konnte, sah er auch das flatternde weiße Tuch, welches Athénais gleich einem Banner in der Luft wehen ließ. Henri versprach bald wiederzukehren. Mit dieser reizenden Gewißheit tröstete sich die schöne Athénais über den kurzen Besuch des jungen Marquis.

Während sie kindlich in der Nähe des Geliebten plauderte, lachte und scherzte, entging es ihr nicht, daß Marie von Brinvilliers auffallend ernst geworden war. Als sie zum Parke wiederkehrte, nachdem die Untersuchung der Localitäten des Schlosses ihr gelungen, schien die Marquise fast zu träumen. Oft brach sie plötzlich die Unterhaltung ab und starrte in die Luft, dann war es Athénais, als spräche die Freundin einzelne Worte zu sich selbst. Auf Befragen: was denn die plötzliche Umwandlung bewirkt? — antwortete die Marquise einfach: daß ein Unwohlsein sie befallen habe, von dem sie sich aber leicht wieder zu erholen hoffe.

Da die Abreise Henri's alle Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, vergaß man diesen kleinen Zwischenfall bald, und erst nachdem der Marquis das Schloß verlassen hatte, widmete Athénais der ernsten Freundin wieder einige Sorgfalt.

Wie schon angedeutet, hatten die beiden jungen Damen während der Anwesenheit der Marquise auf Schloß Mortemart ein gemeinschaftliches Wohn- und Schlafzimmer bezogen. Es war dasselbe, von welchem aus die Marquise ihre Forschungen unternahm. Das Innere dieses Gemaches war mit allen Bequemlichkeiten ausgestattet, die eine luxuriöse Zeit hervorbringen konnte. Spiegel, Gemälde, Toiletten und Ruhebetten füllten den großen Raum. Die Lagerstätte der beiden schönen Damen umgab eine falten-

reiche Gardine aus meergrüner Seide, welche, aus einer Herzogskrone herabfallend, durch geflügelte Genien getragen und gehalten ward.

Die Fenster des Zimmers gingen auf den Park hinaus. Als Athénais spät in das Schlafgemach trat, fand sie die Marquise am offenen Fenster sitzen. Maria von Brinvilliers hatte ihren reizenden Körper in ein feines Nachtgewand gehüllt, dessen Falten der Hauch des sanften Windes bewegte, der durch das Fenster in das Gemach zog. Ein herrlicher Duft der Waldblumen strömte ~~mit ihm~~ herein, und das Licht des Mondes zeigte den üppigen Nacken der schönen Frau, wenn der Wind die Spitzenbesätze auseinanderbreitete, deren Fülle diese Reize verdeckte.

Das Gesicht der Marquise war fest auf die volle Mondesscheibe gerichtet, welche dem Fenster gerade gegenüber stehend an dem klaren Himmel in einem See kleiner silberner Wölkchen zu schwimmen schien. Die Marquise bemerkte es gar nicht, daß Jemand die Thür des Gemaches öffnete, und so hatte Athénais Muße genug, ihre Freundin zu betrachten und sich zu überzeugen, daß Maria mit einer Art von Verzückung an den Strahlen des Mondes hing, daß sie scheinbar zu demselben hingezogen wurde, wie durch eine geheime, magnetische Kraft.

Die Züge der Brinvilliers drückten ein Schmachten, ein Sehnen nach jenen lichtvollen Feldern des Himmels aus, zuweilen hob sie sich empor, als wollte sie gleich den Nachtfaltern, die in den Büschen flatterten, hinausschweben in die stille Mondnacht.

Verwundert schaute Athénais die Träumerin an, dann näherte sie sich leise derselben und legte ihre Hand auf deren Schulter. Erschrocken fuhr die Marquise in die Höhe.

„Wer stört mich?“ rief sie. „Ich war bei ihm. Dort oben.“

„Ich bin es, Maria," sagte Athénais sanft. „Du bist erschrocken, das thut mir leid."

„Ah — Du bist es. Ich bitte um Verzeihung. Ich war so glücklich, so voll unnennbarer Seligkeit. Ihr glaubt Alle nicht, welch eine Wonne man empfindet, wenn das Licht des Mondes uns überströmt, wenn es vergönnt ist, jene wundersamen Linien zu betrachten, welche in dunklen Fäden über die prachtvolle Fläche laufen. So eigenthümliche Dinge, wie ich heute da herausgelesen habe, sind mir lange nicht vorgekommen."

„Du bist eine vollständige Schwärmerin," scherzte Athénais. „Das habe ich längst bemerkt. Du streifst gern das Irdische ab."

„Du irrst Dich. Ich bleibe immer mit einem Fuße auf der Erde, aber ich kann mancherlei erfahren von dort oben her, was mir nützlich ist für mein Streben; hoch hinauf, glänzend wie mein Freund der Mond will ich stehen in der Welt; wie er sich wiegt in den Wolken, so will ich mich wiegen in den Freuden des großen, herrlichen Genusses. Nach Oben — nach Oben."

„Und doch sagtest Du mir, Du fühltest Dich glücklich in dieser Einsamkeit unseres Schlosses. Diese Ruhe, diese Stille der Waldungen zögen Dich an."

„Einsamkeit giebt Stärke. Sie stählt den Schwachen für den Kampf mit der großen Welt, und darum suche ich sie zuweilen. In dem Getümmel kann man nicht seine Gedanken ordnen, man kann nicht berechnen, wie viel eigne Kraft, welche Macht in uns selbst wohnt. Wir können da nicht die Wege und Mittel ausdenken: auf und mit denen wir zum Ziele gelangen. Das Alles kann man in der Einsamkeit, und deshalb giebt sie Stärke."

„Du bist ein seltsames Wesen."

„Du nicht minder, Athénais, — oder vielmehr: Du

wirst es werden. Wenn Deine Liebe zu Henri von Montespan vom Glück gekrönt worden ist, wenn ihr Beide Euch gefesselt habt, dann beginnt zuverlässig Dein seltsames Leben. Glaube mir. Ich habe meine Kenntnisse nicht aus ägyptischen Pyramiden oder sonst woher geholt; ich lese es Alles dort oben, in den Wolken — es ist ein dunkles, geheimnißvolles Etwas in mir, das mich forttreibt, das mir Alles vorher sagt, und doch kann ich nicht von dem Wege abkommen, selbst wenn ich Gefahr für mich darauf erblicke. So geht es mir bei den anderen Menschen auch. Ich sehe Dein Leben vor mir, — so klar — oh — so durchsichtig liegt Alles vor meinen Blicken. Du wirst Marquise von Montespan werden — gewiß. Aber Du wirst es nicht bleiben."

„Du weißt, Maria, daß ich den Marquis Henri — —?"

„Närrchen, dazu gehörte eben nicht die Gabe einer Seherin. Genug davon. Im Uebrigen denke an unser Gespräch im Walde. Du bist zu schön, um in der Zeit, der wir Alle entgegengehen, eine kleine Marquise zu bleiben. — Genug. Gehen wir zu Bette."

Sie schloß das Fenster und begann sich zu entkleiden. Athénais that das Gleiche, und bald hüllten weiche Decken die schönen Ruhenden ein. Die junge Herzogin von Mortemart floh der Schlaf. Die seltsamen Launen und Wandlungen der Freundin hatten sie beunruhigt. Henri's Dazwischenkunft war ihr wie ein Lichtblick in düsterm Gewölk erschienen und ließ die Schatten verschwinden, welche sich auf Athénais heiteres Gemüth zu senken begannen.

Aber jetzt, als die Marquise wieder ein Gespräch, dem schon ein Mal im Walde geführten gleichend, begann, da zog sich das Herz der schönen Athénais ängstlich zusammen. Sie rief sich das fast mystische Wesen der Marquise zurück, sie ließ die kleinen Ereignisse an sich vorübergehen; der

Pflegling des Wildhüters, das Verschwinden der Marquise, ihre Zerstreutheit, die Verzückung bei dem Anschauen des Mondes und die orakelhaften Reden — dies alles zusammengehalten, genügte vollkommen, um der schönen Brinvilliers den düstern Schein des Unheimlichen zu verleihen. Dazu kamen einzelne Reden Henri's, die leise anklingenden Gerüchte, welche über die Ehe der Marquise umliefen — genug Athénais blickte mit einer kleinen Anwandlung von Grauen auf die dicht neben ihr ruhende Gestalt der Marquise. Aber wenn man diese schöne Hülle betrachtete, mußte man versöhnt werden. Die leichten Falten der Decke umhüllten die Gestalt der Schlummernden, ohne es verhindern zu können, daß die herrlichsten Formen eines im vollkommensten Ebenmaaße gebauten weiblichen Körpers sich unter der Hülle abzeichneten. Der schönste Arm ruhte auf der Decke, das Köpfchen lag hintenübergebeugt, und das Gesicht umfloß die Welle des dunklen aufgelösten Haares. Die Marquise athmete tief und ruhig. Ihr Schlaf schien durch Nichts gestört. Athénais richtete sich im Bette empor, stützte sich auf ihren Arm und betrachtete die Schlafende, wozu das Licht des Mondes, welches durch das Fenster und die von der Marquise zurückgezogene Bettgardine fiel, ihr leuchtete. „Wer weiß, welchen Kummer dieses schöne Weib in ihrem Herzen trägt," sagte Athénais. „Vielleicht erfahre ich von ihr noch mehr. Unsere Freundschaft ist zu neu, als daß ich volles Zutrauen verlangen könnte, zudem bin ich auch die Jüngere."

Während Athénais bei diesem kleinen Selbstgespräche die Marquise betrachtete, schien es ihr, als gehe in der Seele der Schlummernden irgend Etwas vor. Die Gesichtszüge wurden belebter, einzelne Töne stieß die Marquise aus. Athénais bog sich zurück nnd sah mit Staunen, wie die Schläferin sich plötzlich erhob. Sie verharrte, einige Mi-

nuten lang die geschlossenen Augen gegen den Mond wendend, in sitzender Stellung, murmelte wieder verschiedene Worte und begann ihr Bett zu verlassen. — Ein Grausen überfiel die junge Herzogin. Die Todesstille der Nacht, das große Schlafgemach, in welchem das bleiche Mondlicht mit dem fahlen Scheine einer Nachtlampe kämpfte, die geisterhafte Gestalt der Marquise, das Uebernatürliche des ganzen Zustandes — brachten ein Gefühl des Entsetzens bei Athénais hervor, dessen Gewalt sie fast übermannte. Sie wollte schreien — die Stimme blieb ihr in der Kehle stecken; sie wollte entfliehen — ihre Glieder versagten den Dienst. In dieser Verfassung war sie gezwungene Zeugin des unheimlichen Auftrittes.

Als die Marquise ihr Bett verlassen hatte, ging sie langsam, die rechte Hand vorstreckend, auf das Fenster zu. Sie wich höchst geschickt jedem Hindernisse aus und trat immer in den Streifen des Mondlichtes, der sich auf dem Boden des Gemaches hinzog. Dann schien sie zu horchen, denn sie legte die Hand an das Ohr und reckte den Kopf ein wenig. In dieser Stellung verharrte sie eine Zeit lang.

Athénais konnte jede Bewegung bemerken und allmälig kehrte dem jungen Mädchen die Besonnenheit zurück. Sie hatte vielfach von Nachtwandlern reden hören. Freilich wurden diese Kranken im Jahre 1655 zu den Verzauberten gezählt. Die Wissenschaft mochte darüber lächeln, die Laien kreuzten sich bei dem Gedanken, daß sie einem solchen Wesen begegnen könnten.

Durch ihren Vater war Athénais aber mit diesen Erscheinungen bekannter geworden, als die Meisten ihres Geschlechtes. Dessenungeachtet konnte sie die Empfindung des Grauens nicht unterdrücken. Sobald sie aber gewahrte, daß die Wandlerin ruhig ihrem geheimnißvollen Triebe nachgab, überwand die Neugierde bei Athénais die Furcht

und sie verließ ebenfalls schnell ihr Bett, warf ein Nachtgewand um sich und schlüpfte hinter einen Schirm, von wo aus sie die Marquise beobachten konnte.

Diese wandte sich, nachdem sie dem Monde einige Küsse zugeworfen hatte, zur Thür des Zimmers. Da sie dicht bei dem Schirme, hinter welchem Athénais stand, vorüber mußte, konnte die Lauscherin deutlich hören, wie die Wandelnde vernehmlich das Wort: „Das Buch! Das Buch!“ vor sich hin murmelte.

Athénais stand plötzlich die ganze Unterredung bei Tische vor der Seele. Ja — die überreizten Nerven der Marquise trieben diese seltsame Frau aus dem erquickenden Schlafe in die Nacht hinaus, um jenes verrufene Buch zu suchen. Geweckt, umhergetrieben von dem Mondesstrahle, ihrem Freunde und Peiniger zugleich, schlüpfte sie geistergleich durch die Räume des Schlosses, in der Stille der Nacht Dasjenige zu suchen, mit dem sie sich am Tage so vielfach beschäftigt. Wird sie es finden? Ahnt sie, wo es verborgen liegt? — Die Wandlerin öffnet die Thüre und tritt in den Gang.

Athénais' Gesicht glüht. Sie achtet auf keine Furcht mehr, sondern schleicht der Marquise nach. Wunderbar! Die Schlafende wandelt über den langen Corridor, dann bleibt sie vor einer kleinen Thüre stehen, als ob sie hundert Mal einen Weg gegangen, der selbst Athénais fast fremd ist, öffnet sie die Pforte und schlüpft in den schmalen Mauergang.

Beide Frauen befinden sich jetzt in diesem engen Raume. Athénais drückt sich gegen die Wand, dicht vor ihr steht die Nachtwandlerin. Diese horcht wieder.

„Ja — im Saale — im Schreibtische? — Gut, ich gehe. Ich gehe, mein Freund,“ murmelte sie. Es ist, als ob unsichtbare Gestalten ihr in's Ohr flüstern und den

Weg ihr angeben. Athénais' Staunen wächst, denn die Marquise findet die Treppe zum Bibliotheksaale mit größter Sicherheit. Vor derselben angekommen, wird sie das Schloß öffnen können?

Da klirren schon die Riegel. Sie sind in der Zeit des Königs Franz I. gefertigt und mit einer verborgenen Feder versehen — aber die Wandlerin hat diese Feder entdeckt, die Thür springt auf, und die Marquise steigt in den Saal hinab.

Als sie hier angekommen ist, athmet sie tief auf und eine schwermüthige, choralartige Melodie entschwirrt ihren Lippen. Das Mondlicht, welches durch die hohen Bogenfenster strahlt, übergießt sie mit einem silberweißen Scheine. Athénais' Haare sträuben sich ein wenig, denn jetzt beginnt die Wandlerin zu rufen, ihre Stimme klingt rauh — dann erhebt sie den Fuß und dann die Arme, nun dreht sie sich im wirbelnden Tanze, immer schneller und schneller — das ist kein menschliches Wesen, das ist ein Dämon, den die Geister der Nacht in dieses Schloß geführt. — Ein heiserer Schrei, sie steht wie angeschmiedet.

Mit einem furchtbaren Sprunge ist sie in die Nähe des Arbeitstisches des Herzogs gelangt. Sie betastet denselben hin und her, streicht mit den Fingern an den Kanten entlang und klopft die Wände und die Schlüssellöcher.

Endlich ruft sie: „Hier ist es! Hier ist es! Hilf mir, mein Freund!"

Athénais sieht scharf hin und erkennt, daß es der Kasten ist, in welchem der Herzog das geheimnißvolle Buch verwahrt hat.

Nun begann die Wandlerin an der Wand des Faches zu kratzen, sie ächzte, sie stöhnte. Fortwährend rief sie um Beistand, ihre zarten Glieder schienen zu wachsen, und Athénais bemerkte, wie sie mit übernatürlicher Gewalt den schwe-

ren, alterthümlichen Schrank bewegte. Da aber die Festigkeit ihrer Anstrengungen spottete, kauerte sie sich vor dem Schranke nieder, stützte den Arm auf die Knie, senkte den Kopf in die Hand und kreischte: „Ich bleibe, bis Dich mein Freund öffnet."

Athénais' Gedanken wirbelten durch einander, es war ihr, als ströme die dämonische Gewalt von der Marquise auf sie über und reiße sie in die gespenstischen Kreise. Zwischendurch rief es ihr ins Ohr, daß diese Frau Unheil bringen werde, wenn sie das Buch erhalte; die Warnung ihres Vaters, die finstere Gestalt des Mönchs, von dem sie gehört hatte, bewegten sich vor ihren geistigen Blicken und mit schnellem Entschluß sprang sie von den Stufen der Treppe hinab in den Saal, eilte kühn zu der Marquise, umklammerte deren Schultern und rief mit lauter, fester Stimme: „Maria von Brinvilliers, erwache, erwache!"

Die Gestalt der Marquise schnellte empor, ihre Glieder streckten sich, und die Augen öffnend, starrte sie verstört umher. Ihre Hand fuhr über die Stirn. Als ihre Blicke Athénais trafen, bog sie den Kopf zurück, als wollte sie einer Erscheinung ausweichen, denn sie sagte mit zitternder Stimme: „Wo bin ich?" Sie lehnte, wie nach schwerer Arbeit ermattet, ihr Haupt an Athénais' Brust.

„Maria, komm zurück in's Schlafgemach, Deine Nerven sind furchtbar erregt."

„Athénais — ich bin ein unglückliches Wesen, habe Mitleid! ich bin behaftet mit der wunderbar schrecklichen Krankheit der Mondsucht, — seit meiner Kindheit leide ich daran."

Athénais umfing die zitternde Freundin, und Beide traten den Rückweg an.

Die Marquise schüttelte ein Fieberfrost.

„Sprich zu Niemandem davon, Athénais. Ich bin für viele Leute ein umheimliches Wesen.“

„Was wolltest Du in dem Bibliotheksaale, Maria? Du mußt Dir doch am Tage etwas vorgesetzt haben. Du suchtest irgend eine Sache, einen Gegenstand,“ sagte Athénais lauernd.

„Ich suchte — ja. Ich suchte das räthselhafte Buch Deines Vaters. Immer und immer wieder treibt mich eine Stimme an, diese Blätter zu durchfliegen. Es ist mir, als läge mein Schicksal zwischen den Falten des Buches. Könnte ich es nicht einmal sehen? Als sie davon sprachen, ward ich gewaltig erregt.“

„Aber dieses Buch ist vielleicht ein böses, schädliches Werk. Mein Vater hat mir nur flüchtig davon gesprochen. Frage ihn selbst deswegen, er wird es Dir zeigen. Möglich, daß wir uns weit mehr einbilden, als wirklich daran ist.“

„Hm — Dein Vater kennt den Inhalt selbst nicht; aber der Mönch muß großen Werth auf das Buch gelegt haben. Wie — wenn es die Angabe enthielte zur Bereitung von Gold, zur Auffindung von Schätzen? Bedenke, Athénais, welch ein Glück, wenn wir erfahren könnten, wie unsichtbare Gewalten zu fesseln, herbeizurufen sind. — Wir müssen das Buch haben.“

„Martere Dein Gehirn nicht mit solchen Plänen. Ruhe Dich aus von der Erregung dieser Nacht.“

„Gut — wir wollen morgen weiter davon reden. Deine Hand, Athénais.“

Die junge Herzogin reichte der Marquise die Hand. Heftig schlugen die Pulse der Nachtwandlerin, und eine Erstarrung, die fast dem Tode glich, bemeisterte sich der Freundin.

Allmählich verließ dieser Anfall sie wieder, und als die

ersten Strahlen der Morgenröthe den Horizont erleuchteten, schlief Maria von Brinvilliers so ruhig wie zuvor.

Athénais wachte.

Eine gestörte Zusammenkunft.

So glücklich der alte Wildhüter anfangs über die von seinem Pfleglinge abgewendete Gefahr, welche demselben durch die Bekanntschaft mit der Außenwelt drohen sollte, sich gefühlt hatte, ebenso nachdenklich machte ihn das scheue und ernste Wesen des jungen Menschen wenige Tage nach der unvermutheten Erscheinung der Marquise.

Jacques Tonneau konnte sich diese Unruhe nicht erklären. Er hegte den festen Glauben, daß sein Zögling die Frau nicht erblickt oder gar gesprochen habe, und dennoch mußte ihm die Veränderung in Charles' Benehmen auffallen.

Sein Verdacht stieg gewaltig, als Charles eines Morgens den Wunsch aussprach, allein den Forst durchstreifen zu wollen.

„Was willst Du im Forste? Kannst Du nicht warten, bis ich mit Dir zusammengehe?" hatte Jacques gefragt.

„Ich möchte aber gern allein fort. Ich sehe doch viele andere Leute meines Alters durch die Wildniß streifen," hatte Charles geantwortet.

Jacques schwieg. Er überlegte schnell, daß er seinem Zögling freien Willen lassen müsse, weil dies das sicherste Mittel sei, um zu erfahren, ob wirklich die Marquise den jungen Waldbewohner gesprochen habe; denn hatte die blendende Erscheinung seine Sinne so mächtig umfangen, dann

war es gewiß, daß Charles sie auch wieder aufsuchen würde.

Jacques drehte sich also halb unwillig fort und erwiderte kurz: „Wenn Du gehen willst, ohne mich gehen willst — meinetwegen. Aber bleib mir nicht zu lange aus.“

Charles ließ sich die Erlaubniß nicht wiederholen. Er warf eine kurze Flinte über den Rücken, klopfte dem Alten auf die Schulter und verließ mit freundlichem Gruße die Hütte.

Jacques blickte ihm besorgt nach. Auf der Lichtung vor der Hütte stand Charles einen Augenblick wie in Gedanken. Er nahm sein Gewehr in die Hand und prüfte das Radschloß, dann schien er einen schnellen Entschluß gefaßt zu haben, denn er wandte sich plötzlich links in den Wald.“ Er geht seinem Schicksal entgegen,“ seufzte der Alte. „Ich muß ihm aber beistehen.“

Jacques Tonneau pfiff seinem Hunde, huschte zur Hinterthüre hinaus, sprang über die Hecke und verlor sich in dem dichten Gestrüppe des Forstes.

Als Charles eine Zeit lang durch den Wald gegangen war, schlug er einen andern Weg ein. Er hatte den Alten täuschen wollen, als er links abbog, das Schloß lag nicht in dieser Richtung. Sobald der junge Mann allein war, blickte er um sich und suchte offenbar die Lage des Schlosses zu erspähen, denn er ging einige Male vor und rückwärts, stieg auf einen Hügel, versuchte durch das Gehölz zu blicken und erkletterte endlich einen Baum.

Von hier aus erblickte er den Hauptthurm von Mortemart. Zufrieden mit diesem Resultate, stieg Charles herab und eilte hastig in das Dickicht. Kaum war er verschwunden, als Jacques Tonneau mit seinem Hunde aus dem Walde hervorkam und ihm nacheilte.

Charles gelangte endlich an den Saum des Forstes,

den ein ziemlich breiter Graben von den Parkanlagen des Schlosses trennte. Er ging am Rande dieses Grabens hin und her. Drüben versperrte eine Anlage von Mandelhecken dem Spähenden die Aussicht auf den Park. Ueber die Bäume stiegen die Mauern des Schlosses empor. Charles betrachtete die Fenster sehr sorgfältig.

„Oh — wenn ich die schöne Dame doch noch einmal sehen könnte,“ seufzte er vor sich hin. „Sie war so gütig, so freundlich. Ich fühlte mich so selig in ihrer Nähe.“

Er ließ sich in den Graben hinab und versuchte, einen Weg in den Park zu entdecken. Dies gelang ihm endlich in der Nähe einer kleinen Brücke. Er stieg empor und bog die leichten Zweige auseinander.

An diesem Morgen wandelten Athénais und die Marquise in dem Parke des Schlosses umher. Die erschöpfenden Auftritte der Nacht hatten Maria's schönes Gesicht mit einer elfenbeinfarbigen Blässe überzogen. Den Arm der jungen Herzogin als Stütze gebrauchend, durchstrich sie die Gänge und Alleen. Die Unterhaltung der Damen bewegte sich natürlich auf dem Gebiete des Außergewöhnlichen, von welchem Athénais Zeuge gewesen war.

Maria von Brinvilliers konnte nicht ihr einmal gestecktes Ziel aus den Augen verlieren: die Erlangung des Buches. Athénais versuchte, der Freundin diese Grille auszureden, sie stellte ihr die Warnung des Vaters vor, sie bat, wenigstens mit dem Herzoge zu sprechen — allein die Marquise entgegnete darauf: daß der Herzog freiwillig nie das seltsame Buch ausliefern werde, und wußte in ihrer Weise ein so glühendes, interessantes Bild von der Lust, welche die Entdeckung eines Geheimnisses errege, zu entwerfen, daß Athénais' kindlicher Gehorsam gewaltig erschüttert wurde. Die Reden und Beweise der sonderbaren Frau klangen so verführerisch und überzeugend, sie wußte die Umgehung des

Verbotes scherzhaft darzustellen, sie schilderte die Ueberraschung des Herzogs, wenn plötzlich beide Damen als Kennerinnen des verrufenen Manuscriptes hervortreten würden — daß Athénais endlich fragte:

„Aber wie sollen wir zu dem Buche gelangen? Mein Vater hütet die Schlüssel zu dem Arbeitsschranke sorgfältig."

Die Marquise stand einen Augenblick still und blickte Athénais verstohlen von der Seite an, dann sagte sie in scherzhaftem Tone, ihren Arm um die Freundin schlingend:

„Schlüssel? Ei nun, wir begehen einen kleinen Diebstahl und entwenden dem Papa auf einige Zeit seine Schlüssel."

Athénais zuckte zusammen. Sie richtete ihre großen Augen auf die Marquise. „Entwenden? die Schlüssel? Das kann Dein Ernst nicht sein, Maria. Das haben wir nie, auch in Gedanken nicht gethan. Unsern Vater hintergehen? Nein, Du treibst Scherz mit mir."

„Wenn Du nicht der kleine Bandit sein willst, laß mich den furchtbaren Raub begehen. Ich werde die Schlüssel schon finden. Ich verspreche Dir, in dem Kasten Nichts weiter anzurühren."

„Kennst Du denn das Buch so genau?"

„Ich werde es erkennen, meinen Blicken schwebt es deutlich vor. Und weißt Du denn, ob nicht in dem Buche vielleicht eine Wahrsagung, ein Hinweis enthalten ist, die zum Glücke der Deinigen wesentlich beitragen können? Ich habe mich schon gefragt: weshalb kam der Mönch gerade hierher, um die Auslieferung des Buches zu verlangen? Ich weiß, daß die Unterredung zwischen ihm und Deinem Vater eine sehr ernste, heftige war. Weshalb dieser Eifer des Klosterbruders? Das ist sehr seltsam. Man hat Beispiele genug in der Geschichte alter, hoher Familien, daß ihr Glück, ihr Bestehen an diesen oder jenen Gegenstand

gefesselt ist. Ein alter Pokal, ein Ring, ein Amulet — solche Dinge ziehen sich durch Generationen. Denke an Diana von Poitiers und ihren verzauberten Fingerreif, der die Liebe des Königs stets wach erhielt; die Montmorenci's haben in ihrer Familie ein seltenes Glas, das sie hüten wie ihren Augapfel, weil ein Zauber daran haftet; aber der Graf Peguilhen, ein junger, strebsamer Cavalier, kann nicht zur Höhe des Ruhmes gelangen, welche er erklimmen will, weil, einer festbegründeten Ueberlieferung nach, ein Kleinod, das seine Vorfahren einst aus dem gelobten Lande mitgebracht haben, verloren ist, an dessen Besitz der Ruhm seiner Familie gefesselt bleibt. Man sagt, die Feinde der Peguilhens hätten den Schatz entwendet. Kannst Du wissen, ob nicht etwa ein Feind Eures Hauses den Mönch abgesendet, um Deinen Vater eines Talismanes zu berauben? Du lächelst? Ja, so seid Ihr hier in Eurem Schlosse! Wenn Du die Geheimnisse so mancher hohen Familie kennen lerntest, Du würdest Wunderdinge erfahren."

„Wir sind hoch genug gestiegen, Maria, bleiben wir dabei," sagte Athénais bescheiden.

„Man kann nie hoch genug steigen, mein Kind. Wir gehen Tagen entgegen, in denen nur Diejenigen einen Werth behalten, die glänzen, strahlen und in ihrem Kreise herrschen. Suchen wir das Buch."

Athénais' kindlicher, aber dennoch leicht erregbarer Sinn begann dem verderblichen Einflusse zu unterliegen.

„Wenn Du denn so fest überzeugt bist, daß die Entzifferung der Schriftzüge uns Glück bringen wird — suche Dir das Buch zu verschaffen," sagte sie nach einigem Zögern.

„Ich weiß es. Sicherlich enthält es Mittel, Fingerzeige, die man zur Erreichung eines hohen Zieles benutzen kann."

„Aber wenn Du das Buch in Händen hast, wer wird es Dir entziffern?“

„Auch daran habe ich gedacht. Ist nicht der Kaplan ein häufiger Gast Eures Hauses? Wir zeigen ihm, wenn er hierher kommt, die Schriften. Er muß sie uns deuten, er ist gelehrt.“

„Wenn er selbst aber diese Buchstaben nicht zu deuten weiß? Hast Du nicht gehört, daß die Schrift einer längst entschwundenen Zeit angehört?“

„Der Priester muß Rath schaffen. Laß mich dafür sorgen. Wo hat der Herzog die Schlüssel?“

Athénais kämpfte wieder mit sich selbst. Sie sollte ein neues Unrecht begehen.

Die Marquise schmeichelte, bat und betheuerte — die junge Herzogin gab nach.

„In dem Schlafzimmer der Eltern hängt ein kleines Bildchen. Es stellt den heiligen Petrus mit den Himmelsschlüsseln dar. Dieses Bild ist der Deckel eines Spindchens, dessen Tiefe nur die des Rahmens hat, der die Malerei umgiebt. In diesem Schranke verwahrt der Vater seine Schlüssel. Thu' was Du willst, Maria — ich werde Dich nicht verrathen, aber die Schlüssel rühre ich nicht an.“

„Du sollst auch nicht. — Ha — ha —. Wir werden Alle lachen, wenn ich plötzlich mit den Entdeckungen hervortrete.“

„Meine Zeit zur Musikübung ist gekommen,“ sagte Athénais beklommen; „ich muß Dich verlassen, wir sehen uns beim Frühstück wieder.“

Sie wandte sich, ohne der Marquise die Hand zu reichen und ging auf das Schloß zu.

„Wäre doch Henri wieder hier,“ seufzte sie vor sich hin, „ihm wollte ich Alles entdecken.“

Die Marquise wandelte weiter. Ihre Gedanken beschäftigten sich mit dem seltsamen Vorhaben.

„Ich bin in ein vollständiges Mährchenschloß gerathen, wie es Amadis und Roland schildern. Hier giebt es allerlei zu erforschen, zu enträthseln. Die Liebe der beiden jungen Leute, das sonderbare Geheimniß, welches sich mit dem Buche verknüpft, zuletzt der schöne Knabe des Wildhüters, — er ist reizend, sicherlich ein Sprößling hoher, mächtig lodernder Leidenschaft. Ich habe hier noch viel zu thun. Wenn es gelänge, seine Abkunft zu erforschen? wenn durch die Entdeckung derselben das Geheimniß eines Mächtigen in meinen Besitz gelangte? eine neue Stufe nach Oben und ein schöner Gewinn. Ich fesselte diesen herrlichen Knaben für ewig an mich; die Zukunft der schönen Athénais wird ebenfalls eine glänzende sein, sie ist schmiegsam und beugt sich meiner Gewalt, — dazu das Vermögen meiner Familie —"

Die Marquise faltete bei diesen letzten Worten ihre Stirn:

„Das Vermögen —! ich werde viel — viel Gold brauchen. Ah — warum blieb ich nicht meines Vaters einziges Kind! Welche ungeheuren Mittel würden mir die Wege ebnen helfen. Muth — Muth — ich wage Alles — und bin ich nicht schön? es kommt die Zeit, wo für die Schönheit das Höchste geopfert wird."

Sie warf stolz und selbstgefällig ihr Haupt empor. Bei dieser Bewegung trafen ihre Blicke auf die grüne Wand, welche sich längs des Grabens hinzog und den Park begrenzte.

War es Sinnestäuschung oder Wirklichkeit? Die Marquise erblickte ein wunderschönes Jünglings-Antlitz, welches aus den Zweigen hervorlugte. Sie stieß einen Ruf freudiger Ueberraschung aus, denn mit Einem Blicke hatte sie den Pflegling des Wildhüters erkannt.

Charles, dessen Augen die reizende Erscheinung als vom Himmel herabgeschwebt sich darstellten, wollte sie nicht entfliehen lassen. Ohne der Dornen zu achten, welche seine Hände blutig ritzten, durchbrach er das Gebüsch und eilte auf die Marquise zu.

„Ich habe Sie endlich wieder, Sie schöne, herrliche Frau," rief er mit glühenden Wangen.

„Sie sind Ihrem Wächter entronnen, Charles? ah — das ist gut. Wie freue ich mich, Sie zu sehen? Das ist ein Zeichen von Muth. Sie müssen sich nicht so unterdrücken lassen."

„Ich will es auch nicht — ich werde es nicht," rief Charles ergrimmt. „Seit ich Sie gesehen, fühle ich Muth in mir zu Allem. Reichen Sie mir Ihre schöne Hand."

Er drückte die Hand der Marquise an seine Lippen.

„Haben Sie nie geforscht, wohin Sie eigentlich gehören, Charles? Sie können in dieser wilden Einsamkeit nicht bleiben, Sie müssen zurück, in die Welt hinaus. Soll ich mit dem Herzoge sprechen? Soll er einen Gewaltschritt thun, um Sie den Banden zu entreißen?"

„Der Herzog wird mich nicht schützen, Madame. Ich bin dem Willen Jacques Tonneau's unterworfen, wenn Sie mich nicht retten. Hören Sie aber an, was er mir erzählte. So oft ich einer schönen Frau begegnete, riß mich die Hand des Alten zurück. Wenn ich fragte, weshalb er mir den Anblick so holder Wesen, wie Sie es sind, Madame, nicht gestatten wolle, dann verzog sich das Gesicht Jacques Tonneau's zu einer wilden Larve, und er entdeckte mir, wie mein Glück, meine Zukunft davon abhänge, daß ich jede Begegnung mit einer Frau vermeide, bevor ich mein zwanzigstes Lebensjahr zurückgelegt; denn schon bei meiner Geburt sei mir verkündet worden: ein schönes Weib werde mein Leben zerstören und mich in einen Strudel furchtbaren

Unglücks hineinreißen. Ich ward so befangen, so geängstigt, daß ich jeder Erscheinung aus dem Wege ging, die Ihnen glich, Madame. Aber Sie sind gar zu lieblich, zu freundlich — wie sollten Sie mir Gefahr bringen? Sie wollen mich doch nur glücklich machen."

„Das will ich, Charles," sagte die Marquise mit sanftem Tone." Sie sollen den Tag nie verwünschen, der mich in Ihre Nähe führte. Ihr Gesicht glüht — Ihre Augen sind unstät."

Die Marquise zog ein Tuch und fuhr damit über die heiße Stirn des Jünglings. Ihre feinen weichen Hände berührten seine Stirn und verwirrten sich in seinen langen, dunklen Haaren. Diese Berührung machte Charles erbeben. Eine Gluth der Leidenschaft ergoß sich durch seine Adern, das himmlische, entzückende Wesen war ihm so nahe, ihre Finger ruhten an seinen Wangen, durch ihre rosigen Spitzen zog eine unbeschreibliche Wonne in seine Brust; sie brachte ihn außer sich und umnebelte seine Sinne. Er umschloß den Arm der Marquise mit zitternder Hand und hielt ihn fest, indem er stammelte: „Oh — bleiben Sie bei mir, gehen Sie nicht hinweg."

Er fühlte, wie die schönen Hände plötzlich sein Haupt ergriffen, sie zogen es zu sich und ein heißer, langer Kuß schloß den Mund des Jünglings, der noch Worte des Entzückens ausrufen wollte. Er hielt die schöne Frau umfangen. — — —

Diesen beseligenden Augenblick, diese Wonne, welche Charles empfand, störte plötzlich das Gebell eines furchtbaren Hundes, der mit gewaltigem Satze aus dem Gebüsch hervorbrach und, seine Zähne grimmig fletschend, mit drohendem Knurren gegen die Marquise emporsprang.

Erschreckt prallte diese zurück. Bevor sie sich aber noch von ihrem Entsetzen erholen konnte, trat ein Mann aus dem

Gehege und stellte sich zwischen sie und Charles. Es war Jacques Tonneau, der Wildhüter.

Der Alte blickte einige Sekunden schweigend bald den Jüngling, bald die Marquise an. Dann sagte er mit fester Stimme: „Charles, mein Sohn, tritt in das Gebüsch. Ich habe mit dieser Dame zu reden. Gehorche."

Der Jüngling versuchte zu antworten, aber ein zorniger Blick des Wildhüters schloß ihm die Lippen. Er zog sich hinter die Büsche zurück und lehnte sein glühendes Haupt an einen Baumstamm. Jacques Tonneau lüftete seine Mütze und blickte die Marquise fest an.

„Madame," begann er, „ich habe nicht die Ehre, Sie zu kennen. Aber wer Sie auch sein mögen, als Vater dieses jungen Mannes habe ich ein Recht zu fragen: was führt Sie mit meinem Sohne zusammen? welche Absichten haben Sie, indem Sie mit dem unerfahrenen Jünglinge dieses Stelldichein verabredeten? Sie sind in unsre Hütte gedrungen, Sie müssen Charles dazu bewogen haben, das schützende Dach meines Hauses zu verlassen, um in Ihre Nähe zu eilen."

„Ist die Marquise von Brinvilliers dem Wildhüter von Mortemart eine Rechenschaft schuldig?" fragte die Marquise, sich stolz aufrichtend und einen Blick unendlicher Geringschätzung auf den Alten richtend.

„Gewiß, Frau Marquise. Nicht dem Wildhüter, aber dem Vater sind Sie Rechenschaft schuldig," entgegnete Jacques, ohne sich einschüchtern zu lassen.

„Der Herzog von Mortemart oder besser: mein Vater, der Civil-Lieutenant d'Aubray, wird Ihnen darauf antworten. Ich verstehe mich nicht darauf, Unterhaltungen mit Parkwächtern zu führen."

„Aber ich, Madame, verstehe mich auf die Sprache, die man bei Marquisinnen anwendet, welche solche Dinge

treiben, wie Sie. Blicken Sie mich nur stolz und verächtlich an — immerhin. Ich fürchte mich nicht. Der Herr Herzog soll mich nur fragen, meine Antworten werden nicht ausbleiben, und was Ihren Vater, den Civil-Lieutenant anbetrifft, so wird er selbst am besten wissen, ob Sie ein Recht hatten, in meine Behausung zu dringen und den Versuch zu machen, einem unmündigen Knaben durch Ihre Leidenschaftlichkeit die Sinne zu berücken. Bleibt Ihr vornehmen Leute mit euren Gelüsten doch in Paris, tragt das Verderben nicht in die stille, reine Wildniß. Sie finden schöne Pagen bei Ihresgleichen genug. Lassen Sie die Kinder ehrlicher Landleute unberührt."

„Mann, Ihr seid ein frecher, unverschämter Bauer. Wie könnt Ihr es wagen, mich eines Verbrechens zu beschuldigen?" rief die Marquise außer sich.

„La—la—la — Madame," höhnte der Wildhüter; „ich bin auch nicht von gestern. Ich habe auch in Ihrer Welt gelebt und kenne die sonderbaren Einfälle großer Damen. Es ist Ihnen ganz willkommen, ein Mal grobes Brod zu kosten, wenn Sie fortwährend nur Süßigkeiten genossen haben."

Die Marquise zitterte vor Wuth und Scham, sie erhob ihre Hand und rief: „Hinaus aus dem Park, Schelm, oder ich vergesse, daß Du ein alter Mann bist. Ich schlage Dich, ich zeichne Deine Wange blutig und will erwarten, ob Du es wagst, Hand an mich zu legen. Es wäre mir lieb, denn Deine Strafe würde nicht lange ausbleiben."

„Den Gefallen werde ich Ihnen nicht thun, meine Gnädigste," grinste der Wildhüter. „Ich gehe. Sie werden uns nicht wiedersehen. Ich ziehe hinweg von diesem Orte, dem Sie sich genaht haben; Sie sind eine unheilvolle Frau, das sagt mir meine innere Stimme, und mögen Sie nie wieder die Wege jenes Kindes kreuzen, es wäre sein

Verderben. Wandeln Sie Ihre Straße weiter und denken Sie an Jacques Tonneau, den Wildhüter. Treffen wir noch ein Mal in diesem Leben zusammen, dann — —." Er vollendete den Satz nicht, sondern ballte nur die Faust und umklammerte den Griff seines Waidmessers, trat mit schneller Bewegung in das Gebüsch zurück und zog den fast erstarrt gebliebenen Charles mit sich hinunter in den Graben. Die Marquise sah Beide an der gegenüberliegenden Wand emporklimmen, dann verloren sie sich im Dunkel des Forstes.

Maria von Brinvilliers blickte den Hinwegeilenden nach, dann machte sie eine Bewegung, als wollte sie ihnen folgen. „Was für Ereignisse stürmen hier auf mich ein," murmelte sie. „Bin ich diesen Leuten so verderblich? Welch eine finstere Macht schleuderte mich wieder in den Strudel, dessen Wogen ich hier zu entrinnen gedachte. Wohin ich mich wende, sehe ich eine drohende Hand. Trage ich ein Zeichen an der Stirne? Pah — trotzen wir den unheimlichen Gewalten."

Sie lenkte ihre Schritte durch eine Seiten-Allee zu der Terrasse, auf welcher die herzogliche Familie sich bereits wieder versammelt hatte. Alle Eindrücke des Jüngsterlebten von sich schüttelnd, zeigte Maria von Brinvilliers die größte Munterkeit und würzte durch ihre heitere Laune die Unterhaltung des Morgens. Nur Athénais blieb von den Scherzen unberührt.

Der Tag verging unter den gewöhnlichen Beschäftigungen eines Landaufenthaltes in einem großen Herrensitze, und als der Abend gekommen war, hatte der Herzog die für jeden Sammler beglückende Genugthuung, wahrzunehmen, daß die Marquise sich angelegentlich mit seiner schönen Bibliothek beschäftigte. Sie ließ sich von dem Schloßherrn die seltensten Werke zeigen, musterte alle Bilder und Instru-

mente, durchlief die Register der Bücher und stieg mit dem Herzoge endlich die Treppe hinauf, um durch die Familienzimmer in ihr Gemach zu gelangen.

„Was ist dies hier für ein schönes, kleines Bildchen," sagte sie, als sie mit ihrem Wirthe durch dessen Schlafkabinet ging. „Es stellt den heiligen Petrus mit dem Himmelsschlüssel dar. Wenn ich nicht irre, ein Gemälde von Lanfranco?"

„Es ist nur eine Copie," entgegnete der Herzog. „Aber sie ist gelungen. Die Fassung des Bildes stammt, wie Sie sehen, aus älterer Zeit; das hat seinen guten Grund, denn eigentlich ist der Rahmen viel zu plump für das kleine Bild. Aber es ist ein Schlüsselspindchen, welches schon mein Großvater an dieser Stelle hängen hatte."

„Hier also werden die Hüter der Familienschätze und Geheimnisse des Schlosses Mortemart aufbewahrt," sagte die Marquise lachend, indem sie dreist zu dem Bilde trat und wie zufällig den Rahmen untersuchte.

„Schätze giebt es nicht mehr in diesem alten Gebäude," lachte der Herzog. „Ich habe sie sicher untergebracht. Es ist nur eine Collection von Schlüsseln, aber die Herzogin hält als gute Hausfrau darauf, daß sie alle an einer Stelle sich befinden. Da muß jedes Schlüsselchen seine Tafel tragen, auf welcher der Ort verzeichnet steht, den es versperrt." Er öffnete arglos die Thüre des Schrankes und zeigte die darin befindlichen Schlüssel. Die Marquise bohrte sich mit den Augen fest an die Schilder, auf denen die Bestimmungen der Schlüssel zu lesen waren.

„Es sind recht alte, seltsame Formen darunter," sagte sie. „Welche Thüren und Orte schließen sie?"

Der Herzog nannte die verschiedenen Localitäten. Endlich nahm er ein kleines Bund in die Hand. „Dieses hier sind vier Schlüsselchen, die allerdings Schätze verschließen,"



sagte er. „Es sind die Schlüssel zu dem Bibliotheksaale und zu meinem Arbeitsschranke; aber dieser hier, welcher den Schrank schließt, hat noch einen historischen Werth, denn die Schlösser und dieser kleine Bursche selbst sind von dem berühmten deutschen Kunstschlosser und Eisenarbeiter Adam Leihgebe in Nürnberg gefertigt. Es sind Meisterstücke."

Die Marquise schoß einen Blitz der Freude aus ihren Augen, sie hatte das ersehnte Werkzeug vor sich. Der Herzog schlug die Thüre des Spindchens wieder zu und Beide verließen das Gemach.

Während der Abendtafel sprach man viel von den bevorstehenden Vergnügungen der nächsten Tage. Besonders interessante Unterhaltung verhieß ein großer Kindtaufsschmaus, der am Feste der heiligen Bonaventura in dem Flecken Rochechouart stattfinden sollte. Ein junges Elternpaar hatte die herzogliche Familie ehrerbietigst geladen, das erste Kindlein aus der Taufe zu heben. Der Herzog, als Grundherr, konnte diese Ehre nicht ablehnen und hatte seine Anwesenheit, so wie die der Familie zugesagt. Es war sicher, daß man einem glänzenden ländlichen Feste entgegenging. Die eigenthümlichen Ceremonien und Feierlichkeiten der Landleute bei dergleichen Gelegenheiten versprachen einen sehr heitern Tag, und Alle freuten sich desselben, da er die Stille des Aufenthalts angenehm unterbrach.

Schon war man mit der Abendmahlzeit zu Ende, als der Diener den Hegereiter Guillaume meldete, der in dringender Angelegenheit den Schloßherrn zu sprechen verlangte. Herzog Gabriel verließ den Speisesaal und erschien nach einiger Zeit wieder. Seine Gesichtszüge waren ernst, fast mißmuthig; er hielt ein Papier in der Hand.

„Ich habe Euch eine recht seltsame, mich unangenehm

berührende Neuigkeit mitzutheilen," begann er nach kurzer Pause. — Alle drängten sich um ihn.

„Seit heute Mittag hat Jacques Tonneau, unser alter Wildhüter, mit seinem Pflegesohne Charles die Hütte im Forste Mortemart verlassen. Seine ganze Habe hat er mitgenommen und auf dem Tische dieses Papier zurückgelassen, welches als Grund seines Verschwindens ein Unheil, das ihm und dem Jünglinge drohe, angiebt. Er bittet mich um Verzeihung und legt eine genaue Abrechnung bei. Es ist schade um den braven Alten. Wohin er sich gewendet, weiß Niemand zu sagen. Ich möchte gern nachforschen lassen, aber Jacques bittet in seinem Schreiben so rührend, man möge den Versuch, ihn wiederzufinden, um seines Heiles willen aufgeben, daß ich mich nicht geneigt fühle, seinen Schritten nachspüren zu lassen. Welch' ein schlimmes Geheimniß muß den Alten drücken?"

Die Marquise hatte sich leicht verfärbt und die Augen zu Boden geschlagen. Als sie wieder aufblickte, gewahrte sie, daß Athénais sie scharf fixirte. Es war kein Zweifel. Die junge Herzogin hatte errathen, daß des Wildhüters Verschwinden in irgend einer Weise mit der Anwesenheit der Marquise bei der Waldhütte zusammenhing.

Die Herzogin und die Kinder sprachen ihr Bedauern über den Vorfall aus, und in gedrückter Stimmung wünschte man sich eine gute Nacht.

„Wenn ich heute Nacht wieder unruhig werden sollte, Athénais, dann rufe sogleich meinen Namen," sagte die Marquise, als sie mit der Freundin im Schlafzimmer angekommen war.

„Ich werde es thun, Maria. Du hast gar nichts gesagt, als mein Vater von des alten Tonneau Verschwinden erzählte."

„Wie käme ich dazu? ich habe kein Interesse für solche

alte Eulen. Ihr seid an ihn gewöhnt, mir erschien er wie ein grober Bauernknecht. Ich bin noch nicht lange genug auf dem Lande, um an solchen Leuten Geschmack finden zu können."

„Man behauptet, der Alte sei kurz vor seinem Wegziehen mit Charles in der Nähe des Schlosses gesehen worden," sagte Athénais forschend.

„So. — Geht Dir sein Verschwinden so nahe? Ei, mein Kind, wenn Marquis von Montespan das erführe? Am Ende hast Du den Sohn des Wildhüters gesehen. Er soll schön sein?"

Athénais' Augen blickten finster auf die Marquise.

„Der Sohn eines Wildhüters?" sagte sie plötzlich mit einem Tone, so hart, wie man ihn sonst von ihr nie vernahm. „Maria von Brinvilliers, ich bin die Tochter des Herzogs von Mortemart."

Die Marquise lächelte seltsam.

„Sie hat wohl die Blicke nach oben gerichtet, diese kleine Athénais," flüsterte sie zu sich selbst. „Sie wird nicht lange so einfach bleiben, wenn sie nur erst die große Welt kennen lernt. Sie ist aus dem Thone, aus welchem das Schicksal die Gebieterinnen der Erde knetet. Fessele sie an Dich, Maria."

Die Marquise stiehlt.

Eine Reihe eleganter kleiner Fuhrwerke hielt im Schloßhofe von Mortemart.

Die munteren, kraftvollen Pferdchen der Perche stampften

und scharrten ungeduldig den Boden und schnaubten; eine Anzahl von Stalljungen und Dienern eilte geschäftig hin und her, das Riemzeug an Pferden und Wagen zu ordnen.

Die Sonne schien recht heiter auf alle diese blitzenden, flunkernden Dinge herab, ein leichter Morgenwind wehte erfrischend aus dem Walde herüber, die Schellen, bunten Quasten und Büschel bewegend, welche die Rosse zierten. —

An jedem Wagen waren die Tritte herabgelassen, die Schläge geöffnet — ein Zeichen, daß bald der Augenblick nahen sollte, wo die Bewohner des Schlosses ihre Plätze im Innern der Fuhrwerke einnehmen würden.

So war es auch. Der Tag der heiligen Bonaventura war herbeigekommen. Die herzogliche Familie und ihr schöner Gast, die Frau Marquise von Brinvilliers, sollten zur Taufe eines Kindes, dessen Eltern Lehnsleute der Mortemarts waren, nach dem Flecken Rochechouart fahren.

Schon zeitig hatte man die Kinder geweckt. In festliche Kleider gehüllt, mit Blumensträußen geziert, welche die Festgeber am Tage vorher nach Schloß Mortemart gesendet hatten, versammelten sich die Geladenen im Saale des Erdgeschosses, und bald trat der Haushofmeister ein, um dem Herzoge zu melden, daß Alles zur Abfahrt bereit sei.

„Vorwärts denn in die Wagen", rief der Herzog, „sämmtliche Taufzeugen hinein."

In diesem Augenblicke erschien die Kammerfrau der Herzogin und rief mit ängstlicher Stimme: „Gnädigste Frau, die Frau Marquise von Brinvilliers ist soeben von einem heftigen Unwohlsein befallen worden. Eilen Sie schnell zu ihr!"

Die Herzogin, Athénais und Madelaine verließen schleunig den Saal und begaben sich in das Zimmer der Marquise. Hier lag auf einem Ruhebette, anscheinend ganz leblos, Maria von Brinvilliers. Der heftige Anfall



hatte sie plötzlich, unerwartet ergriffen; denn sie war schon zur Fahrt nach Rochechouart angekleidet, sogar der kleine Reisehut mit der leichten Feder darauf bedeckte noch ihr Haupt.

„Um Gottes willen, was ist geschehen?“ rief die Herzogin, auf die Ohnmächtige zueilend.

Athénais ergriff die Hand der Freundin und löste die Bänder des Hutes. Maria von Brinvilliers kam zu sich. „Sie sind sehr gütig und freundlich,“ sagte sie, „und ich bin untröstlich, Ihren heitern Morgen durch mein Unwohlsein gestört zu haben. Es ist einer jener heftigen Nervenanfälle, denen ich leider so häufig unterworfen bin.“

„Wir senden sogleich aus Rochechouart den Arzt,“ sagte die Herzogin.

„Oh — nicht doch Madame. Ich kenne mich genau. Es bedarf keiner ärztlichen Hülfe. Dieses Leiden ist nicht gefährlich, nur peinlich. Ich habe nur der Ruhe nöthig; weiter keine Umstände meinetwegen, ich bitte Sie dringend. Halten Sie Ihre Fahrt und die lieben Kinder nicht eine Minute länger auf, sondern treten Sie den Ausflug ohne mich an. Leider muß ich das Vergnügen des Festes entbehren, denn meine Schwäche hindert mich, das Ruhebett zu verlassen.“

„Ich bleibe hier,“ rief Athénais, „Du darfst nicht allein gelassen werden.“

„Athénais, das würde mich nur noch mehr aufregen. Der Gedanke, Dich um eine Freude gebracht zu haben, die Du lange schon im Voraus genossest, würde unerträglich sein und meine Verstimmung nur noch erhöhen. Wenn Du mich liebst, so gehst Du mit Deinen Eltern nach Rochechouart. Ich kenne mich ja — nur einige Stunden Ruhe und es ist überwunden. Außerdem habe ich ja Hülfe in der Nähe, Diener sind genug im Schlosse und die

gute Frau Jeanne bleibt für mich zur Aufsicht. Geht — ich bitte."

Nach einigen Hin= und Herreden nahmen die Mitglieder der herzoglichen Familie von der kranken Freundin Abschied und stiegen in die bereitgehaltenen Wagen. Der Herzog, ein wenig verstimmt über den Aufenthalt, setzte sich mit den Worten: „Eine sonderbare Frau, diese schöne Brinvilliers," in die Kalesche, und gab das Zeichen zur Abfahrt.

Die Wagen verließen den Schloßhof.

Maria von Brinvilliers schien leise zu schlummern. Die Kammerfrau wollte das Zimmer schließen, das Geräusch erweckte die Marquise. Sie hob ihren Kopf und sagte mit wohlwollendem Tone: „Meine beste Frau Jeanne, ich bitte Sie, meinetwegen sich nicht stören zu lassen. Ich bin am liebsten allein. Wenn ich Ihrer bedarf, ziehe ich die Glocke. Helfen Sie mir nur diese beengenden Kleider abstreifen."

Nachdem der Umzug bewerkstelligt war, wobei die Marquise noch einige Anwandlungen von Ohnmacht aushalten mußte, verabschiedete sich die Kammerfrau. Als sie schon an der Thür des Zimmers war, rief die Marquise sie noch ein Mal zurück.

„Wollen Sie mir einen Dienst erweisen, Jeanne, dann sorgen Sie doch dafür, daß hier auf diesem Flügel rings umher kein Geräusch entstehe, daß Niemand hier umhergehe; es ist für mich die schnellste und beste Hülfe: eine vollständige, ungestörte Ruhe."

„Das soll geschehen, Madame. Niemand wird hier die Stille unterbrechen. Bedürfen Sie meiner, so ziehen Sie die Glocke." Sie ging. Die Marquise lag auf dem Ruhebette, ihre Züge drückten große Abspannung der Seele



und des Körpers aus. Vorsichtig drückte die Kammerfrau die Thüre des Zimmers in das Schloß. — —

Sobald dieses geschehen war, machte die Marquise eine leise Bewegung. Sie blinzelte mit den Augen, dann reckte sie ein wenig ihren Hals und horchte. Die Tritte der Kammerfrau entfernten sich immer weiter. Maria von Brinvilliers erhob sich von dem Ruhebette und ging zur Thür. Sie sah durch das Schlüsselloch und überzeugte sich, daß Niemand in dem anstoßenden Gemache verweile. Nach dieser Recognoscirung begab sich die Marquise wieder zu ihrem Ruhebette und verharrte hier wohl eine halbe Stunde lang in vollständiger Unthätigkeit. Alles blieb still in den Corridoren und Gemächern, nur ganz dumpf hörte man ein Wiehern der Pferde oder eine Stimme, die aus dem Hofe heraufschallte. Die Sonne rückte immer höher und brannte gewaltig heiß, die Leute des Schlosses, in die kühlen Räume des Erdgeschosses flüchtend, waren nirgends sichtbar.

Die Marquise erhob sich schnell und kräftig. Sie that noch einige Schritte durch das Gemach, dann öffnete sie behutsam die Thüre, schlich auf den Zehen durch das Vorzimmer und von da in den Corridor. Wieder lauschte sie — tiefe Stille ringsum. Sie ging weiter und kam in das Schlafgemach des herzoglichen Paares.

„Wenn er den Schlüssel mitgenommen hätte," murmelte sie. „Es ist sehr wahrscheinlich so."

Sie betastete das Bildschränkchen. In diesem Augenblicke hörte sie Tritte auf dem Corridor. Eilig schlüpfte sie hinter die Gardine des Bettes. Die Thür öffnete sich, eine Magd trat ein. Sie lüftete die Fenster und verließ das Zimmer wieder. Die Marquise kam hinter der Gardine hervor. Ihre Hand untersuchte den Schrank, überall drückte sie, die Thür des Behältnisses blieb geschlossen.

„Ich habe mir den Mechanismus nicht gemerkt, das ist fatal," sagte sie. „Ich muß ihn suchen. Es ist eine verborgene Feder und schwer zu finden, aber es giebt mir zugleich die Gewißheit, daß der Herzog den Schlüssel nicht bei sich führt. Deshalb der sichere Gewahrsam." Sie drückte stärker. Mit einem ziemlich heftigen Geprassel sprang plötzlich die Thür auf, die Marquise hatte den Drücker berührt. Sie bemerkte auch sogleich, daß eine Leiste des Rahmens die Stelle der Feder vertrat, und daß man nur die Thür wieder zudrücken dürfe, um den Schrank fest zu schließen.

Hastig griff sie nach den letzten Schlüsseln. Ein lautes „Ah!" entwand sich ihrer Brust. Sie hatte die richtigen gefunden. Es waren die sonderbar geformten Bärte des alten Kunstschlossers; der Weg zu dem langersehnten Schatze stand ihr offen.

Sie drückte die Thür in die Feder, huschte durch das Schlafgemach der Kinder, öffnete die kleine Pforte, welche zur Treppe des Bibliotheksaales führte, stieg die Stufen hinab und befand sich endlich in dem großen, öden Raume.

Trotz aller Festigkeit und der Gewalt, welche die Marquise über sich selbst hatte, zitterte ihre Hand dennoch heftig. Die Schlüssel klirrten leise aneinander, und auf dem Wege zum Schranke, dessen Geheimnisse sie frech durchstöbern wollte, wurden ihre Schritte unsicher.

Sie hielt einige Male an. Hoch von der Wand herab schauten die Bilder alter, grauköpfiger Gelehrten drohend auf den Eindringling nieder; das starre, glotzende Antlitz einer Sphynx, eine ägyptische Rarität, welche der Herzog gewaltig in Ehren hielt, flößte der Marquise Grauen ein, denn es schien ihr, als bewegten sich die leblosen Augen plötzlich, als strecke das Ungethüm die Tatze aus und versuche die Störerin hinwegzuscheuchen.



Aber diese Empfindungen schwanden bald vor dem Bewußtsein, daß die Frucht des Sieges ihr so nahe liege, daß sie leicht gepflückt werden könne, und ehe sie selbst sich vollständig gesammelt hatte, stand die Marquise vor dem Arbeitsschranke des Herzogs.

Ihre Augen irrten über die Felder und Thürchen des großen alten Möbels. Wo lag das geheimnißvolle Buch? Das Suchen war schwer, denn eine große Menge kleiner Kästchen zeigte sich, jedes derselben war zierlich von metallenen Leisten eingefaßt und die Schloßbleche in getriebener Arbeit prangend, im Feuer vergoldet, funkelten wie kleine Lichter im Glanze der Sonne und blendeten die Augen.

Die Marquise hatte sich zuerst überzeugt, daß ein und derselbe Schlüssel alle Kästchen öffnete, denn die Schlösser waren gleichmäßig gearbeitet. Ein anderer Schlüssel paßte zu dem großen Mittel=, ein dritter zu dem Unterfache. Sie versank in Nachdenken und musterte sorgfältig die vielen Verschlüsse.

War es Instinkt oder half ihr eine geheimnißvolle Macht? — sie konnte es sich nicht sagen, was ihre Gedanken, ihre Augen, ihre Hand zu dem dritten Kästchen der zweiten Reihe hinzog; es schien ihr, als habe sie schon einmal dieses Behältniß durchstöbert, als sei ihr bei dem Suchen an jener Stelle ein Licht vorausgehüpft und habe seine knisternde Flamme immer dort leuchten lassen. Sie erinnerte sich, daß sie in der Nacht mit Athénais genau an dieser Stelle sich befunden, als sie aus dem Traume erweckt worden, während dessen sie ihre Wanderung angetreten hatte.

Sie horchte wieder, sie hob die Hand, welche den Schlüssel hielt — ein leichter Nebel stieg vor ihren Augen auf — — der Schlüssel fuhr in das Schloß, die Federn

knackten, mechanisch zog sich die Hand zurück und damit den Kasten auf.

Die Marquise schaute hinein. — Sie streckte die Hand aus und durchwühlte die Papiere. Zuerst fand sie nur eine Lage beschriebener Blätter; sie waren theils lose aufeinandergelegt, theils zu kleinen Packeten vereinigt, welche Streifen Papier zusammenhielten, auf denen bemerkt war, wovon die Schriften handelten: „Rechnungen des Forstverwalters,“ „Gemeinde-Angelegenheiten,“ solche Bezeichnungen trugen diese Streifen.

Schon ward die Sucherin unwillig über die Resultate ihrer Nachforschungen, als sie, eine Lage von alten Schriften hinwegnehmend, eine Aufschrift gewahrte, die ihr sogleich sagte, daß der seltene Schatz gefunden sei.

Auf einem Packete, dessen Umschlag aus starkem weißen Papier bestand, las die Marquise die von des Herzogs Hand geschriebenen Worte:

„Dieser Umschlag birgt die seltsame Handschrift, welche am Abend des 19. Junius 1655 der schwarze Büßer von mir sehnlichst zurückverlangte. Die Schrift soll von Gelehrten geprüft werden. Nummer des Katalogs von Sinucci's Bibliothek: 1224.“

Die Finger der Marquise bogen sich gleich Zangen, um das Buch zu erfassen, sie hob es aus dem Kasten, und eine wahrhaft unheimliche Heiterkeit lagerte sich auf ihrem Antlitze, als sie gewahrte, daß die Schrift durch den Umschlag nicht vollständig eingeschlossen sei, sondern aus demselben gezogen werden könne, ohne die Siegel zu verletzen.

Eiligst nahm sie das Buch aus der Umhüllung, dann suchte sie in einem der Bibliothekschränke ein Werk von gleicher Stärke, wie das geheimnißvolle war, schob es in den Umschlag und legte es in den Kasten; sorgfältig schichtete sie die Papiere wieder auf einander, überzeugte sich, daß



der Raum genau so ausgefüllt war, als er es früher gewesen, und schloß den Kasten.

„Ich werde Zeit haben, den Inhalt des Buches zu erforschen," sagte sie leise. „Der Herzog sieht den Kasten nicht häufig durch, dafür birgt mir die Anhäufung unwichtiger Schriften, die das Manuscript bedeckten. Mindestens dauert es lange Zeit, bevor er es wieder in die Hand nimmt. Er glaubt es gut verborgen."

Sie ergriff das Buch. Ihre Augen fielen mit einer gewissen Gier auf den seltsamen Einband, die bebenden Hände durchblätterten hastig die Seiten — Alles Räthsel — Alles unverständlich. Sie schlug die Deckel zusammen und betrachtete die Verzierungen derselben; sie erbebte, eine eiskalte Hand schien sich auf ihren Nacken zulegen; die einzigen Worte, welche ihr verständlich waren, lauteten: „Ich trage den Tod in mir!"

Es war die furchtbare Devise, welche auf dem Rücken des Buches warnend und drohend verzeichnet war.

Maria von Brinvilliers eilte wie von Gespenstern gejagt aus dem Saale. Sie trug die Schlüssel wieder in den Schrank; dann stürzte sie, ohne die Gefahr gehört zu werden, beachtend, durch den Corridor in ihr Gemach; als habe sie die Beweise einer blutigen That zu verbergen, so versteckte sie die Handschrift in ihrem schwersten Koffer.

Ihre Schläfen pulsirten heftig, und vor ihren Augen drehte sich das Gemach, sausende Töne zogen an ihrem Ohre vorüber, ihre Knie schlotterten; mühsam wankte sie zu dem Ruhebette, auf welches sie fast ohnmächtig niedersank. Eine erstickende Gluth überfiel sie, und krampfhaft umklammerte sie die Schnur der Glocke.

„Hülfe! Hülfe!" schrie sie laut ächzend. Die Glocke schlug heftig an.

Frau Jeanne eilte herbei; sie fand die Frau Marquise

in Schweiß gebadet und unfähig, ein Wort zu sprechen. Die Anwesenheit der Kammerfrau, so wie herbeigerufener Mägde brachte die Marquise wieder zur Besinnung. Mit dieser kehrte auch ihre Berechnung zurück, und zunächst suchte sie zu erforschen, ob Jemand ihr Verschwinden aus dem Zimmer bemerkt habe.

„Ich lag wie gebannt," sagte sie, und war unfähig, ein Glied zu rühren. Doch war mir, als hörte ich einen heftigen Lärm auf dem Corridor. Ich bat doch, meine Ruhe zu schonen."

„Gnädigste Frau, es ist Niemand auf dem Corridor gewesen, als hier Fanchette, welche die Fenster im Schlafgemach der gnädigen Herrschaft lüftete. Um Sie nicht zu stören, bin ich sogar nicht einmal an die Thür dieses Zimmers gekommen, mich von Ihrem Befinden zu überzeugen."

Die Marquise athmete auf.

„Es ist gut," sagte sie sanft." Verzeihen Sie mir. Meine Nerven sind so gewaltig aufgeregt, daß ich oft großen Lärm zu hören glaube. Sicherlich hat Niemand mich gestört. Ich danke für Ihre Sorgfalt. Wenn die Hitze ein wenig nachgelassen hat, führen Sie mich wohl auf die Terrasse; ich glaube, die kühle Abendluft wird mir gut thun."

Die Mägde verließen das Zimmer, um einen stärkenden Trank für die Marquise zu bereiten. Frau Jeanne trocknete die feuchte Stirn der Leidenden mit einem Tuche, dann verabschiedete sie sich und war so voll Theilnahme für das heftige Unwohlsein der hohen Dame, daß sie gar nicht bemerkte, wie Fanchette, die Magd, an der geöffneten Thür stehen blieb und einen langen, seltsamen, fast ängstlichen Blick auf die Marquise richtete, wobei sie nachdenklich mit dem Kopfe schüttelte.

Als die Sonne zu sinken begann, saßen die Marquise und Frau Jeanne auf der Terrasse des Schlosses. Die ein=



same Gegend ward lebendig, denn die Wagen der heimkehrenden herzoglichen Familie belebten sie plötzlich. Man mußte Maria von Brinvilliers auf der Terrasse erkannt haben, weil verschiedene Tücher aus den Wagen geschwenkt wurden. Bald rollten die Kutschen in den Hof. Die herzogliche Familie begrüßte mit aufrichtiger Freude die Marquise, deren Gesundheitszustand Allen Besorgniß eingeflößt hatte. Der Abend war schön und verging schnell unter den Erzählungen und Schilderungen der Festlichkeit zu Rochechouart. Als die Herzogin Athénais vernahm, wie sorgfältig Maria von Brinvilliers durch die Kammerfrau und die weiblichen Dienstleute des Schlosses gehütet worden war, spendete sie denselben reichliches Lob und verhieß ihnen einen Tanz auf kommenden Sonntag. Athénais war in die Gesindestube hinabgestiegen, um diese erfreuliche Nachricht selbst zu überbringen. Beim Fortgehen dankte Fanchette der jungen Herrin im Namen der Uebrigen, konnte jedoch nicht umhin, einige Worte fallen zu lassen, welche Athénais stutzig machten.

„Du sprichst von der Marquise und ihrem Leiden ganz sonderbar, Fanchette," sagte sie.

„Ja, gnädigstes Fräulein, es ist auch eine sonderbare Dame," entgegnete treuherzig das Mädchen. „Sie leidet wirklich an Einbildungen. So behauptete sie zu uns, sie habe ihr Zimmer nicht verlassen, und doch war dem nicht so. Ich hatte im Schlafkabinet der gnädigen Herrschaft zu thun und mußte auf dem großen Gange verweilen; da habe ich denn gesehen, wie die Frau Marquise in den Bibliothek-Saal hinabstieg und dort eine ganze Zeit lang verweilte. Wahrscheinlich hat sie daselbst studirt. Es ist nur so merkwürdig, daß sie nachher durchaus behauptete: sie habe das Zimmer nicht verlassen."

Athénais ward sichtbar verlegen. Sie faßte sich jedoch schnell und sagte:

„Du wirst Dich geirrt haben, Fanchette. Die Marquise ist viel zu angegriffen gewesen, um einen so weiten Gang unternehmen zu können.“

„Aber, gnädigstes Fräulein, ich werde doch die Frau Marquise erkennen? ich blieb ja auf dem Corridor, bis sie zurückkehrte.“

„Möglich, Fanchette. Diese Kranken wissen oft nicht, was sie thun, weil eine vollständige Abwesenheit des Geistes eintritt, wenn die Anfälle sich zeigen. Sprich zu Niemandem darüber, denn es möchte die Frau Marquise beunruhigen.“

Athénais blieb nicht länger im Zweifel. Die Marquise hatte offenbar den Anfall fingirt, um allein im Schlosse verweilen und ihren Plan, die Auffindung des Buches, ausführen zu können. Es war nur die Frage: ob ihr derselbe gelungen sei?

Auch darüber sollte die junge Herzogin bald aufgeklärt werden, denn am folgenden Morgen sagte Frau von Brinvilliers ganz trocken und einfach zu ihr:

„Ich habe das seltsame Buch gefunden; übermorgen kommt der Kaplan nach Mortemart, dann werden wir bald wissen, welche Geheimnisse jene Blätter enthalten.“

Der Rath des Kaplans.

Noch nie hatte Athénais von Mortemart mit so ängstlicher Spannung der Ankunft des Geistlichen entgegengesehen, der immer ein willkommener Gast auf dem Schlosse war.

An jenem Sonntage blieben die Gedanken des jungen Mädchens nicht bei der heiligen Handlung der Messe. Sie schweiften hinaus aus der kleinen Hauskapelle und kehrten wieder in dieselbe zurück, um sich mit der Marquise zu beschäftigen. Frau von Brinvilliers schien jedoch mit ihren weltlichen Plänen durchaus nicht beirrt zu werden, denn sie verrichtete ihre Andacht so pünktlich, war so ganz versunken in den Anblick des Allerheiligsten, als es der Kaplan erhob, daß Athénais fast die Hoffnung hegte, ihre Freundin werde keine weiteren Versuche zur Erforschung des Geheimnisses machen, welches sich an die verrufene Handschrift knüpfte.

Sie sollte bald enttäuscht werden.

Die Bücherliebhaberei des Herzogs geschickt benutzend, brachte die Marquise bei einem Spaziergange durch den Park den Kaplan auf das Thema der verbotenen Bücher. Sie sprach mit großer Dreistigkeit über Schriften, welche die Inquisition verdammt hatte, von ketzerischen und zauberischen Machwerken und wußte den Geistlichen von der übrigen Gesellschaft zu entfernen, wobei sie freilich nicht verhindern konnte, daß Athénais zugegen blieb, die ihr jedoch nicht gefährlich schien. Die junge Herzogin hatte sich durch ihr Schweigen zur Mitschuldigen gemacht.

Der Kaplan war erfahren genug, um bald zu bemerken, daß die Unterhaltung über so gefährliche Dinge, welche der Geist der Zeiten verdammte, absichtlich herbeigeführt werde, und um sich Gewißheit zu verschaffen, richtete er halb scherzhaft, halb ernst an die Marquise die Frage:

„Haben Sie, gnädige Frau, bezüglich eines so schweren Vergehens wider die Befehle der Kirche Etwas auf Ihrem Herzen? Fast möchte ich annehmen, Ihr Gewissen sei beunruhigt, da Sie sich gar zu umständlich nach den

Ansichten erkundigen, welche ein Priester über diese Dinge hegt —"

Die Marquise hatte den Geistlichen dahin gebracht, wohin sie ihn haben wollte. Er mußte in einer Weise Theilhaber des Geheimnisses werden, wenn sie es ihm entdeckte; er hatte ja gefragt, und dem Priester mußte sie antworten.

„Und wenn ich selbst es nicht wäre? wenn eine Ihnen wohlbekannte, von Ihnen hochgeschätzte Person also Gefahr liefe, ihr Seelenheil durch irgend ein ketzerisches oder gefährliches Buch auf das Spiel zu setzen, was würden Sie thun?"

„Ich würde mein ganzes priesterliches Ansehen aufbieten, um dieses Unheil abzuwenden, ich würde streng handeln, befehlen — wenn es nicht anders ginge."

Athénais zitterte. Ein Blick der Marquise beruhigte sie.

„Herr Kaplan," begann sie nach einer kleinen Pause, „wir sind Beide hier vor Ihnen als Beichtende. Wir kennen Ihren schönen, edlen Charakter. Es bedarf nicht des Beichtstuhles, um Sie zur Verschwiegenheit zu zwingen, denn ein wahrer Priester, wie Sie es sind, hält sein Ohr nie verschlossen, wenn der Reuige und Schuldbeladene durch offenes Bekenntniß seine bedrückte Seele erleichtern will. Wir haben gefehlt — schwer gefehlt; aber wir glaubten zum Heile eines Mannes, den wir hoch verehren, uns einer Sünde schuldig machen zu dürfen, die Ihre priesterliche, segnende Hand wieder von uns nehmen kann."

Athénais war betäubt, unfähig ein Wort zu sprechen. Ohne genügend von den Absichten der Marquise vorher unterrichtet zu sein, nur weil sie denselben nicht offen entgegengetreten war, sah sie sich zur Genossin eines Vergehens gestempelt. Mit großer Schlauheit hatte die Marquise sie, das Kind des Hauses, in die gefährliche Sache



verwickelt, und ehe sie noch ein Wort des Einwandes zu sprechen vermochte, begann schon die gefährliche Frau dem Kaplan das Geheimniß zu enthüllen. Sie schilderte in gewandter Rede die Ereignisse, welche das Buch in des Herzogs Besitz gebracht, ihre und Athénais' Angst darüber und schloß endlich mit dem Bekenntnisse, daß sie die berüchtigte Schrift entwendet habe, weil ihr Gewissen ihr geboten, von dem geliebten Hause der Mortemarts ein Unglück zu entfernen.

Der Kaplan war sehr ernst und bewegt.

„Sie besitzen also die gefährliche Schrift. Das ist gut," sagte er. „Wir müssen zunächst sehen, welchen Inhalts sie ist. Zeigen Sie mir das Buch, ich werde es prüfen."

In dem Zimmer der jungen Damen saß der Geistliche, die Seiten der verhängnißvollen Schrift durchblätternd. Auch ihn ergriff es gewaltig, als er die schreckenerregenden Worte las. Kopfschüttelnd betrachtete er die räthselhaften Züge.

„Dieses Machwerk spottet meiner Kenntnisse," sagte er dumpf. „Sie haben aber recht gehandelt, daß Sie mir das Geheimniß vertraut. Es sind oft schlimme Wege, die zum guten Ende führen, und so will ich in der nächsten Beichte Sie Beide absolviren. Schweigen Sie über den Vorgang, wie er in meiner Brust verborgen bleiben soll. Wir müssen erfahren, welch ein höllisches Machwerk der gute Herzog wider sein Wissen unter den Büchern seines Studirsaales aufgenommen. Dazu giebt es nur ein Mittel. Im Kloster des heiligen Franziskus, in dem Flecken Rochechouart, ist ein Bruder, Johannes genannt. Es ist ein alter, greiser Mönch. Seine Augen sind halb erloschen, sein Mund fast verstummt; aber seine Wissenschaft reicht weit, und hocherfahren ist er in der Kenntniß seltener

Dinge und Schriften, denn seine Jugend hat er in fernen Ländern zugebracht. Ihm wollen wir dieses Buch vorlegen. Bewahren Sie es auf, Frau Marquise. Am dritten Tage von heute ab, zur Mittagszeit, werde ich am Kloster sein. Findet Euch Beide mit dem Buche dort ein, was dann geschehen soll, werde ich bestimmen."

Er legte seine Hände segnend auf die Häupter der beiden Damen und verließ das Zimmer.

„Maria — Maria — was hast Du gethan?" rief Athénais, als sie ohne Zeugen waren.

„Etwas Gutes," entgegnete die Marquise. „Auf jeden Fall hat meine That irgend einen Nutzen hinter sich. Wenn nicht für die Mortemarts, doch für die Marquise von Brinvilliers. Wie ich meine Wege wandle, braucht Niemanden zu kümmern, der nicht an meiner Seite bleiben will."

Eine Wirkung des Fluchs.

Die Morgenglocken tönten hell und weit durch die Fluren. In der blauen Luft, hoch über den wallenden Feldern wirbelte die Lerche, große Schaaren von Enten erhoben sich aus dem Rohre des Flusses, und blitzschnell huschten die scheuen Rehe über den einsamen Waldpfad, der von Schloß Mortemart in die Ebene von Rochechouart hinabführte.

Dieser friedliche, schöne Sommermorgen, in dessen Genuß alles Lebende sich theilen und erfreuen durfte, sah auch zwei reizende weibliche Gestalten in seinem Lichte sich wiegen.



Sie traten gleich Elfen des Waldes aus den dunklen Baumgehegen und wandelten durch die schmalen Feldwege. Breite Hüte bedeckten ihre wallenden Locken, farbige Bänder flatterten daran. Wer sie von Weitem betrachtete, mußte sich sagen, daß man keine schöneren Wesen erblicken konnte; wer ihnen in den Weg trat, der mußte es für eine gute Vorbedeutung ansehen, daß er diesen beiden lieblichen Erscheinungen begegnete.

Es waren Athénais und die Marquise von Brinvilliers. Sie zeigten aber nicht wie sonst heitre, fröhliche Gesichter, sie schritten vielmehr ernst und gedankenvoll durch die lachende Flur. Die Marquise trug ein kleines Körbchen; aus demselben nickten Blumen über den Rand hervor. Für diese leichte Bürde dehnte und reckte sich das Körbchen jedoch allzusehr, es kam daher, weil unter den Blumen ein verhüllter, schwerer Gegenstand lag. — — Die Blumen bedeckten das Buch, welches die Marquise entwendet. — —

Unter dem Vorwande, ihren gewöhnlichen Morgengang unternehmen zu wollen, hatten die beiden jungen Damen den Weg nach Rochechouart eingeschlagen, um dem Kaplan das unheilvolle Werk zu überbringen. Damit Niemand ahne, welch' eine schwere Last am Arme der Marquise hänge, — ward eine große Anzahl frischer, duftender Feldblumen in den Korb gesteckt, unter denen sich das Manuskript vollständig verbarg.

Die Beiden sprachen nicht. Sie schritten lautlos dahin; Athénais scheu und erschreckt um sich blickend, als ob irgend etwas aus dem Boden auftauchen werde, sie zum Herausgeben des Buches zu zwingen, — die Marquise festen, starren Blickes; ohne Lächeln, ohne Störungen schien sie einen Weg zu wandeln, der sie nach ihren eigenen Worten: ihrem Geschicke entgegenführte.

Als sie sich dem Flecken Rochechouart näherten, spähten

sie umher. Die Gebäude des Franziskanerklosters erhoben sich aus einem Kranze grüner Gartenanlagen. Die weißen Mauern sahen wie von Elfenbein gefertigt aus, und auf den Fenstern glitzerten die Strahlen der Morgensonne.

Zu dem Eingange des Klosters führte eine Allee alter, dickstämmiger starkbelaubter Buchen, welche ihre Kronen in einander verschlungen hatten. Diesen Baumgang durchschritten die beiden Damen, näherten sich dem Thore und zogen die Glocke, worauf der Pförtner erschien und nach dem herkömmlichen Gruße die Herzogin Athénais um ihr Begehr fragte.

Sobald der Name des Kaplans genannt worden war, öffnete der Pförtner das Gitter und ließ die schönen Pilgerinnen über den Hof schreiten. Sie traten dann in den Flur des Klostergebäudes und nahmen in dem kleinen Sprechzimmer Platz. Dieses Zimmer war ringsumher mit schwarzem Eichenholz getäfelt. Ein mächtiges Crucifix schwebte an der Hauptwand, unter demselben war eine Reihe von Oelbildern sichtbar, welche die Thaten des heiligen Franziskus darstellten.

Diesen Verzierungen gegenüber gewahrte man eine Vergitterung in der Wand, hinter welcher sich ein Schieber befand. Hier war das Sprechgitter.

Athénais blickte nicht um sich, ihre Augen waren fest auf das Bild des Erlösers geheftet; sie betete leise, während die Marquise mit einer unterwegs gebrochenen Ruthe allerlei Figuren in den Sand zeichnete, der auf dem Fußboden des Sprechzimmers verstreut war.

Das Oeffnen der Thür schreckte sie aus ihren Beschäftigungen empor. Der Kaplan trat ein. Er grüßte segnend die Beiden, dann sagte er kurz: „Ich bitte um das Buch."

Die Marquise zog es hervor, eine Anzahl Blumen fiel zur Erde. Der Kaplan näherte sich dem Gitterwerk

und klopfte leise gegen das Getäfel. Der Schieber fuhr geräuschvoll zurück, und hinter den Stäben ward die Gestalt eines steinalten Mönches sichtbar.

Schneeweiße Haare und Bart umgaben das faltenreiche Antlitz, welches ein Sonnenstrahl, der sich durch die Fenster des Klosterganges stahl, grell beleuchtete. Obwohl der Alte die beiden Damen bemerkte, schien er doch gar keine Notiz von ihnen zu nehmen. Er schneuzte sich die Nase und murmelte einige halb unverständliche Worte, die man für einen Segensspruch halten konnte, den der Mönch handwerksmäßig hersagte. Er hatte sich einen Lehnstuhl an das Gitter gesetzt, in welchem er ganz bequem sich dehnte.

Da dieser Ordensbruder die Damen als garnicht vorhanden betrachtete, so beschloß die Marquise auch ihn für nicht anwesend zu erklären. Sie gab deshalb Athénais einen Wink, und Beide traten dicht an das Sprechgitter. Der Mönch veränderte seine Stellung nicht einen Augenblick.

Nun reichte der Kaplan ihm das berüchtigte Buch durch die Oeffnung des Gitters. Die gelben Finger des Alten umfaßten es und blätterten darin. Eine lautlose Stille herrschte in dem düstern Gemache. Gespannt lauschten Athénais und die Marquise den kommenden Aussprüchen, der Kaplan richtete seine Augen bald auf die Damen, bald auf die Gestalt des Mönches.

Der Alte brachte das Buch dicht an sein Gesicht; er lehnte zuweilen, wenn er eine Zeit lang gelesen hatte, den Kopf zurück, wie um nachzudenken, dann fing er wieder zu lesen an, brummte einige Male vor sich hin, richtete an den Kaplan eine kurze Frage und gähnte.

Die beiden Damen hatten sich in ihrer Phantasie die Prüfung des gefürchteten Buches weit schauerlicher, mit allerlei Ceremonien ausgestattet, vorgestellt. Athénais namentlich war ganz erfüllt von Angst gewesen, — nun waren

sie Beide Zeugen eines ganz gewöhnlichen Vorganges, einer Prüfung, wie sie der Buchhändler oder Schreiber hundert Mal vornahm. Der alte stumpfsinnige Franziskaner durchsah die furchtbaren Blätter so gleichgültig, so ohne alle Umstände, daß die beiden Damen an der Gefährlichkeit des Inhaltes zu zweifeln begannen.

„Es scheint nicht so gräßliche Dinge zu enthalten, Gott sei Dank!" sagte Athénais leise zu sich selbst.

„Es scheint, als könne man nichts durch dieses Buch erreichen. Wie sehr bedauere ich das!" murmelte die Marquise.

Der Mönch war bei den letzten Blättern angekommen. Endlich räusperte er sich und wendete sich zu dem Gitter, vor welchem der Kaplan stand.

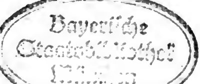
Die Köpfe der Damen erschienen an der Schulter des Kaplans.

So gleichgültig die Züge des Alten geblieben waren, während er das Buch durchblätterte, ebenso besorgt wurden sie, als er mit schneller Bewegung das Manuscript dem Kaplan durch die Gitterstäbe wieder zurückreichte. Seine dumpfe Stimme schwoll an, da er schwer hörte, sprach er um so lauter.

„Sind wir allein?" sagte er, indem er sich bemühte, durch das Gitter in das Sprechzimmer zu blicken.

„Wir sind es, mein Vater," antwortete der Kaplan. „Wer hier ist, der wird nie sagen, daß er jemals hörte, welch' ein Wort Ihr gesprochen. Ich nehme Alles auf mich."

„Nun denn," kreischte der Alte hinter dem Gitter hervor, „verbrennt dieses Buch sofort und sorgt, daß Niemand es wieder berühre. Es enthält eine große Zahl scheußlicher Recepte zu furchtbaren Giften. Diese Gifte sind ganz sonderlicher Art. Sie sind eine Verfeinerung des Mittels, welches Manna di San Nicolo genannt wird. Der erste





Theil dieses Buches handelt von der Auffindung der Pflanzen, welche zur Bereitung der Gifte nothwendig sind, der zweite Theil zählt die Mineralien auf, der dritte enthält die Kunstgriffe zum Bereiten der Tropfen, Pulver und Salben. Die beiden ersten Theile sind die ältesten und vor vielen hundert Jahren geschrieben, der letzte Theil ist jünger und enthält einen Schlüssel, welcher die Chiffern der ersten Bände zu lesen möglich macht. Das ist der gefährlichste. Ich kann mich nicht genau damit befassen, denn es bedarf längerer Zeit, um die einzelnen Mittel zu studiren, aber das ersah ich aus dem flüchtigen Durchblättern. Es sind Mittel darin, denen keine Macht widersteht, keine Wissenschaft die verderbliche Wirkung raubt. In den Lufthauch geworfen, tödten sie, wenn er von ihnen geschwängert durch die Organe des Opfers zieht, auf die Schrift eines Briefes gestreut dringen sie durch das Auge, die Nase, den Mund bis zum Herzen und machen es stille stehen durch plötzlichen Krampf. Wer dieses Buch sein nennt, mag den Himmel anrufen, daß er ihn nicht in Versuchung führe. Dieses Buch ist eine Geißel der Menschheit, wenn es in die Hände eines Bösen geräth." Der Alte bekreuzte sich.

Die beiden Damen hatten aufmerksam zugehört. Der Kaplan wog das Buch in seinen Händen und blickte zu dem Crucifixe empor.

„Ich behalte es bei mir," sagte er, „ich werde es dem Herzoge zurückstellen und für Euch Beide seine Verzeihung erbitten. Dieses Unheil muß ausgerottet werden. In meiner Gegenwart soll Herzog von Mortemart die scheußlichen Blätter verbrennen."

„Soll ich noch sonst Etwas sagen?" rief der Mönch hinter dem Gitter hervor.

„Nein, mein Vater, ich danke Euch und bitte um Euren Segen." Der Alte sprach wieder mechanisch die

Formel und schlug den Schieber hinter sich zu. Die Drei verließen das Zimmer.

„Kehren Sie jetzt nach Mortemart zurück," sagte der Kaplan, „ich werde am Sonntage mit dem Herzoge reden." Er wandte sich, nachdem er die Damen gegrüßt hatte und schritt durch den Garten in das Kloster.

Athénais und die Marquise gingen langsam zur Pforte des Gebäudes.

Die junge Herzogin zitterte am ganzen Körper. „Was wird mein Vater sagen," jammerte sie; „nicht genug, daß ich mich gegen ihn verging indem ich schwieg, bringe ich ihn auch noch in Gefahr. Er besitzt ein Buch, welches die Diener der Kirche für schändlich, für verflucht erklären; wenn mein Vater von der Kirche zur Rechenschaft gezogen würde?"

„Pah —," rief die Marquise auffahrend, „wer wird das wagen? Wir haben dumm gehandelt. Ich hätte das Buch lieber nach Paris mitnehmen, von tüchtigen Gelehrten heimlich untersuchen lassen sollen. Diese Priester sind zu ängstlich. — Ha, welch' ein Fund," rief sie mit rollenden Augen, das Haupt werfend und mit den Armen durch die Luft fahrend, „welch' ein Fund! Auf den Wellen des Windes die Rache senden, den Feind verderben zu können, eine höhere Macht zu sein, vor der Alle zittern müssen. Oh — weshalb behielt ich die kostbaren Blätter nicht in meinen Händen!"

Die junge Herzogin antwortete nicht mehr, sie blickte angstvoll auf ihre Begleiterin.

Der Kaplan wickelte sorgfältig den Raub der Marquise in einige starke Blätter, die er mit seidener Schnur umwand, dann verließ er das Kloster und durchwandelte den Flecken. Ueberall grüßte man ihn ehrfurchtsvoll. Vor dem Ausgange des kleinen Ortes gewahrte er eine zahl-

reiche Menschenmasse. Sie umstanden Alle ein hohes Gerüst, auf welchem Gaukler ihre Kunststücke producirten. Während auf dem schwanken Seil ein mit Goldflittern benähter Hanswurst seine Fertigkeit zeigte, liefen zwei grotesk geschmückte, in verschossene Sammetkleider gehüllte Figuren zwischen den Neugierigen umher und priesen mit lauter Stimme die höchst wirkungsreichen Arzneien an, welche der „berühmte Dottore Basanzano“ zum Heile der Menschheit hier in Rochechouart ausbot.

Dieses Verfahren der wandernden Quacksalber war allgemein gebräuchlich und fast stets von Erfolgen begleitet. Die Produktionen der Gaukler oder Taschenspieler lockten die Menge herbei, war sie erst versammelt, so hielt es nicht schwer, eine genügende Anzahl von Wundertränken oder Pillen abzusetzen. Eine lange Erklärung der herrlichen Wirkungen der Universalmedizin ging stets diesen Verkäufen voraus. Der Doctor selbst ließ seine Person mit einer gewissen Glorie, mit dem Schleier des Geheimnisses umgeben, denn er zeigte sich nur in dem Augenblicke, wo die Leichtgläubigen ihn consultirten oder vielmehr ihm Mittel abkauften. Vorher saß er in einem schmutzigen Zelte, dessen Vorhänge überall herabgelassen waren, den Augen der Neugierigen verborgen.

Doctor Basanzano war ein Fünfziger von ziemlich stattlichem Körperbau. Seine Augen rollten beständig von rechts nach links, als suchten sie Beute zu erspähen; die feisten Finger krallten sich zusammen gleich den dicken Fasern saugender Polypen.

Dessenungeachtet galt der Doctor bei der Menge für einen gewaltigen Heilkünstler. Er besuchte die Gegend drei bis vier Mal im Jahre und that dem Arzte von Rochechouart vielen Schaden.

Der Kaplan wandelte an dem Gerüste vorüber, ohne

nur den Kopf zu wenden. Er hörte, wie so eben der Famulus des Doctors eine Salbe ausbot, welche für Wunden von unglaublicher Heilkraft sei.

Als der Geistliche schon auf dem Wege nach Bourganoeuf sich befand, sah er die phantastisch gezierte, große Kutsche des Marktschreiers hinter sich her kommen. Sie bewegte sich langsam vorwärts gegen Bourganoeuf zu. Oben auf dem Dache des Fuhrwerks hatte man Reifen angebracht, in denen Meerkatzen schaukelten; eine große Masse Leute jedes Alters und Geschlechts begleitete die wandernden Heilkünstler.

Die Wohnung des Kaplans lag am Eingange von Bourganoeuf dicht neben dem alten, halbverfallenen Thore. Es war ein kleines, ganz mit Grün überwuchertes Häuschen, vor demselben zog sich ein sauberer Garten hin, den ein Gitterzaun umgab; diesem Hause gerade gegenüber befand sich ein alterthümlicher Glockenthurm, dessen Glocken so eben die Prime läuteten.

Der Geistliche lüftete seinen Hut und sprach ein kurzes Gebet, trocknete mit einem Tuche den Schweiß von seiner Stirn und ging auf sein Haus zu. Als er bei dem Glockenthurme vorüber wollte, kamen mehrere Weiber und Kinder ihm entgegen. Die Kinder umringten den Priester und küßten seine Hände.

„Ach, ehrwürdigster Herr," sagte ein junges Weib, „ich komme mit einer großen Bitte."

„Sprecht, Frau Marie. Ihr wißt, ich erfülle Bitten gerne."

„Nun — mein Mann ist, wie Ehrwürden wissen, zum Holzschlagen in die Perche hinüber. Da erhalte ich denn heute von dem Richter zu Belac ein Schreiben; wie mir der Bote sagt, handelt es sich wohl um den Verkauf des kleinen Ackers dort unten am Flusse, für den uns die



Müller in Gramont schon ein hübsches Sümmchen geboten haben. Ich kann doch nicht lesen, und wenn ich zum Advokaten von Bourganoeuf gehe, kostet das Vorlesen Geld; nun habe ich gewartet, bis Hochwürden kamen, um zu bitten, mir das Schreiben vorzulesen, weil man Ihnen doch am Besten trauen kann."

Der Kaplan lächelte und streckte die Hand aus, die Frau übergab ihm das Schreiben. „Da sollt Ihr gleich wissen, was drinnen enthalten ist," sagte er.

In diesem Augenblicke kam unter dem Schalle höchst verstimmter Instrumente die Gaukler- und Quacksalberbande, von den Neugierigen begleitet, herbei und hielt ihren Einzug durch das alte Thor in das Städtchen.

Der Kaplan war in den Glockenthurm getreten und entfaltete hier, vor den Strahlen der Sonne geschützt, das Schreiben. Eben als er zu lesen begann, setzten sich die Glocken wieder in Bewegung. Frau Marie trat zu ihm.

„Nun, meine gute Frau," sagte der Geistliche, als er das Schreiben zu Ende gelesen hatte, „es handelt sich einfach um die Aufbringung der Anzahlung für — —"

Diese Worte waren die letzten des Geistlichen. Plötzlich durchdröhnte die Lüfte ein greller, scharfer Ton, wie er das Zerspringen eines großen Glases begleitet. Das Läuten einer Glocke verstummte im Nu und zugleich sauste hoch herab von dem Glockenstuhle der Klöpfel, mit furchtbarem Gewicht den Rücken des Kaplans treffend.

Ein entsetzlicher Schrei wand sich aus seinem Halse, dem ein Strom von Blut entquoll; diesem Schrei antworteten zwanzig andere, von Frauen und Kindern ausgestoßen. Alles lief voll Angst zusammen. Hülfe! — rief es. Wasser! Rettung!

Die Glocke war im Läuten gesprungen, und der herabfallende Klöpfel hatte den edlen Kaplan erschlagen. Im

Blute schwimmend, lag er in dem Thurme, von jammernden Mitgliedern seiner Gemeinde umringt. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die schreckliche Nachricht bis in die Stadt hinein. Von allen Seiten liefen die Bewohner herbei.

„Tragt ihn in's Haus," riefen Einige.

„Nein," wehrte ein alter Mann, „vielleicht ist noch Rettung; aber man darf nicht schütteln oder den Körper bewegen. Laßt ihn ruhig liegen."

„Wo soll denn Rettung sein", riefen Andere. „Seht doch den schweren Klöpfel, er hat das Genick getroffen."

„Einen Arzt herbei, einen Arzt", schrieen viele Stimmen. „Der Ehrwürdige athmet noch."

„Der Doctor von Rochechouart wird zu spät kommen."

„Mein Himmel, was suchen wir denn!" sagte lebhaft eine Frau. „Ist denn nicht Doctor Basanzano in der Stadt? Holt ihn, den großen Mann. Er kann mit seiner Salbe Wunder wirken."

„Den Doctor! den Doctor!" schrie es von allen Seiten. Dreißig, vierzig Leute rannten in die Stadt.

Von ihnen fast getragen erschien der Doctor in kurzer Zeit. Er trat in den Thurm und gebot durch eine Handbewegung den Umstehenden, zu weichen. Willig gehorchte man ihm. Der Quacksalber nahm eine höchst gelehrte Miene an, zog eine Flasche aus seinem Rocke hervor und kniete neben dem Blutenden nieder. Er untersuchte die Brust, goß einige Tropfen seines Elixirs auf die Stirne und rieb die Schläfen.

Obgleich Basanzano nur höchst dürftige Kenntnisse von der edlen Arzeneikunde besaß, hatte er doch schon bei seinem Eintritte sofort bemerkt, daß der Kaplan dem Tode verfallen war. Es gehörte dazu auch keine große Wissenschaft; wenn man nur den nebenliegenden Klöpfel betrach-

tete, der tief in die Erde geschlagen war, mußte sich jeder Laie sagen, daß es mit dem Getroffenen vorüber sei. Er röchelte im Todeskampfe.

Der Doctor hielt es jedoch für nothwendig, vor den Versammelten einige scheinbare Versuche zu machen. Außerdem aber hatte er schnell überlegt, daß ihm schwerlich eine Bezahlung für die Hülfe zukommen werde, welche er dem Sterbenden leistete; er musterte daher sorgfältig den Körper, ob nicht irgend etwas Werthvolles an demselben zu entdecken sei, dessen er sich an Zahlungsstatt bemächtigen könne. Aber der gute, einfache Priester besaß nichts von materiellem Werthe an sich. Der Doctor wollte daher soeben die Nutzlosigkeit seiner Bemühungen veröffentlichen, als er bei dem Betasten des Körpers einen sorgfältig eingebundenen Gegenstand gewahrte, den die bereits erstarrte Rechte des Sterbenden krampfhaft umklammert hielt. Der Mantel des Geistlichen war über diese Hand gefallen und bedeckte sie, sowie das Paquet.

Der Quacksalber faßte sich sogleich. Ohne lange zu überlegen, ob der Inhalt des Packens werthvoll sei oder nicht, rief er: „Man entferne sich aus dem Thurme, ich werde den letzten Versuch wagen.“

In wenig Augenblicken befand sich der Doctor mit dem Sterbenden allein.

Sobald die Zuschauer den offenen Thurm verlassen und sich draußen versammelt hatten, warf Basanzano einen wahrhaften Geierblick um sich, dann fuhr er unter den Mantel, griff das Paquet und drückte es stark; er fühlte deutlich, daß es ein Buch enthielt. Da ihm aber wohl bekannt war, daß auch Bücher, namentlich Papiere, oft genug wichtiger als baares Geld geachtet wurden, bemühte er sich, der Hand des Sterbenden den Gegenstand zu entreißen.

Vielleicht war es nur das krampfhafte Schließen der Finger, welche das Paquet so fest hielten; aber der Doctor mußte mit einiger Anstrengung den Raub an sich reißen, und als er ihn hervorzog, da öffneten sich noch einmal die blutunterlaufenen Augen des sterbenden Priesters, es war, als wolle der Mund sich aufthun, der ganze Körper zuckte; aber eine neue, starke Blutwelle brach hervor, dann sank das Haupt zurück, das Röcheln hörte auf. — — Basanzano fuhr mit der Hand zum Herzen — kein Schlag mehr. Der Geistliche hatte geendet.

Der Doctor senkte behutsam das Paquet in die Taschen seines Gewandes, dessen außergewöhnliche Weite schon für dergleichen Zufälligkeiten bestimmt sein mochte, dann erhob er sich und trat in das Thor des Glockenthurms.

„Es ist vorbei mit dem geistlichen Herrn," sagte er mit dumpfer Stimme. „Selbst Doctor Basanzano's Mittel haben nicht vermocht, die flüchtende Psyche aufzuhalten. Fünf Minuten früher mußte ich kommen und der nunmehr Todte wäre gerettet worden."

Gravitätisch schritt er auf das Städtchen zu. Gesenkten Hauptes umstand die Menge den Glockenthurm; als der Doctor bei seinen Genossen auf dem Markte anlangte, begannen die Todtenglocken zu läuten.

Sanft hoben vier junge Männer die Leiche des Kaplans empor und trugen sie unter Absingung eines Chorals, von den inzwischen herbeigeeilten Geistlichen geleitet, in das stille, freundliche Haus, welches der Heimgegangene einst bewohnte.

„Anatole," sagte der Maire zu einem stämmigen Burschen, „reite schnell nach Schloß Mortemart und überbringe dem Herzoge die Nachricht. Er hat einen guten Freund verloren."

Als die Sonne sank, schimmerte durch die halb-

geöffneten Fenster des Pfarrhauses der Lichtglanz der Todtenkerzen. Man hörte tiefe Stimmen. Es waren die Priester, welche bei dem Leichname die Gebete sprachen.

Die Straße nach Osten entlang, zum Schlosse Mortemart hinauf, trabte Anatole mit der Todesnachricht.

Gegen Westen zu bewegte sich unter kreischender Musik die Kutsche des Marktschreiers. Doctor Basanzano saß zusammengekauert in einem Winkel des Fuhrwerks. Auf seinen Knieen hielt er das geraubte Paquet. — Das Unheil zog hinaus in die weite Welt. — —

Abschied von Schloß Mortemart.

In dem Hofe von Schloß Mortemart hält der Reiter. Sein Roß dampft von dem scharfen Ritte in heißer Sonne.

„Ich muß den gnädigen Herzog sprechen," ruft Anatole. „Ich habe eine Kunde zu bringen."

Er schwingt sich aus dem Sattel und wird in des Herzogs Gemach geführt. Als Gabriel von Mortemart die Trauerkunde vernimmt, läßt er seine Familie zusammenrufen. Sie erscheinen Alle, auch die Marquise; sie ist mit Athénais vor nicht langer Zeit von dem Spaziergange zurückgekehrt.

Bei ihrem Eintritte in den Saal erblicken die beiden Damen den jungen Bauer; eine Ahnung überfliegt die Züge der jungen Herzogin; sie umklammert krampfhaft den Arm der Marquise, und als der Vater die Nachricht verkündet, da sinkt Athénais mit lautem Schrei ohnmächtig zu Boden. —

Niemand außer Maria von Brinvilliers ahnte den Grund dieser gewaltigen Erschütterung. Man schrieb sie ganz natürlich der Todesbotschaft zu, welche das junge Mädchen tief ergreifen mußte. Maria von Brinvilliers blickte ernst, aber gefaßt und ruhig den Anwesenden in die Augen, dann trat sie einen Schritt vor und fragte Anatole:

„Mein Freund, sagt mir doch, wer die letzten Augenblicke des Sterbenden bewacht hat?"

„Ein großer Arzt, der zuweilen durch unsere Gegend kommt, der Doctor Basanzano."

„Saht Ihr ihn, nachdem der Kaplan verschieden war?"

„Ich nicht, denn ich eilte, mein Pferd zu satteln. Nur als ich abritt, sah ich den Doctor seine Kutsche in Bewegung setzen. Die Verwirrung in Bourganoeuf war zu groß; er konnte doch keine Geschäfte machen."

„So —," sagte die Marquise langsam. „Es wäre gut, Herr Herzog, glaube ich, wenn Sie nachforschen ließen, wohin der Doctor gezogen."

„Weshalb, meine liebe Marquise? Der brave Kaplan ist einmal hinüber, der Doctor hat seine Schuldigkeit gethan. Weshalb ihn befragen?"

„Vielleicht, um zu erfahren, ob der Sterbende nicht einen letzten Willen geäußert, nicht irgend einen sehnlichen Wunsch gestammelt. Der Kaplan hatte, wenn ich nicht irre, Verwandte, — Schwestern."

„Ach —," sagte Anatole derb, „der hat nicht mehr gesprochen, das ist ihm vergangen. Wer den furchtbaren Schlag erhalten hat, der denkt nicht mehr an Sprechen."

Die Marquise schwieg. Herzog Gabriel und die Seinigen gingen in die Kapelle, um ein stilles Gebet zu sprechen. Maria von Brinvilliers blieb bei Athénais, die sich kaum zu sammeln vermochte.

„Siehst Du nun die Strafe des Himmels für unsre Vergehen?“ stöhnte Athénais, als Beide allein waren.

„Nein,“ sagte die Marquise kalt, „es ist allerdings eine Schickung. Die dunklen Mächte haben gesiegt. Wir sind Werkzeuge höherer Gewalten — keine Bestraften. Beruhige Dich; ich nehme Alles auf mich, was auch aus den Blättern jenes Buches hervorgehen möge. Meine Seele ist stark.“

„Das Buch? was ist denn mit — ja — mir ahnt — meine Gedanken sammeln sich erst jetzt wieder. Ja, ja, das Buch? — —“

„Nun ja, das Buch ist dem Kaplan offenbar entwendet worden, denn er trug es bei sich, oder man fand es bei seiner Leiche. Unser Raub oder das Unheil — Eines von Beiden wird offenbar werden.“

„Gerechter Gott,“ schrie Athénais, „mir wäre besser gewesen, ich hätte Dich, Maria, nie gesehen!“

„Das ist wohl möglich,“ sagte halblaut die Marquise. „Schweige über Alles,“ setzte sie laut hinzu.

Als Herzog Gabriel aus der Kapelle zurückgekehrt war, eilte er in den Bibliotheksaal. Mit großen Schritten durchmaß er wohl zehn Mal den weiten Raum. Sein Gesicht war vollständig verändert, ein schwerer Druck schien auf seiner Brust zu lasten. Nachdem er sich ein wenig beruhigt, blieb er mitten in dem Saale stehen und blickte auf eine Stelle des Fußbodens.

„Hier stand er,“ murmelte der Herzog; „hier hob er drohend seine Hand empor. Ich sträubte mich, daran zu glauben. Wenn das Unheil dennoch gebannt wäre an diese Mauern? Die seltsamen Ereignisse folgen rasch auf einander. Der alte Jacques Tonneau — dann des Kaplans Tod. — In Paris scheint man mich ganz vergessen zu haben — das wäre mein geringster Kummer — aber hier

in diesem Hause, in dem alten Sitze meiner Ahnen, nistet ein Unheil. Seit jenem Tage, wo ich dem Büßer das Buch verweigerte, ist die Ruhe von uns genommen. Ich muß das unheilvolle Ding von mir werfen — ja, ich will es. Wenn wir hinüberziehen zu dem Todtenamte meines Freundes, dann lege ich es nieder in die Hände eines Priesters, — so lange es noch in diesen Mauern sich befindet, bleibt der Frohsinn mir fern. Ich mag mich zwingen, wie ich will, meine heitre Laune kehrt nie vollständig zurück. Der Tod des Kaplans ist ein neuer Mahnruf. Hinaus mit dem Dämon."

Er ergriff sein Schlüsselbund und steckte den Schlüssel zu dem Kasten, der die gefürchtete Schrift verbarg, in das Schloß. In diesem Augenblicke ward die Saalthüre aufgerissen, und mit heitrem Angesichte stürmte Marquis Henri von Montespan herein. Der Herzog zog die Schlüssel zurück und schob sie in die Tasche seines Hauskleides.

„Verzeihung, Herr Herzog," rief der junge Mann, „wenn ich so unangemeldet in das Heiligthum dringe. Aber ich bin gewiß, der Ueberbringer einer immerhin angenehmen Nachricht wird Verzeihung erhalten."

„Sie bringen eine Nachricht, Marquis? Ei! von Amradour aus für mich?"

„Nicht doch. Das Räthsel ist bald gelöset. Ich bringe den Herrn von Peguilhen mit mir, den ich unterwegs traf. Er ist der Ueberbringer einer königlichen Botschaft für Sie, Herr Herzog. Er trägt den Ruf des jungen Herrschers zu Ihnen, den Ruf an den Hof nach Paris zu eilen, dieses einsame Schloß zu verlassen und in dem Kreise der Pairs von Frankreich in der Nähe des Monarchen die Stelle einzunehmen, welche dem Herzoge von Mortemart gebührt."

Herzog Gabriel blickte zum Himmel empor.

„Wissen Sie wohl, Marquis," sagte er, „daß ich ge-

rade in diesem Augenblicke recht finstre, trübe Gedanken hegte? Als Sie eintraten, war ich eben im Begriff, den schwarzen Gedanken und Geistern ein Opfer zu bringen, damit sie mich in Zukunft unangefochten ließen. Ich hielt mich für ganz vergessen, glaubte, mein Herzogswappen werde im feuchten Nebel der finstern Wälder rosten. Meinetwegen hätte ich nie einen Schritt gethan, ich will nicht höher hinauf. Aber mein Sohn — meine Töchter. — Darf ich die Kinder in diesem schönen, aber einsamen Herrensitze begraben, während ihnen vielleicht eine glänzende Zukunft winkt? Nur deshalb begrüße ich die Nachricht von meiner Berufung mit Freuden, und der Ueberbringer so froher Kunde hat Anspruch auf meinen Dank," sagte Herzog Gabriel bedeutungsvoll, indem er seine Rechte auf die Schulter des Marquis legte, der hoch erröthete.

„Kommen Sie jetzt zu dem Herrn von Peguilhen."

Herzog Gabriel verließ an der Seite des Marquis schnell den Saal. Es schien, als sei ihm die Gelegenheit, das Schloß verlassen zu können, hochwillkommen, als sehne er den Augenblick herbei, die Mauern hinter sich zu haben, in denen seit einiger Zeit finstre Mächte ihr Wesen zu treiben und den Frohsinn von des Herzogs Stirne zu verjagen schienen.

Als der Herzog mit dem jungen Marquis in das Gesellschaftszimmer trat, kam ihnen die Herzogin geführt von einem fast noch im Knabenalter stehenden Cavaliere entgegen. Dieser Cavalier war Antoine Marquis von Peguilhen.

Es war ein zierlich gewachsener, feiner Jüngling, dessen Angesicht von scharfer, seinen Jahren weit voraus geeilter Weltkenntniß zeugte. Die Lippen umspielte eine gewisse boshafte Liebenswürdigkeit, und der Ton seiner Stimme hatte fast immer etwas Herausforderndes, ebenso schien seine Bewegung die eines Mannes zu sein, der in einem

Zweikampfe sich mit dem Degen in der Hand seinem Gegner stellt.

Als er des Herzogs ansichtig ward, verneigte er sich graziös und reichte mit zierlicher Bewegung die Hand zum Gruße.

„Ich schätze mich glücklich, Monseigneur," begann er seine Rede, „der Ueberbringer einer so schmeichelhaften Berufung zu sein. Seine Majestät haben mich beauftragt, Ihnen zu sagen, daß es Höchstihr Wunsch ist, Sie, Herr Herzog, an dem Hofe von Paris begrüßen zu können. Empfangen Sie das Handschreiben Ihres Gebieters."

Er überreichte dem Herzoge ein großes Schreiben. Gabriel von Mortemart entfaltete es und las die Berufung an den Hof.

„Diese Gnade unseres jungen Herrn rührt und erfreut mich wahrlich," sagte er. „Ich war schon vollständig darauf vorbereitet, in meiner einsamen Waldwohnung das Leben des Philosophen fortzusetzen. Offen gestanden, Herr Marquis, ich geize nicht nach den Auszeichnungen, die das Hofleben verheißt und bietet, aber die Aufforderung: meinem Vaterlande, dem neuen Herrscher Dienste zu leisten, bestimmt meinen Entschluß. Ich werde wie die übrigen Berufenen meinen Sitz unter den Pairs einnehmen. Wir hoffen, Sie bei uns in Paris begrüßen zu dürfen, Herr Marquis."

Antoine von Peguilhen verneigte sich stumm und höflich.

Während dieser Begrüßungen und Anreden hatte die Marquise von Brinvilliers fast ohne Unterbrechung die Gesichtszüge der schönen Athénais und Henri von Montespan's studirt. Vergeblich suchte sie irgend eine Bewegung, welche innere Erregung auf Athénais' schönes Gesicht gezaubert hätte, zu entdecken. Anders war es bei Henri von Mon-

tespan. In heftiger Erregung schaute er bald auf den Herzog, auf Athénais und die Herzogin. Er schien irgend eine Erklärung zu erwarten. — Sie blieb aus.

Marquis von Peguilhen, der schon von Paris her mit dem Hause der Brinvilliers bekannt war, befand sich bald in lebhaftester Unterredung mit der schönen Marquise. Man sprach viel von den bevorstehenden Veränderungen, von den Hoffnungen Einzelner und ganzer Familien. Athénais hörte Namen nennen, erfuhr Schicksale und Begebenheiten, von denen sie früher nie sich hatte träumen lassen.

Von dem Wirrwarr, den diese neue Welt, die sie erst erschauen sollte, in ihren Gedanken erregt hatte, flüchtete sie sich hinaus in den stillen Park, zu dem einsamen Bosquet an dem ernsten, schweigsamen, kleinen See, woselbst sie oft mit ihren Lieblingsschriftstellern in der Hand gesessen und glücklich, froh in der Einsamkeit die Träume von einstigem zufriedenstellenden Leben an sich hatte vorüberziehen lassen. Das Alles sollte nun verändert — sollte gestört werden. Die große Welt rief.

Sie trat, das Köpfchen gesenkt, in das Bosquet. Ein leiser Ruf, der ihr Ohr traf, ließ sie zusammenschrecken — das Haupt erheben: „Henri! Henri!" mit diesem Namen begrüßte sie den einsamen Gast, der bereits vor ihr, von stiller Sehnsucht dahingezogen, in das trauliche Versteck geeilt war, um dem gepreßten Herzen in der Einsamkeit durch Klagen Luft zu machen, die er in die blühenden Zweige, über den stillen See hinweghauchte.

Der Marquis Henri von Montespan wandte sich zu der schönen Herzogin und reichte ihr die Hand, ohne zu sprechen. Athénais lehnte ihr Haupt an seine Brust.

„Athénais," sagte der Marquis mit zitternder Stimme, „Sie gehen fort, Sie folgen Ihren Eltern — Sie müssen, ich weiß es. Oh — weshalb hatte ich nicht den Muth,

schon früher zu sprechen. Jetzt, wo der herbe Augenblick der Trennung herannaht — jetzt fühle ich erst, was ich Alles hätte thun sollen. Ich hätte die günstige Stimmung Ihrer Eltern nützen, Sie mir erbitten sollen zur Gattin; nun es so gekommen ist, nun der große, unheimliche Kreis des neuen Hofes sich vor Ihnen und Ihrer Familie erschließt — nun sind die Hoffnungen Henri von Montespan's entschwunden. Zurück in die stille Wildniß meines Gebietes trage ich meine Liebe, aber nicht mein Glück."

„Wer sagt Ihnen denn, mein theurer Henri, daß ich ohne Sie ziehe?" entgegnete Athénais, sanft die Hände des jungen Mannes ergreifend und ihm in die trüben Augen schauend. „Glauben Sie nicht, daß ich Kraft — Willen genug habe, vor meinen Vater treten zu können, ihm zu sagen: Du führst mich in eine große, gewaltig erregte Welt, der Du selbst kaum gewachsen bist; wirst Du nicht dafür sorgen, daß ich einen Schutz, einen Schirm, eine Stütze erhalte in diesem Getreibe, in diesem Gewoge von Intrigue und Gefahren?"

„Athénais! wäre es möglich? Sie werden so sprechen? Sie haben den Willen, trotz der glänzenden Aussichten die Meine zu sein?"

„Sie zweifelten jemals daran, Henri? Oh — das ist nicht schön, nicht edel gedacht. Ich hätte tausend Mal darauf geschworen: daß Marquis Henri von Montespan nie die Wälder von Perche verlassen würde, ohne den Versuch zu machen, ein kleines weibliches Wesen mit sich zu nehmen, welches auf Schloß Mortemart wohnt und die Blumen ihres geliebten Freundes in der Einsamkeit pflegt und hütet, bei jedem Anblick derselben ausrufend: ihr seid ein Geschenk von ihm — von ihm, der diese stillen Wälder durch seine Gegenwart für mich belebt, der die Einsamkeit dieser Gegend nicht vertauschen läßt mit dem Schimmer goldbeladener Feste

— ein Geschenk meines Henri.“ Sie reichte dem Marquis ihre Hand.

„Engel! Geliebte, theure Athénais!“ rief Henri von Montespan.

„Böser Mensch!“ sagte Athénais mit bezauberndem Lächeln. „Zur Strafe für Ihren Zweifel müßte ich Sie eigentlich noch länger in der Ungewißheit lassen — aber ich bin zu gutmüthig. Wir werden heute noch glücklich sein, mein Henri. Treten Sie vor meinen Vater hin, Henri, sprechen Sie offen mit ihm und verlangen Sie meine Hand. Ich werde fest, bestimmt erklären, daß ich mein zukünftiges Schicksal entschieden wissen will, bevor ich nach Paris ziehe, daß ich nicht gewillt bin, meine Hand dereinst wegzuschenken, wenn mein Herz nicht spricht, daß ich nicht einem Manne angehören mag, der vielleicht durch den Titel meiner Familie gelockt, mit königlichen Empfehlungen versehen, denen man nicht zuwider handeln kann, mich zum Weibe begehrt. Vor diesen Gefahren will ich geschützt sein, wenn ich den Fuß in die Stadt Paris setze, und der beste Schutz gegen Alles, was mir von daher drohen kann, ist die Hand, ist das Herz, der Besitz meines Henri.“

„Und ich gelobe Ihnen, meine theure Athénais,“ rief der Marquis, „Ihnen zur Seite zu bleiben. Ich will, wenn Ihr Vater an den Hof zieht — ziehen muß, der Welt nicht den kostbaren Schatz entreißen, den sie in Ihnen, meine schöne Freundin, besitzt. Giebt Ihr Vater mir Ihre reizende Hand, dann bin ich es ihm schuldig, auch in jener Welt zu weilen, die ihm bestimmt wurde, dann werde ich in jene strahlenden Kreise seine schöne Tochter führen, werde mit Freuden, mit stillem Entzücken den Triumphen lauschen, welche Athénais erringt überall, wo sie sich zeigt, werde glücklich sein in dem Gedanken, daß diese Reize, dieser Geist,

diese Anmuth mir zu eigen gehören, daß sie verbunden sind mit dem Namen Montespan."

„Wie, Henri, Sie wollten Ihre schönen Wälder, Ihr väterliches Schloß verlassen? Sie wollen nach Paris ziehen mit uns? Ich glaubte, Sie dächten wie ich, Sie wollten mich einführen in Ihr Schloß, ich sollte — so träumte ich mir, eine Burgfrau werden, und ich sah mich schon als eine recht sorgende Frau in Küche, Keller, mit dem Gesinde schalten. Aber wenn Sie nach Paris wollen — —"

„Täuschen Sie sich nicht selbst, Athénais. Sagten Sie nicht schon vorhin, Sie bedürften in jener Welt des Schimmers, des Glanzes einer Stütze? Daraus ersehe ich, daß Sie es für nothwendig halten, die großen Kreise kennen zu lernen. Sie würden sich nicht auf die Dauer glücklich fühlen in der stillen Ruhe des Waldschlosses, wenn die Ihrigen in den Sälen des Louvre umherschreiten. Sie dürfen auch nicht hier verbleiben, denn die Welt hat auf so viel Schönheit ein Anrecht, sie darf verlangen, daß ihr so viel Anmuth nicht vorenthalten werde, und sie soll meine schöne, herrliche Athénais kennen lernen, verehren — bewundern, aber an meiner Hand soll sie das liebliche Wesen erblicken, ich will es einführen in die Räume voll Glanz und Pracht und glücklich dabei sein, wenn man mich beneidet."

„Fürchten Sie nicht die Gefahren der großen Welt für mich? Halten Sie die Pracht, das Ansehen, welches wir erringen können, nicht schädlich für unser Glück?" fragte Athénais halb ernst — halb scherzhaft.

„Sie sind Athénais von Mortemart, und ich weiß, daß Sie mich lieben," entgegnete Henri mit biederem Tone. Statt der Antwort umschlang Athénais den Geliebten mit ihren schönen Armen.

„Athénais! Heda! wo steckst Du?" so tönte es von



draußen. Es war die Stimme der Marquise. Die junge Herzogin entwand sich den Armen des Geliebten.

„Die Marquise ruft uns," flüsterte sie. „Eilen wir. Muth für heute, mein Henri; ich bleibe die Ihrige, und mein Vater liebt Sie."

Sie verließ das Bosquet. „Aha! Noch immer eine Träumerin?" rief ihr die Marquise entgegen. „Das wird nun bald aufhören. Paris verträgt so stille Naturen nicht."

„Maria, ich bin so verwirrt von all den Dingen, die auf mich eingestürmt sind, daß ich mich kaum zu fassen weiß. Hast Du Nichts erfahren von dem unheilvollen Buche? Machte mein Vater keine Anspielung etwa?"

„Pah — wie sollte er darauf kommen? Unmöglich kann er den Tod des Geistlichen mit dem Buche in Zusammenhang bringen. Wüßten wir nicht, daß er im Besitze der Schrift war, es fiele uns nicht ein, daran zu denken. Dein Vater denkt eben so wenig daran. Die Berufung nach Paris hat ihn für alles Andere gleichgültig gemacht. Geh' — schmücke Dich recht reizend zur Tafel, der junge Peguilhen muß bei Hofe von Dir berichten."

Athénais warf der Marquise einen langen Blick zu und schritt in ihr Zimmer. Wenige Stunden später saß man an der glänzend erleuchteten Tafel im Rüst- und Ahnensaale des Schlosses. Hoch erhob der Herzog den Becher und brachte das Wohl des jungen Königs Ludwigs XIV. aus, dem er seine Dienste weihen sollte. Marquis von Peguilhen war unerschöpflich in Lobeserhebungen über den jungen Herrscher. Der Marquis erfreute sich der besondern Gunst des Monarchen. Er hatte sich bereits in seinem achtzehnten Jahre bei der Führung des Commando's von Fournes ausgezeichnet, war durch Turenne empfohlen worden und von dem Könige mit der Stelle eines Capitains der hundert Edelleute belehnt. In dieser Eigenschaft ward

ihm der ehrenvolle Auftrag zu Theil, als eine Art von Herold im Lande umherzureisen und die neuen Pairs zum Dienste des Monarchen aufzurufen. Der Marquis stammte aus dem alten, edlen Geschlechte der von Caumont-Lauzun und führte, wie Viele seines Gleichen, einen besonderen Namen. Er nannte sich Peguilhen, bis er so berühmt sein würde, um den Namen seines Geschlechtes mit vollen Ehren tragen zu können. Dieser Ueberbleibsel ritterlicher Romantik zeichnete die französischen Cavaliere vielfach aus.

Die Marquise hatte bereits die Familiensage von dem verlorenen Kleinod zur Sprache gebracht, welche Peguilhen übrigens nicht in Abrede stellte, dagegen aber bekannte, daß er troß des Verlustes sich sehr wohl befinde, was er der Gnade seines Herrn verdanke.

„Er ist ein junger Gott," so schloß er seine Rede. „Und wer den König Ludwig XIV. ein Mal sah, wer ihn sprechen hörte, der muß bezaubert sein. Sie hätten nur im vorigen Jahre der Salbung zu Rheims beiwohnen sollen, meine Herrschaften, und, ich bin überzeugt, Sie würden einen Augenblick sich in den Olymp versetzt geglaubt haben. Solch einen Anblick gewährte der König. Als er die Kirche betrat und Alles auf ihn blickte, schien er doch nicht einen Augenblick verlegen oder ängstlich. Es war ihm auf dem Gesichte zu lesen, daß er sich wohl bewußt sei, welche glänzende Bürde er in diesem Augenblicke auf seine Schultern nahm. Ein Meer von Menschen in der weiten Kathedrale, die brausenden Töne der Orgel, die Königin-Wittwe, der Cardinal im höchsten Staate, viele Hunderte von Großen des Reiches, die Herzöge von Burgund, Normandie, die Grafen von Toulouse und Flandern, die Brüder und Schwestern des Königs — Weihrauch, Lichter, und inmitten des großen Treibens von Glanz und Macht stand der König so unerschütterlich — nicht einen Augenblick seine Würde ver-

gessend. Vor ihm her gingen sechs Herolde, in weißen Sammet gekleidet; diesen folgten hundert Schweizer, dann kam der König. Seine herrliche, jugendliche Gestalt war in ein Kleid von rother Seide gehüllt. Dieses Kleid war mit Gold durchwirkt und hatte offene Aermel, durch welche man das Untergewand von Silberstoff und weißer Seide gewahrte. Ein schwarzer Sammethut, dessen Federn eine breite Diamant-Agraffe hielt, bedeckte seine üppigen Locken. Der Herzog von Anjou, mit der herzoglichen Krone geschmückt, geleitete den jungen Herrscher. Hinter ihnen schritten der Cardinal Mazarin und der Kanzler. Vor dem Hochaltare kniete der König nieder, und man brachte ihm die heilige Ampulla, welche der Sage nach von einer Taube aus dem Himmel herniedergebracht wurde, als Chlodwig zum Könige der Franzosen gesalbt wurde; dann fand die Ceremonie der Salbung statt. Sie hätten sehen sollen, mit welchem frommen und doch so ächt königlichen Anstande der junge Monarch sich auf das seidene Kissen niederließ, wie er das Schwert Carl's des Großen empfing, wie er den Ring an seine weiße Hand steckte und zuletzt, ohne mit dem jugendlichen Haupte die leiseste Bewegung zu machen, auf seine Locken die mächtige Krone Kaiser Karl's drückte.

„Drei Stunden lang trug er diese strahlende Bürde, ohne zu ermüden; immer heiter, immer königlich wohnte er im glänzenden Schmucke der prächtigen Tafel bei, empfing die Huldigungen aller Länder seines Reiches, vertheilte Gnaden und Würden. War er groß, königlich gewesen, strahlend in seiner Macht und in seinem Glanze, so war er nicht minder reizend am Abend des glanzvollen Tages in seiner kindlichen Anmuth, als er in einfachem weißen Gewande mit dem Orden des heiligen Geistes geschmückt in die St. Remigius-Kirche schritt, um zweitausend Kranke mit

seiner Hand zu berühren, mit jener königlichen Hand, in welche die Vorsehung so viele Heilkraft und Segen legte."

„Wer in jenen Tagen den königlichen Jüngling betrachtete, der mußte sich sagen: Frankreich geht einer großen Zeit entgegen, einer Zeit des Glanzes und der Macht, einer Zeit der Erhöhung und der Bewegung, ohne welche kein Heil denkbar ist; er mußte sich sagen: dieser König ist ein unwiderstehliches Geschöpf der Gottheit; seine Feinde mögen sich vor ihm wahren, ebenso aber auch mögen sich die Schönen Frankreichs hüten, dieser König ist verderblich für die Ruhe der Herzen."

Marquis Antoine schwieg. Er hatte mit großer Bewegung gesprochen und war sogar im Feuer der Rede von seinem Sessel aufgestanden. Die Gesellschaft hörte ihm mit großem Interesse zu. Als er geendet, nahm sogleich die Marquise das Wort:

„Und dieser schöne, königliche Jüngling ist bereits in den Banden der Liebe," sagte sie. „Er hat die Augen zuerst auf ein schönes Mädchen niedriger Herkunft geworfen."

„Frau Marquise," entgegnete Peguilhen. „Sie plaudern von Geheimnissen, die schwer wiegen. Wer hat den Beweis davon? Man bemüht sich allgemein um den König, aber es ist doch schwer, die Wahrheit zu ergründen. Die Personen, welche in seiner Nähe sich befinden, sind discret."

„Ich weiß aber, daß die schöne Advokatentochter sich der Gunst des Herrschers erfreute. Man sagt sogar, daß der König ihr vor ihrer Wohnung in der Straße Fromenteau die Promenade gemacht habe. Freilich bei Nacht, denn noch ist der Herr Cardinal zu aufmerksam. Die Gunst einer Dame könnte ihn leicht vollends aus dem Sattel heben."

„Und wissen Sie auch, daß jenes Mädchen eine reine Neigung bewahrt hat? Der König hat nur einmal mit ihr eine Zusammenkunft gehabt, sie reichte ihm die Hand,

denn sie liebte vielleicht den schönen Jüngling — nicht den Monarchen. Der König hat die Hand geküßt, sich verneigt und ist hinweggegangen. Seit jener Stunde hat er seine Angebetete nicht wieder gesprochen und das Mädchen ist verschwunden. Man sagt, sie habe die Bewerbungen, welche der Herzog von Guise im Namen des Königs bei ihr angestellt, standhaft zurückgewiesen."

„Das ist schön," rief Athénais plötzlich," vielleicht liebte sie aber den König wirklich."

„Sehr möglich," entgegnete Peguilhen. „Es ist jeden Falls ein großer Sieg, den die Dame über sich selbst erfochten hat. Ludwig XIV. zurückweisen, das ist mehr Muth, als in dem heißesten Kampfe ein Wagestück begehen; denn die Sehnsucht nach dem schönen Monarchen kehrt immer wieder, davon bin ich überzeugt, und sie wird zuletzt sicher eine Krankheit, die am Leben des Opfers zehrt. Es giebt eine Art von Geistern, sagt man, die zu gewissen Zeiten in glänzenden Gestalten auf der Erde umherschweben, die Sinne der Sterblichen verwirren, und wenn sie nur einmal ihren verderblichen Kuß auf die Lippen des Opfers gehaucht haben, für immer verschwinden und die Bezauberte im Elende des sehnsüchtigen Grams zurücklassen. Fast möchte ich den König für eine solche überirdische Gestalt halten."

„Der König ist wohl also sehr, sehr schön," fragte Athénais unbefangen.

„Kennen Sie kein Portrait von ihm, mein Fräulein?" entgegnete Peguilhen.

„Bis jetzt noch nicht. Die ich sah, sind eben nur sehr flüchtig gefertigt."

„Ich kann Ihnen eines der besten zeigen."

Der Marquis zog unter seinem Wamms eine feine goldene Kette hervor, an welcher sich ein kostbares, mit

Gold verziertes Elfenbein-Medaillon befand, das er durch eine Feder öffnete.

„Ich bitte, nehmen Sie, gnädiges Fräulein. Es ist ein Portrait des Königs von Lebrun gemalt.“

Athénais ergriff das Medaillon und betrachtete das Bildniß. Es stellte den König Ludwig XIV. in einfacher Tracht dar. Das blendend schöne Antlitz des jungen Monarchen umgab eine Fülle goldener Locken, die halbgeöffneten Augen blickten so schmachtend und doch so gebieterisch. Sie schienen Liebe zu fordern, und es war, als unterwerfe sich jede Beschauerin freudig diesem befehlenden Blicke. Athénais' Augen hafteten wie gebannt. Sie vermochte es nicht, die Blicke von dem zauberhaften Bilde wegzuwenden. Es war ihr, als ob sich das Bild aus dem kleinen Rahmen bewegte; es schien Leben zu bekommen. Sie hielt es weit ab von ihrem Gesicht, da war es, als schwebte es wieder ihr näher; obgleich sie das Medaillon fest in der Hand hielt, war das Bild dicht vor ihren Augen; es däuchte ihr, als öffne sich der Mund und flüstere verführerische Worte, als winkten die Augen. Endlich schlug sie das Medaillon zu und reichte es mit den Worten: „das ist sehr schön,“ dem Marquis zurück.

„Nun? nicht wahr, der König sieht gefährlich aus,“ lachte die Marquise.

„Ich hege Furcht für sein Herz,“ sagte Peguilhen galant. „Wenn die schöne Athénais an den Hof kommt, ist der König vielleicht der Gefangene. Mich sollte es wahrlich nicht wundern.“

Die Marquise beobachtete den jungen Henri von Montespan. Er war bleich und schweigsam. Seine Hände zitterten, die Lippen bissen aufeinander. Athénais sah ihn besorgt an. Eine Pause tiefen Schweigens trat ein. Diese



Stille ward plötzlich dadurch unterbrochen, daß Herzog Gabriel sich erhob und mit vollem Glase in der Hand also sprach:

„Meinem Hause ist Heil widerfahren! darf ich mit der Schrift ausrufen. Ich soll und kann dem Rufe meines Herrn und Königs folgen, der mich in seine Nähe zieht, um für ihn zu wirken. Sie haben Alle, die sowohl, welche meinen Namen tragen, als die Freunde unseres Hauses von dem bewegten Leben gehört und gesprochen, welches sich in der Hauptstadt des Reiches, an dem neuen Hofe zu entfalten beginnt. Auf dieses bewegte Meer des Lebens bin ich im Begriff mich zu begeben. Da ist es denn die Pflicht eines guten Commandeurs, daß er seine Schiffe in sichere Hut bringe, daß er sein bestes und liebstes Eigenthum treuer Fürsorge anvertraue und es dem Schutze wackerer Männer übergebe. Ein solches Kleinod ist meine Tochter Athénais. Sie steht aber nicht allein, ich weiß es. Denn wären auch nicht die Hülfe, die offenen Arme ihrer Eltern für meine geliebte Tochter da, so schlägt noch ein Herz innig, in treuer Liebe für sie, eine biedere Hand streckt sich ihr entgegen und bringt ihr Hülfe, verleiht ihr Schutz, wenn sie dessen bedarf. Diesem treuen Manne will ich mein Kind übergeben, und so frage ich denn: Herr Marquis Henri von Montespan, wollen Sie mein Eidam werden?"

Das Entzücken, die Ueberraschung waren so gewaltig, daß weder Henri noch Athénais sogleich die Aufforderung und Frage des Herzogs beantworten konnten. Endlich löste sich die Erstarrung Henri's; er eilte auf den Herzog zu, ergriff dessen Hand und drückte sie an sein Herz; mit lautem, freudigem Rufe umarmte Athénais den gütigen Vater, der dem innigsten Wunsche ihres Herzens zuvorkam und ihr ein neues Glück schuf. Verschwunden waren die finsteren Gedanken, welche die vergangenen Tage durch ihre

mitgebrachten Ereignisse erzeugt hatten; heitere Gestalten gaukelten vor ihren Blicken und lächelten, winkten und nickten. Die alte, gewölbte Halle schien sich zu öffnen, und ein lichter, milder Schein strahlte hernieder, die grämlichen Gesichter der Vorfahren des Hauses Mortemart, die in Lebensgröße als Portraits von den Wänden niederhingen, zu freundlichem Ausdrucke zwingend; durch die alten Harnische, Jagdgewehre und Waffen zog ein freudiges Rauschen, als ob bekannte Stimmen aus längstvergangener Zeit ihren Beifall riefen.

Fast ebenso ergriffen als die Verlobten, war die Marquise von Brinvilliers. Sie schüttelte leise den Kopf, nachdem die Erklärung des Herzogs vorüber war. Ihr war die merkwürdige Stimmung nicht entgangen, die sich der jungen Herzogin bemeistert hatte, als sie das Portrait des Königs betrachtete. Schon glaubte sie die Verzückte in den geheimnißvollen Banden, welche die Geister des Hochmuths und der Eitelkeit um ihre Opfer werfen, da entrückte mit einem Schlage die kleine Athénais dieser gefährlichen Welt und warf sich in die Arme eines geliebten Mannes. Ihre Liebe mußte ihr Schutz werden in der verderblichen Nähe so vieler mächtiger Personen, deren Glanz und Gewalt die Sinne umnebelten und die Unbedachtsamen auf gefahrvolle Wege schleuderten, auf denen fortwandelnd, sie dem Verderben zueilten.

Laut klangen die Gläser aneinander. Mitten in dem Jubel und dem Glückwünschen aber vergaß Herzog Gabriel nicht, ein stilles Gebet zu sprechen für das Heil und die Ruhe der Seele seines Freundes, des Kaplans, der heute fehlte in der Mitte Derer, die ihn so oft als willkommnen Gast begrüßt und seinen Rath, seine Kenntniß, seine Freundlichkeit vermissen — entbehren sollten.

Athénais und die Marquise sahen einander stumm an.

während der Herzog das Gebet sprach, und die junge Herzogin drückte krampfhaft die Hand ihres Geliebten, der unbewußt, die Schatten nicht ahnend, welche über die Seele der schönen Braut dahinzogen, die niedlichen Finger des reizenden Wesens wieder drückte und, seine Lippen zu dem Ohre neigend, mit innigem Tone, mit dem Ausdruck der höchsten Seligkeit flüsterte:

„Geliebte Athénais! wie glücklich bin ich.“ Spät erst trennten sich die Verlobten. Der Herzog geleitete den Marquis von Peguilhen in dessen Gemach. Henri suchte sein Zimmer, und Athénais, am Arme ihrer Mutter hängend, wandelte mit Maria von Brinvilliers in ihr stilles Boudoir.

Als Beide allein waren, gähnte die Marquise laut, indem sie sich in einen Lehnstuhl warf. Athénais hatte die Unterhaltung mit der schönen Frau gefürchtet. Maria schien jedoch keine Lust zu haben, über irgend einen Gegenstand zu sprechen. Diese Stille war der jungen Herzogin peinlich, und sie suchte endlich das Gespräch zu beginnen, indem sie sagte: „Bist Du so müde heute, Maria? Du gähnst fast krampfhaft.“

„Müde?“ antwortete die Marquise. „Nein. Ich gähne in Aussicht auf die Langeweile, der ich entgegengehe.“

„Langeweile? Du gehst ja nach Paris? Hast Du mir nicht immer gesagt, Paris sei ein wahres Labyrinth von Vergnügungen und Abwechselung aller Art?“

„Das wohl,“ sagte Maria. „Aber das Schlimmste ist für mich, daß in Paris ein Wesen lebt, mit dem ich zusammentreffen muß, und dessen Umgang mich tödtet vor Langeweile, die ich in seiner Nähe empfinde, und dieses Wesen ist — mein Gatte.“

Athénais fuhr zusammen. „Dein Gatte? Seine Nähe ist Dir unangenehm?“

„Höchst — höchst, meine Liebe. Das kommt so mit der Zeit. Aber kehre Dich nicht daran. Du bist die glückliche Braut Henri's von Montespan; bleibe bei Deinem Glücke; was kümmert Dich die unglückliche Ehe der Marquise von Brinvilliers?“

Zwei Wochen später. Auf dem Kamme des Gebirges bewegt sich ein Zug von vier schweren Reisewagen. Eine Anzahl bewaffneter Diener umgiebt diese Karavane. Im ersten Wagen sitzen der Herzog, seine Gemahlin und Athénais, die anderen Gefährte enthalten die jüngeren Kinder und die Dienerschaft des herzoglichen Paares. Im letzten Wagen sitzen Maria von Brinvilliers und ihr Vater, der sie von dem Schlosse abholte, um sie nach Paris zu geleiten.

Als die Wagen auf der Höhe angelangt sind, halten sie einen Augenblick still, und die Reisenden verlassen die Sitze.

Unten vor ihnen, im blaugrauen Nebel des Abends verschwimmend, lag in der Ferne Schloß Mortemart mit seinen Dächern und Thürmen, auf denen die Strahlen der Sonne spielten. Die langen, dunklen Wälder umgaben wie ein grünes Meer die halbversteckten Mauern, schwarze Linien zogen sich hindurch und zeigten, wo die Wege in dieses Gewirr von Grün und Gelb hineinführten.

Seine Kinder und die Gattin um sich versammelnd, trat der Herzog, Allen voranschreitend, an den Rand der Höhe —

„Seht dort hin,“ sagte er, mit der Hand auf das Schloß deutend, „dort liegt unser liebes, altes Mortemart. Wir scheiden von ihm — vielleicht auf lange Zeit — vielleicht auf immer. Grüßen wir es noch ein Mal. Lebe wohl, Schloß meiner Ahnen, möge ich dich wiedersehen als ein glücklicher Mann, glücklich wie ich von Dir hin-

wegziehe mit den Meinen in die bewegte, neue Welt. Lebe wohl!"

Die Kinder pflückten Blumen und warfen sie den Berg hinab, einen Gruß nach Schloß Mortemart sendend.

„Nun vorwärts, laßt Euch den Abschied nicht übermannen," rief der Herzog und trieb die Seinigen in die Wagen.

Die Reisenden fuhren weiter. Immer kleiner wurden die Waldungen, immer dichter der Flor, welchen die Nebel vor Mortemart zogen.

Scharf und hell tönte der Klang einer Abendglocke durch die Stille.

„Das ist die Glocke des Thurmes von Bourganeuf," sagte der Herzog. „Es ist eine einzelne Glocke. Die zweite war es, die unsern Freund erschlug."

Athénais schauderte. Sie drückte sich in die Ecke des Wagens und schloß die Augen. Ein Ruf schreckte sie auf. Ein liebes, bekanntes Antlitz erschien an dem Schlage, eine Hand streckte sich hinein, diese Hand hielt ein Bouquet, welches alsbald in den Schooß von Athénais fiel.

„Henri! Henri!"

„Meine Athénais! Auf Wiedersehen in Paris!"

Noch ein Mal hatte der Marquis Abschied genommen. Auf kürzerem Wege war er wieder zu den Wagen geeilt, indem sein schnelles Roß ihn durch die Waldpfade trug. Noch ein Mal küßte er diese schöne, liebe Hand.

„Auf Wiedersehen!" rief es aus allen Wagen.

Schon war Henri verschwunden. Mit ihm zugleich sanken die letzten Spitzen der Thürme von Mortemart hinab in das Nebelmeer, welches aus den Tiefen der Thäler in die Abendluft hinaufsteigend, zwischen Berge und Wälder dahinfluthete.

Die weite Welt.

1664.

Im Lager.

Wo die Grenzen von Ungarn und der herrlichen Steyermark zusammenstoßen, am Einflusse der Laufnitz in die Raab, erhebt sich am rechten Ufer der letzteren das Cistercienser-Kloster St. Gotthardt. Ein fruchtbares Thal, von sanften Anhöhen umzogen, wird von den blitzenden Flüssen durchschnitten. Eine Stunde nördlich von St. Gotthardt erblickt man das Dorf Seming, zwischen beiden das stattliche Windischdorf. Auf dem andern Ufer breitet sich Moggersdorf aus, gegen Osten schließen mächtige Höhen das Raabthal, während sich dem nach Westen gerichteten Blicke die blauen Berge der steyrischen Alpen zeigen, die in weiter Ferne mit den Wolken des Firmamentes sich verbinden.

Am 29. Juli des Jahres 1664 bot diese lachende, friedliche Gegend das Bild eines furchtbaren Kriegslagers dar. Zwei gewaltige Heere standen sich gegenüber, nur durch die Raab von einander getrennt. Die Gezelte am

rechten Ufer des Flusses zogen sich von St. Gotthardt bis hinter Windischdorf; von ihren Spitzen blitzte der Halbmond, hie und da hoben sich aus dem Meere von Leinwandhüllen mächtige Roßschweife empor, bunte Zierrathen flatterten von hohen-Mastbäumen herab, und oben bei Windischdorf rauschte vor dem prächtig geschmückten, durch faltenreiche Purpurdecken umgrenzten Zeugkioske des Großwessirs Köprili, die Fahne des Propheten im Winde.

Gleich Ameisen wogten in den Gassen des Lagers die buntgekleideten Krieger des Großherrn durcheinander; Sipahis, Janitscharen, Albaneser, die schwarzen Soldaten aus den glühenden Gefilden Afrika's, die scheußlichen Gestalten der Mongolen und Tartaren belebten mit ihren Pferden, Kameelen und Maulthieren mit Hunderten von Wagen, Karren und Geschützen in sinnverwirrender Weise die Gegend, so weit das Auge reichte.

Hier ein wilder Tanz zu heulenden Gesängen oder zu ohrzerreißenden Klängen eines schlechten Musik-Instrumentes, dort eine Gruppe fanatischer Derwische, die mit heiserem Tone unter furchtbaren Gesticulationen ihrem Hörerkreise den Krieg wider die Feinde des Glaubens predigten; an einer dritten Stelle der Mährchenerzähler, dessen Stimme durch all diesen Lärmen hindurchdrang, wenn er die Wunder aus dem Palaste Aladdin's oder die goldne Höhle Schaibar's nach den Erzählungen der Scheherezade beschrieb und dabei laut aufjauchzte. Wenige Schritte weiter eine starre Gruppe. Sie umsteht einen eisernen, mit Klammern und Spitzen versehenen Pfahl. An diesen Spitzen hängen drei, vier, fünf menschliche Körper. Sie sind in die gräßlichen Eisen geworfen worden, durch ihre Brüste, Lenden, Arme, oft durch den Hals, ragen die sechsfach gekanteten Stacheln hervor. Schwarzes Blut tropft herab, aber die Elenden leben noch immer, sie zucken an ihrem Marterpfahle, sie

winden sich unwillkürlich, und dennoch entschlüpft keine Klage ihren Lippen, nur das gräßlich verzerrte Antlitz läßt auf die Qualen schließen, welche sie erdulden.

Der Fuß dieses eisernen Pfahles hat ringsum eine sonderbar schauerliche Verzierung. Ein Kreis von abgeschnittenen Köpfen ist es, der ihn umgiebt. Sie liegen in einer stinkenden Blutlache, welche Millionen von Insecten unter Gesumme umschweben. Neben dieser Richtstätte hat man einen Soldaten oder vielmehr einen Henkersknecht postirt, der eine mit Schellen besetzte Trommel schwingt. Von Zeit zu Zeit ruft er mit gellender Stimme: „So straft Köprili die Feinde und Verächter des Propheten und seines Großherrn.“ Aus der Ferne Schießen, Trommeln und Hornsignale der sich übenden Krieger und die Rufe der Wachtposten am Ufer des Flusses — so war das Lager der Osmanen bei St. Gotthardt eine Hölle von Lärmen, grauenhaften und erregenden Dingen.

Bescheiden in seiner Außenseite, zog sich das Lager des christlichen Heeres, auf dem linken Ufer der Raab liegend, über die grünen Matten hin. Von allen größeren Zelten blitzte das Zeichen des Kreuzes, und dem Zelte des Wessirs gerade gegenüber erhob sich stolz, von der flatternden, kaiserlichen Fahne überragt, das leinene Haus des Führers der christlichen Armee: Raimund's Grafen von Montecuculi.

Die Straßen des kaiserlichen Lagers waren im Ganzen nicht minder belebt, als die im Türkenlager. Auch hier fanden sich die Völker verschiedenster Zunge. Das Vordringen der Ungläubigen hatte eine Menge Streiter versammelt, welche dem Rufe des bedrängten Kaisers Folge leisteten. Ungarische Männer, Deutsche in großer Anzahl, Spanier und Venetianer, die alten Hauptfeinde des Halbmonds, standen unter Montecuculi's Befehl und waren be-

reit, in der Ebene von St. Gotthardt eine neue, blutige Entscheidungsschlacht zu wagen.

Aber nicht allein die so unmittelbar bedrohten Länder hatten ihre kampflustigen Männer entboten, auch aus fernen Gegenden eilten Hülfstruppen herbei. Aufgefordert von dem Kaiser, hatte König Ludwig XIV. von Frankreich 6000 Mann zu den Heeren des Kaisers stoßen lassen. Es waren meist Freiwillige. Schöne, blühende Leute mit leerer Tasche und langem Degen hatten sich um Offizierstellen beworben. Eine seltsame Lust nach Abenteuern erfüllte diese Krieger. Eine herrliche Gelegenheit zu Beute, wunderbaren Erlebnissen und kühnen Wagstücken bot sich dar. Der König brauchte nicht lange zu suchen. In wenig Tagen war die Zahl voll, und am 14. Juli 1664 stießen bei Ollmütz die sechstausend Mann französischer Hülfstruppen unter Führung des Grafen Coligny zur kaiserlich-deutschen Armee.

Kaum waren die Franzosen angelangt, als das lustige Leben begann. Liederliche und doch ungemein liebenswürdige Bursche brachte Coligny mit. Da waren Leute aus den besten Häusern Frankreichs, die schon einen Namen verloren hatten und ihn im Blute der Ungläubigen wieder zu finden hofften; da waren Männer von Verdienst, die Jahre lang um irgend eine Stelle petitionirt hatten, die hundert Mal abgewiesen worden von dem geizigen Cardinal Mazarin oder dem brutalen Louvois, und die zu stolz gewesen waren, sich durch eine Maitresse zum Ohre des Königs den Weg zu bahnen; sie hofften auf eine Gelegenheit zur Auszeichnung und sahen begierig nach den aus der Ferne wehenden Roßschweifen des Türkenlagers, die sie schon in ihren Händen wähnten. Endlich befanden sich eine Menge Söhne ohne Namen unter diesem Kriegerhaufen. Die große Liederlichkeit hatte in Frankreich längst begonnen. Eine

Masse von Kindern der Liebe trieb sich umher. Die finstere Zeit der letzten Regierungsjahre Ludwigs XIII. hatte geheime Verhältnisse in Unzahl befördert. Da der König keine öffentlichen Scandale duldete, zog sich Alles in die Dunkelheit zurück, und als Ludwig XIV. freiere Ansichten im Punkte der Liebe zur Schau trug, meldeten sich alle diese Pfänder geheimer Neigung, bewarben sich um Stellungen, prahlten mit Vätern von hohem Range und drohten mit Enthüllungen.

Solche Leute steckte man am häufigsten in die abenteuerlichen Soldatenhaufen, welche Ludwig nach Afrika, Italien oder Madagaskar sendete. Sie hatten Nichts zu verlieren, sie hingen an Nichts, sie fürchteten nicht Gott nicht Teufel, sondern trachteten nur danach, sich durch waghalsige Unternehmungen einen Namen zu machen, um dann nach Paris zurückgekehrt ihren wahrscheinlichen Eltern, Vater oder Mutter, wen sie überhaupt als solche erkannten, eine gründliche Verachtung zu bezeigen, weil jene dereinst es verschmäht hatten, die Helden als aus ihrem Blute entsprossen anzuerkennen.

Diese jungen Leute bildeten den gefährlichsten Theil der Hülfsarmee. Sie konnten nur durch eiserne Disciplin zusammengehalten werden und — sie unterwarfen sich derselben, merkwürdig genug, fast immer willig. Ohne Zaum und Zügel außerhalb des Dienstes, jeder Ausschweifung bis zum Wahnsinn anhängend, keine Achtung vor Freund und Feind kennend, zügelte dieses entartete Geschlecht ein Ruf des Führers, ein Ton des Signalhorns. Die Offiziere höherer Grade verstanden es, sich in Achtung zu setzen, weil auch Ihnen der Dienst über Alles ging. Eben so lasterhaft, eben so ausschweifend, wie ihre Untergebenen, ließen sie doch nie einen Augenblick warten, wenn die Pflicht des Soldaten rief.

9*



Gassion, Befehlshaber der Reiterei unter Coligny, Graf Sault, die Marquis von Ragni und Bissi, der Graf von Saint Aignan — sie Alle gingen bei Weibern, Karten, Wein und Würfeln mit dem bösesten Beispiele voran; aber eben so sah man sie auch voranschreiten, wenn es galt eine todspeiende Batterie zu nehmen oder das Centrum des Feindes anzugreifen. Am 14. Juli waren die Franzosen zur Armee des Kaisers gestoßen, und schon am 19. desselben Monats hatten Saint Aignan, Sault, Troisville und Chateauneuf, die Söhne großer Familien, bei der Brücke von Körmend ihre Kühnheit gegen die Ungläubigen mit dem Leben bezahlt. Sault's blutiges Haupt schnitt ein Janitschar vom Rumpfe, und man sah es vor dem Zelte des Wessirs als scheußliche Trophäe prangen.

Versetzen wir uns also wieder zurück in das Lager des Kaiserlichen Generals Montecuculi, der mit seinen Völkern und Alliirten am 29. Juli 1664 der Armee des Großwessirs Köprili bei St. Gotthardt gegenüberstand.

Der Abend dämmerte herein. Große Massen Soldaten zogen unter klingendem Spiele durch die Gassen des Lagers, legten die Waffen ab und vertheilten sich in ihre Quartiere. Die Posten wurden ausgestellt, die Vorsichtsmaßregeln genau untersucht, hin und her liefen oder ritten die Runden, die Anrufe der, weit gegen das feindliche Lager, dicht am Ufer der Raab stehenden Wachen schallten herüber. Endlich legte sich das Getümmel. Die Rumormeister der verschiedenen Corps zogen, mit Stöcken und Laternen bewaffnet, durch das Lager und trieben die Säumigen oder Trunkenen in ihre Quartiere.

Zur besseren Ordnung hatte Montecuculi den Befehl ertheilt: daß jede Nationalität ihre Fahnen oder Feldzeichen im Lager aufstecken solle. Man unterschied daher deutlich, wo Italiener, Franzosen oder Deutsche lagen.

Als die neunte Abendstunde herbeigekommen war, schien ein Theil des christlichen Lagers wie ausgestorben. Nur das Wiehern der Pferde verrieth die kriegerische Bestimmung, die langen, weißen Zeltreihen lagen still im Abendnebel, und allein das wüthende Getümmel, welches aus dem Lager der Türken schallte, brachte Unruhe in dieses großartige, ernste Gemälde.

Indessen war nicht überall im Lager des kaiserlichen Heeres dieselbe Stille zu finden. Am südlichen Ende der Zeltstadt ging es noch sehr lebendig einher. Hier wehte die französische Fahne.

Einen Büchsenschuß etwa von den Lagerreihen der Franzosen entfernt stand ein hohes, mit niedrigem Buschwerk umgebenes Haus. — Es war durch einen breiten, mit Holz gedielten Flur in zwei Hälften getheilt und am heutigen Abend sehr hell erleuchtet.

Musik schallte durch die Nacht, Gesang tönte, und zuweilen konnte man deutlich die Tritte von Tanzenden, welche sich im genauesten Tacte bewegten, vernehmen.

Die Instrumente, deren man sich bediente, schienen sehr mannigfaltiger Art zu sein. Bald waren es Zithern, dann eine Art Trompeten, dann wieder schien ein Dudelsack den Ton anzugeben.

Wer in das Haus hineinsehen konnte, der gewahrte ein buntes, wildes Treiben. An den Wänden des Flurs standen Bänke, welche von Offizieren des französischen Hülfskorps besetzt waren. Einige der Herren hatten kleine Tische, Kisten oder Körbe vor sich, auf welchen Getränke aller Art, theils warme, theils kalte standen. Es wurden Pfeifen geraucht, eine Wolke von Dampf lagerte unter der Decke und umzog die Lampen, welche an eisernen Ketten von dem Gebälk herabhingen.

Ein fürchterlicher Lärm schallte durch die Räume. In

einer Ecke des Flures hatte man ein Gerüst, eine Erhöhung angebracht. Sie bestand aus zwei leeren Tonnen, über welche Bretter gelegt waren. Auf dieser Estrade standen zwei ungarische Fiedler in schmutziger Nationaltracht, daneben saß ein Junge, welcher einen Dudelsack zwischen seinen Beinen hielt, ein Steyermärker balancirte auf einer Planke des wackligen Gerüstes und hatte auf dem Schooße eine Zither.

In der Mitte des Flures drehten sich fünf bis sechs tanzende Paare. Es waren Franzosen und Ungarinnen. Die Mädchen hatten sich in ihren bunten Sonntagsstaat geworfen, waren von den naheliegenden Dörfern herbeigekommen und in das französische Quartier gezogen. Hier fanden sie stets die beste Aufnahme: Tanz, Wein und — Liebe.

Immer wilder wirbelte heute der Reigen, Geschrei: „Schneller, schneller!“ ein Klatschen mit den Händen, ein Stampfen gegen den Boden — hochauf stiegen die Staubwolken aus den Fugen der Dielen.

Marquis de Grancey, Graf Chatillon, der junge Herzog von Noailles und der Herr von Prades tanzten mit den braunen Soldatendirnen. Die Gesichter der Mädchen glühten von genossenem Wein, von Sinnlichkeit und von der Bewegung des rasenden Tanzes. Sie umarmten gleich Bacchantinnen die Tänzer und rissen sie wild durch den Raum, sie preßten ihre Lippen auf die Wangen der lachenden Offiziere. Seltsamer Kontrast! Die glänzenden Säle des Louvre, die steifen Sarabanden, welche vor wenig Wochen dieselben Tänzer noch mit den Hofdamen der Königin Mutter ausgeführt hatten — heute das wüste Schwenken in einem baufälligen Hause am Ufer der Raab mit Soldatendirnen, kaum tausend Schritte von

dem blutlechzenden Feinde, dessen Rufen die Musik des Tanzes oftmals übertönte.

Und wieder kreischten die Fideln, und dahinflogen die Tänzer, schamlose Witze rief man einander zu, einzelne ungarische Flüche, aus dem Munde der Franzosen kommend, die einzigen Fortschritte, welche die Hülfssoldaten in der Landessprache gemacht hatten, wurden von den Mädchen mit Gelächter und ähnlichen Zoten erwidert.

Während der Tanz so durcheinanderraste hatte sich eine Anzahl von Offizieren in das anstoßende Zimmer begeben.

Diese Leute waren dem Anscheine nach ziemlich ruhig und gesetzt. Sie mieden den furchtbaren Spectakel, die obscönen Reden und die höchst frivole, weibliche Gesellschaft. Es dauerte jedoch nicht lange, so wurde es dem Zuschauer sehr klar, daß diese ruhigen Herren von der Armee einer noch weit schlimmeren Beschäftigung fröhnten, als die in dem Flure Befindlichen.

Einer der Anwesenden zog nämlich ein Paquet Karten aus der Tasche, legte sie auseinander und rief mit lauter Stimme: heran Messieurs! heran! Er schien sein Publikum sehr genau zu kennen, denn er hatte kaum seinen Ruf ertönen lassen, als sich eine Menge von Glücksrittern in Uniform um den Tisch schaarten. Es währte nicht lange, so rollten die Goldstücke auf der Tafel umher, die Karten wendeten sich, — funfzehn Minuten später, und man hörte bereits einzelne Flüche, dann kamen Neue hinzu, einige der früheren Spieler gingen fort und eilten wieder zu den Tänzern — die Bank gewann ansehnlich.

Plötzlich trat ein hochgewachsener Offizier in das Zimmer. Er trug die Uniform eines Infanterie-Regimentes, welches den Namen de Vendome führte und schon unter Ludwig XIII. errichtet worden war. Um seine Schultern hing nachlässig

eine graue Casaque, und der Degen ward von einem reichgestickten Bandelier gehalten.

„Zehn Dukaten gilt die Dame", rief er sich über die Pointeurs hinwegbeugend.

„Ah!" riefen Alle sich erhebend und den Offizier begrüßend. „Der Matador! der Matador!" schrieen Einige. „Nun geht das große Spiel an," tönte es von der untersten Ecke des Tisches herauf. Graf von Sartiges aber, der die Bank hielt, stand von seinem Sitze auf, verbeugte sich vor dem Neuangekommenen und sagte dann: „Ihr Satz ist angenommen, obwohl er schon fast mitten im Zuge angesagt wurde. Es thut Nichts. Ich heiße Sie willkommen, Herr Marquis von Brinvilliers."

Der Marquis lächelte vornehm aber freundlich und warf zehn Dukaten auf die Karte. Die Karte gewann. Der Marquis verdoppelte den Satz. Seine Anwesenheit schien das Unglück der Bank befördert zu haben, denn mit jedem neuen Satze schlugen die Karten zum Nachtheile des Grafen von Sartiges um. Der Marquis strich sein Geld ein und wendete sich von dem Spieltische.

„Sie halten nicht weiter, Marquis?" sagte der Graf.

„Einen Augenblick gestatten Sie mir Ruhe, lieber Graf," entgegnete der Marquis. „Ich lasse mein Geld doch noch heut Abend bei Ihnen. Aber eine kleine Veränderung in der Beschäftigung thut mir dringend Noth. Ich setze gleich wieder, denn die Hunde von Ungläubigen müssen doch bei Einem von uns einige volle Börsen finden, sonst würden unsre Leichname als vollständig werthlos erscheinen, und man muß als Kavalier auch im Tode noch anständig auftreten, es muß der Mühe werth sein uns auszuplündern."

Alles lachte. Der Marquis trat seine Veränderung in der Beschäftigung an, welche darin bestand, daß er ein

sehr hübsches, aber frech aussehendes Schenkmädchen umschlang und sie küßte, das Mädchen schien an diese Liebkosung und an die Person Brinvilliers bereits gewöhnt, denn sie nannte ihn bei seinem Vornamen. Brinvilliers verlor sich mit der Dirne aus dem Zimmer.

Als er wieder zurückkehrte, war er offenbar in einer ziemlich starken Weinlaune. Er trat an den Spieltisch, schlug, bedeutende Summen baaren Geldes aus den weiten Taschen seiner Reithose hervorziehend, mit der Faust auf den Tisch und gewann fortwährend. In seiner Spiel- und Weinaufregung schien er gar nicht das Seufzen eines Offiziers zu beachten, der dicht neben ihm seinen Platz eingenommen hatte.

Es war ein junger Mann von fünf- bis sechsundzwanzig Jahren. Er zeigte ein wunderschön geformtes Antlitz, welches schwarze Haare umwallten, einen reizenden Mund, den ein zierlicher Knebelbart beschattete, war hoch und schlank, aber dennoch kräftig gebaut und hatte eine braune Gesichtsfarbe. Seine Züge waren ernst.

Er hatte sich auf einen Schämel dicht neben Brinvilliers niedergelassen; sein Degengefäß ragte über der Tischplatte hervor, denn er hielt seinen Degen vor sich und stützte zuweilen das Kinn darauf. Mit einer unheimlichen Geschäftigkeit verfolgte er das Spiel, bei welchem er sich mit kleinen Summen betheiligt hatte. Seine Augen rollten hin und her, wenn er seine Karte nahe glaubte, reckte er den Hals noch ein Mal so lang; verlor die Karte, dann warf er sich mit leisem Fluche in den Schämel zurück, seine zitternden Hände fuhren unter das Wamms und zogen nach längerem Zerren einen schon ziemlich mageren, ledernen Geldbeutel hervor, aus welchem der junge Mann endlich wieder ein Goldstück nahm, welches er halb zögernd, verstohlen auf die Karten setzte.

Umsonst! Das Glück war ihm abhold. Er hatte während des Abends, bevor der Marquis von Brinvilliers zum zweiten Mal an den Spieltisch trat, wohl einige zwanzig Mal sein Heil versucht, aber stets war ihm der Einsatz verloren gegangen.

Als er wieder sein Geld in die Hände des Grafen Sartiges wandern sah, fiel er mit heftiger Bewegung auf seinen Sitz nieder und schlug zugleich voll Wuth und Verzweiflung die Tischplatte, über welche seine geringe Baarschaft hingerollt war.

Der arme, junge Mann hatte nicht mehr viel zu verlieren. Er war außer sich. In der Wuth seines Schmerzes sprang er empor, eilte an den Schenktisch und goß hastig zwei große Gläser schweren Ungarweines hinunter. Er taumelte. Die Geister des Weines vermischten sich mit den Geistern des Spieles, die in sein Hirn gezogen waren, und sie hielten hier einen Tanz noch wüster und dämonischer als der, den die Offiziere von Coligny's Brigade in dem Flure des Hauses ausführten.

Schwankenden Schrittes trat er wieder zur Spielbank. Ein Goldstück rollte aus seiner Hand auf die Karte. — Diese Karte verlor. — Die Zähne klapperten dem Offiziere vor Wuth. Er sah, wie dicht neben ihm Brinvilliers einen Haufen Gold einzog.

„Nirgends Glück! nirgends!“ murmelte der junge Offizier. „Wohin ich mich wende. Alle Welt gewinnt, hat Freuden — ich nicht! Nirgends Glück! — da — sieht selbst der alberne Dermont — und da — du Patu, der Esel, sie ziehen Geld ein in Fülle! S' — ist um sich dem Satan zu verschreiben. Ich Lump, ich — Oh — Nirgends Glück.“

Dieser Monolog mußte wahrscheinlich durch den Genuß des Weines sehr laut geführt worden sein, denn ob-

gleich Marquis von Brinvilliers selbst in den Banden des rebenbekränzten Gottes sich befand und außerdem seine Gedanken, so viel ihm noch möglich war, auf das Spiel gerichtet hatte, wendete er sich doch zu dem unglücklichen Spieler, klopfte ihm die Schulter und sagte theilnehmend:

„Kamerad, nicht so den Kopf hängen lassen. Alle Tage spinnt man keine Seide. Was heute nicht war, kommt morgen."

„Sie haben gut reden, Herr Marquis," sagte der Andre bitter, „Sie holen aus Ihren Taschen so viel Geld hervor, als Ihnen beliebt. Ich aber — ich bin ein Bettler, wo ich hoffte ein kleiner Fürst sein zu können, wenigstens dem Gelde nach."

„Sind sie leer ihre Taschen? ha! ha! ha! mein Bester, Alles auch bei mir da gewesen. Wollen Sie Geld? hier ist meine Börse, Sie können sich bedienen. Bitte greifen Sie zu. Ich gebe es Ihnen gern — wahrhaftig! Keine Umstände," lallte Brinvilliers.

„Soll ich es wagen?" rief der junge Offizier. „Sei's denn." Er that einen Griff in die dargereichte Börse, zog einige Goldstücke heraus und warf sie auf die Karte.

Die Karte gewann. Der junge Mann verdoppelte den Satz. Die Karte gewann wieder. „Sehen Sie wohl?" kicherte Brinvilliers. „Nun haben Sie mehr gewonnen, als Ihre ganze Baarschaft betrug sammt ihrem Verlust — sammt — — Ziehen Sie ein."

Der Offizier that es. „Nun lassen Sie uns trinken und der hübschen Janka einige Artigkeiten sagen, oder mehr noch — — ."

In diesem Augenblicke erschallte ein furchtbarer Schrei aus dem Tanzsaale. Bestürzt sprangen alle Offiziere von ihren Sitzen, man drängte sich zu den Thüren, die Musik schwieg, die Weiber schrieen durcheinander. „Platz! Ruhe! Auseinander!" so rief man.

„Die Degen! Die Degen!“ brüllte eine heisere, wüthende Stimme.

„Kommt heran, Herr, ich will Euch stehen. Meinen Degen!“ entgegnete eine andere ebenso wilde Stimme. Zwei junge Krieger standen, die Fäuste geballt, die Köpfe gleich Stieren gegeneinander senkend in Mitten des Saales. Sie glühten vom Weinrausch und fletschten die Zähne. Der Streit zwischen Beiden war auf eine, bei Tanzvergnügungen, wie die im Hause des Lagers von St. Gotthardt, gewöhnliche Weise entstanden. Der Brigadier Henri de Vergues, der sich allzuviel mit den Gaben des Bachus beladen hatte, war in die Reihen der Zuschauer des Tanzes getreten. Er hatte ein Weilchen dem Drehen stumm, ohne nur eine Miene zu verziehen, seine Aufmerksamkeit geschenkt. Nach einiger Zeit wurde diese Ruhe ihm lästig. Er beschloß ein Zeichen seiner Anwesenheit zu geben, indem er den vorübertanzenden Paaren sein rechtes Bein vorhielt, wodurch schon verschiedene Unordnungen entstanden waren. Einige Male hatten die Tänzer bereits dem Brigadier drohende Redensarten an den Kopf geworfen, was diesen jedoch keinen Augenblick aus der Fassung brachte. Er versuchte vielmehr aufs Neue sein, mit großen Reiterstiefeln bedecktes Bein als Hinderungsmittel zu gebrauchen, was ihm endlich auch so gut gelang, daß eins der soeben vorübersausenden Paare mit heftigem Rucke zur Erde geschleudert wurde. — Staub, Verwirrung, Gelächter. —

Unglücklicher Weise für den Frieden der Gesellschaft war aber der Tänzer ein Lieutenant der Dragoner Namens Valazé, ein Mann als Raufer und Cartellträger in der ganzen Armee bekannt. Aufspringen, dem Brigadier mit der Faust in das Gesicht schlagen und sich sofort in die Positur eines Fechters setzen, war nur das Werk eines Augenblickes. Die Aufregung ward bedrohlich. Man schrie

immer toller durcheinander. Schon ergriffen die Dragoner für Valazé, die Offiziere der Infanterie für de Vergues Parthei. „Degen heraus!" „Degen heraus!" war der allgemeine Ruf. „Stoßt ihn nieder," schrieen die Dragoner.

„Zu Boden mit dem, der einen Edelmann schlug." Es flogen bereits einige Gläser an die Wände des Zimmers, die Gruppen wogten wild gegen einander, man stieß sich, man rief sich Herausforderungen zu, einige Beschimpfungen fielen, schon waren mindestens zehn Duelle in Aussicht, vergebens riefen die Offiziere höheren Ranges ihr Machtwort zwischen die aufgeregten Massen, immer näher kam der Moment des wüthenden Ausbruches. Man hatte von den Wänden, aus den Ecken die Degen und Pallasche geholt, verschiedene der Wüthenden, Berauschten und Kampfsüchtigen legten sich gegen einander aus, die Klingen schlugen zusammen, eine blutige Scene nahm ihren Anfang — da — horch — Rrrrrrr — ein Trommelwirbel! Trarahrah! — ein Trompetensignal! —

Alle Klingen senken sich, die Kämpfer treten auseinander; kein Laut des Streites ist hörbar, die Reste des Weins werden auf den Boden gegossen, der Rausch verfliegt, die soeben noch lüstern umklammerte Dirne wird bei Seite geschleudert, die schlaffe Haltung des nächtlichen Wüstlings weicht der straffen militairischen: die Zech- und Spielgenossen sind verschwunden, nur Soldaten sind in dem Hause. Der Dienst beginnt.

Von zwölf Offizieren begleitet erschien der Marschall La Feuillade unter der wüsten Gesellschaft. Er musterte mit blitzenden Augen den Kreis seiner Offiziere, welche hier ihre Orgien feierten. Der Marschall war durch einen Blick unterrichtet von dem Vorgegangenen, noch funkelte hie und da, in der Masse halb versteckt, ein Degen. La Feuillade schien von dem Allen Nichts zu bemerken.

„Meine Herren,“ sagte er mit ruhigem Tone, „Sie bereiten sich in eigenthümlicher Weise zu dem nahe bevorstehenden Kampfe mit dem Feinde der Christenheit. Indessen, es ist so die Art der Franzosen: Sie gehen tanzend und singend in das Gefecht. Dennoch wünschte ich wohl, daß Sie für heute zur Retraite von diesem Vergnügungsplatze bliesen. Ich habe die Runde für diese Nacht und wünschte nicht, mit unserm Chef Ihretwegen in eine Collision zu gerathen. Die Offiziere zur Nachtrunde mögen antreten,“ rief er mit dem Tone eines Befehlshabers. „Es sind sechs, drei von de Tracy-Dragonern, drei von Vendome-Infanterie. Welches sind die Herren?“

Sechs Offiziere traten vor. Der Marquis von Brinvilliers und der junge, unglücklich spielende Lieutenant befanden sich unter ihnen.

„Sie nehmen den Fluß abwärts, Herr Oberst von Brinvilliers,“ sagte La Feuillade. „Die Herren mögen sich nach Belieben zusammenfinden. Immer Zwei und Zwei, wenn ich bitten darf. Bei der Eiche des heiligen Martin, hinter Moggersdorf, ist das Rendezvous mit allen übrigen Runden. Rapport im Zelte des Grafen Montecuculi. Gute Nacht, meine Herren. Sie, Herr von Jussac, reiten den Fluß aufwärts. Ich wünsche, daß alle die Herren Ihre Zelte aufsuchen.“

Ohne ein Wort zu sprechen, entfernte sich die ganze, noch vor wenig Augenblicken so aufgeregte Menge. „Wir treffen uns morgen, Monsieur de Vergues!“ knirschte Valazé im Gehen. „Nach der Schlacht, Herr Valazé, nach der Schlacht! wir sind Gott einen Tod schuldig. Wenn wir einige Paschen oder sonstige Bestien des Halbmondes niedergehauen haben, können wir uns die Hälse brechen,“ sagte de Vergues ruhig. „Meinetwegen,“ brummte Valazé. „Nach der Schlacht.“

„Thun wir uns zusammen, Herr Lieutenant?“ sagte Brinvilliers artig zu dem jungen Offizier. „Wenn es Ihnen genehm ist, Herr Oberst — ja. Ich bin Ihnen zu großem Danke verpflichtet und möchte denselben aussprechen — oder sonst bethätigen.“

„Mit wem habe ich eigentlich die Ehre?“ fragte Brinvilliers verbindlich. Der Offizier zauderte, dann sagte er: „Mein Name ist Gaudin, Herr von Saint-Croix.“

Der Marquis dachte ein wenig nach. „Mir unbekannt,“ sagte er. „Ihre Familie ist wo? ansässig.“

„Ich habe keine Familie,“ sagte der junge Mann kalt. „Ich kenne meine Eltern nicht. Von Jugend auf stehe ich, ohne Vater oder Mutter zu kennen, in der Welt. Man sagte mir, ich heiße Gaudin, Herr von Saint-Croix, früher hieß ich eine Zeit lang Charles Tonneau.“

„Aha,“ lispelte der Marquis. „Ein Kind ohne Namen. Solcher giebt es Dutzendweis in der Armee. Keine Sorge darum; die Kinder der Liebe haben das meiste Glück. Aber kommen Sie. Die Pferde stehen bereit. Unterwegs müssen Sie mir von Ihrem Leben erzählen. Ich interessire mich für uneheliche Söhne.“

Er pfiff ein Liedchen, während er den Sattel seines Pferdes untersuchte, dann schwang er sich auf. Gaudin von Saint-Croix that das Gleiche, und ihre Rosse dicht aneinanderhaltend ritten die Beiden hinaus in die Nacht. —



Die Erzählung des Herrn von Saint-Croix.

Durch die lange Reihe der Posten den Weg nehmend, gelangten die beiden Reiter auf ein Blachfeld, welches sich bis zu dem Ufer des Raabflusses hinzog. Die Schatten der Nacht lagerten auf der Gegend. Rechter Hand über das Wasser hinwegschauend, gewahrten sie die im Nebel dunkelroth leuchtenden Wachtfeuer des osmanischen Heeres. Ein dumpfes Gesumme von Stimmen und Tönen aller Art traf ihr Ohr. Links flackerten die Feuer der christlichen Armee. Vor ihnen lag Moggersdorf, dessen spitzer Kapellenthurm sich scharf gegen einen hellen Punkt des sonst ganz finstern Nachthimmels abzeichnete. Die Wellen des kleinen Flusses rauschten im Nachtwinde stärker und lauter als sonst, eine Art von Brandung am Ufer erzeugend, gleichsam als bereite sich der Fluß darauf vor, die Opfer in Empfang zu nehmen, welche bei dem bevorstehenden Kampfe in seine Tiefen geschleudert werden sollten. Zwischen Moggersdorf und Windischdorf krümmt sich die Raab und ist bei dieser Krümmung kaum zwanzig bis dreißig Schritte breit. Hier hatten die Türken bereits zwei Mal den Uebergang versucht. Zwei Mal waren sie zurückgeschlagen worden. Auf türkischer Seite hatte man eine Batterie von acht kleinen Feldstücken aufgeworfen, um den Uebergang zu decken. Die beiden Reiter konnten deutlich die Feldwachen erkennen, welche beim Scheine eines Feuers, aus langen Pfeifen qualmend, in der Schanze saßen.

Brinvilliers und Saint-Croix unterhielten sich mit halblauter Stimme.

„Und Sie haben nie geforscht, welcher Familie Sie Ihre Abstammung verdankten?“ fragte der Marquis.

„Ich hatte wahrlich keine Zeit zu solchen Studien," entgegnete Saint-Croix. „Offen gesagt, es war mir auch gleichgültig. Der alte Mann, den meine im Monde schwebende Familie als Erzieher über mich gesetzt hatte, brachte mich aus dem letzten Verstecke nach Paris. Hier ward ich einer Anstalt übergeben, die sich damit beschäftigte, ungerathene Kinder auf den guten Weg zu bringen, da ich aber ein gut gearteter Mensch war, konnten sie mich nicht brauchen, sondern warfen mich hinaus. Mein alter Führer mußte mich wieder in Empfang nehmen. Er schien nicht recht zu wissen, was er mit mir anfangen sollte, blieb oft Tage lang fort, kam des Nachts wieder, erzählte mir allerlei wunderliche Dinge, aus denen ich nicht klug werden konnte. So ging es eine Woche lang. Endlich verkündete er mir, daß ich an einen gewissen Ort gebracht werden sollte, woselbst sich mein Schicksal entscheiden werde. Eines Morgens hieß er mich mein Bündel schnüren. Wir gingen durch viele krumme, schmutzige Gassen bis zu dem Thore eines russigen, kleinen Gasthauses, vor welchem ein Gewirr von Wagen, Karren mit Hunden bespannt, schmierigen Tragkörben und Männern in blauen Kitteln sichtbar war. Nachdem wir ein kärgliches Frühstück in der niedrigen Gaststube eingenommen hatten, gab mein Alter das Zeichen zum Aufbruch. Im Hofe des Wirthshauses stand ein Wagen, oder vielmehr ein Karren auf vier Rädern, der durch einen Leinwandplan bedeckt wurde. Im Hintertheile dieses Fuhrwerkes bemerkte ich verschiedene Kisten und kleine Ballen mit dem Namen: Lyon gezeichnet.

Mein Führer gab mir den Befehl aufzusteigen; da ich wohl einsah, daß jeder Widerstand nutzlos sei, kroch ich hinauf. Der Alte setzte sich zu mir. Wenige Minuten später erschien ein Wesen, das sich für den Kutscher ausgab. Es schirrte zwei magere Gäule an, setzte sie nach

einigen mißlungenen Versuchen in eine Art von Trab, und so rasselten wir durch die Gassen aus Paris auf die Landstraße.

Mein Führer sprach kein Wort. Ich ebensowig. Da ich keine Gelegenheit fand, mich mit ihm oder dem Kutscher zu unterhalten, betrachtete ich die Gegend. Auch diesen Zeitvertreib ließ ich bald fahren, denn schon nach einer Stunde bezog sich der Himmel immer dichter und schüttete eine ungeheuere Masse Regen auf uns herab. Das Wasser sammelte sich bald in dem Plane des Wagens und lief über unsere Körper. Mein Führer bedeckte mich mit einem groben Mantel. Zitternd in der Nässe, von dem Froste eines Oktobermorgens geschüttelt, saß ich auf der harten Bank des abscheulichen Wagens. Ich führte meine Vergangenheit vor mir herauf, ich sagte mir, daß ich bestimmt gewesen sei, etwas Besseres in der Welt zu werden. Hatte man mir nicht einen guten Unterricht zu Theil werden lassen? war ich nicht anständig gekleidet, verpflegt, selbst in der einsamen Waldhütte mit einem gewissen Luxus umgeben worden? Weshalb, fragte ich mich, diese plötzliche Veränderung? Es müssen Menschen vorhanden sein, die da glauben über mein Leben bestimmen zu dürfen, die mich umherwerfen wie einen Ball, ohne auch nur zu fragen ob ich im Geringsten damit einverstanden sei. Heute sind diese Leute gut gesinnt — morgen nicht. Ihre Launen muß ich büßen, ihr Vergehen, dessen Frucht ich wahrscheinlich bin, fällt auf mein schuldloses Haupt. Die Furcht, sich beschämt oder vielleicht gar bestraft zu sehen, treibt jene Menschen zur Hartherzigkeit gegen mich.

Das waren meine Gedanken, deren Bitterkeit noch erhöht wurde durch die Kälte, welche meine Zähne aneinanderschlagen machte, durch die gemeine Umgebung, durch die vollständige Nichtachtung, welche mein Führer gegen

mich an den Tag legte, indem er, sonst so sorgsam, kein Wort sprach, sondern sich lieber mit dem Kutscher unterhielt, der ebenfalls von mir keine Notiz zu nehmen schien.

Anfangs beschlich mich eine unnennbare Wehmuth. Ich sah, als wir in Melun anhielten, auf dem Flur des schlechten Bauernhauses eine Mutter mit zwei Kindern sitzen. Sie hielt das Jüngere in ihren Armen, während ein Aelteres zu ihren Füßen spielte, und herzte und küßte die beiden rothwangigen Jungen. Es waren die Kinder eines Landmannes, ich vielleicht aus fürstlichem Geblüte entsprossen, ich saß durchnäßt, fröstelnd auf schlechtem Wagen, mitten auf öder Landstraße, bewacht von einem mißtrauischen Alten, ohne ein menschliches Wesen mein nennen zu dürfen, ohne sagen zu können: da oder dort sind Augen, Arme für Dich liebend offen, man wartet Deiner, Dein Glück, oder Dein Unglück macht die Herzen Derer, die Dich lieben, schneller schlagen. Ich hörte das Jauchzen der Kinder, die Rufe der Mutter — ich drückte meinen Kopf in meine Hände — ich weinte. Wohl widmete der Alte mir Sorgfalt, er hütete mich sehr treu, aber es waren Sorgfalt und Treue eines Kerkermeisters, ich kam mir vor wie ein Verbrecher, den die Wagen des Châtelet in eine von Paris entlegene Festung transportirten; ja, immer lebhafter ward in mir die Vorstellung, daß ich am Ende wirklich bestimmt sei, von der Oberfläche der Erde zu verschwinden und in einem finstern Behältniß aufbewahrt, lange Jahre hinschmachten zu müssen, bis Diejenigen aus der Zahl der Lebenden verschwunden waren, deren Plauderei man fürchten mußte; oder die an der Entdeckung des Familiengeheimnisses ein besonderes Interesse haben konnten. Vielleicht auch blieb ich auf ewig verborgen, oder ein habsüchtiger Erbe dingte die Mörder, deren Hand kein Retter aufhalten konnte, wenn sie mich in den düstern Gewölben meines Kerkers vernichten wollten.

Diese Vorstellungen erzeugten eine Angst in mir, diese Angst machte bald der Wuth Platz. Ich kochte innerlich vor Zorn und empörte mich gegen meine Unterdrücker, ich beschloß Alles zu wagen, diesen unwürdigen Banden zu entrinnen. Sobald dieser Gedanke meine Phantasie beschäftigte, fühlte ich mich stärker, mit diesem Bewußtsein stellte sich größere Ruhe ein, ich mußte schnell handeln, denn waren wir einmal in Mitten einer Stadt, so konnte ich leicht auf Verlangen meines Führers ergriffen werden.

Mein Gehirn arbeitete. Ich versuchte nachzudenken, meinen Plan zu ordnen und lehnte mein Haupt gegen die Holzleisten, welche die Leinwanddecke des Wagens stützten. Um besser denken zu können, schloß ich die Augen. Die verschiedenen Ideen, welche meinen Kopf durchkreuzten, ließen mich in eine Art von Halbschlaf sinken, aus dem ich durch einen sonderbaren Klang geweckt wurde. Ich öffnete meine Augen ein wenig und bemerkte bald, daß der Wagen in einem Gehölze sich befand und hier still hielt. Dicht neben mir saß der alte Tonneau und hatte vor sich eine gefüllte, lederne Geldkatze, deren Inhalt er sorgfältig zählte. Es waren, so viel ich bemerken konnte, lauter Goldstücke, und beim Zählen verursachten sie jenen verlockenden Klang, den das Geld hervorbringt, wenn es gegen seines Gleichen rollt, dieser Klang hatte mich erweckt. Mir wurde es ganz klar, daß dieser Haufen Münzen der Preis für meine Wegführung, oder daß er bestimmt sei, meine Kerkermeister zu bezahlen; zugleich fiel es mir schwer auf das Herz, wenn ich daran dachte, daß ich von allen Hülfsmitteln entblößt, mich als Bettler betrachten mußte, wenn ich auch selbst, den Fluchtversuch glücklich bewerkstelligt haben würde.

Ich mußte mir das Geld des Alten zueignen, bevor ich das Weite suchte, und da ich ein Mal der festen Ueberzeugung war, daß jenes Geld mein Elend, meine Einker-

ferung befördern sollte, hielt ich es auch für vollständig erlaubt, die Mittel zu meinem Verderben unwirksam machen und in deren Besitz gelangen zu dürfen.

Ich blinzelte vorsichtig, ohne durch eine Körperbewegung mein Erwachtsein zu verrathen, den alten Tonneau an, der zuweilen von dem Gelde aufschauend einen stechenden Blick zu mir hinüberschoß. Zugleich aber bemerkte ich auch, daß der abscheulich aussehende Kutscher hinter dem Wagen hervor sehr gierige Blicke auf Tonneau's Baarschaft richtete, während er sich mit den Pferden zu schaffen machte. Dies war jedoch nur eine sehr flüchtige Bemerkung, denn bald nachdem ich erwachte und die Goldzählung beobachtet hatte, ging es wieder vorwärts, bis wir zur Abendzeit in dem Flecken Landon hielten, um dort Nachtquartier zu nehmen. Wir fanden das ganze Haus bis unters Dach hinauf besetzt. Die Zufuhren, welche der Marquis von Navailles erwartete, gingen von hier aus nach Burgund. Wir sahen eine Menge von Soldaten, Bedeckung der Transportwagen bildend. Sie hatten das Aussehen von Räubern. Ebenso knapp wie die Wohnung, war das Essen. Die Zuzüge der Armee in Italien hatten bereits Alles verzehrt und der General, Marquis von Navailles verlangte immer neue Truppen, um seinen Sieg an der Adda besser verfolgen zu können.

Der Kutscher schien hier aber eine gute Nummer zu haben. Er verständigte sich bald mit dem Wirthe, und so erhielten wir denn ein Stückchen Bodenraum zum Nachtquartier. Dieser Raum war von dem großen Boden des Wirthshauses durch einen Lattenverschlag getrennt, so daß man nicht gleich von jenem aus in unsere Schlafstelle gelangen konnte, zu welcher nur eine schmale Treppe von unten hinaufführte. Da der Verschlag am Ende des Bodens lag, befand sich etwa 4 Fuß vom Erdboden entfernt

ein Fenster daselbst. Es ging auf den Hof. Dicht unter diesem Fenster lief das Strohdach des langen Pferdestalles abschüssig hin, man konnte also ziemlich ohne Gefahr von dem Fenster auf das Stalldach, und von hier aus in den Hof gelangen. Ich hatte während meines Aufenthaltes im Walde gelernt, alle Dinge schnell und genau zu betrachten. kaum waren wir daher in dem Verschlage angelangt, so stand mein Plan fest. Die einzige Schwierigkeit bestand nur darin, den richtigen Augenblick zur Flucht durch das Fenster zu wählen. Ich konnte mir leicht sagen, daß Tonneau die Thüre wohl verschließen werde; um in den großen Boden zu gelangen, hätte ich einige Latten ausbrechen müssen, und selbst wenn mir dieses Verfahren ohne Lärmen zu verursachen geglückt wäre, hätte es dennoch große Schwierigkeiten gehabt, über die Menge der Schläfer, denen der Boden als Ruhestätte diente, hinwegzukommen ohne bemerkt zu werden, zumal da es stockfinster auf dem Boden war, denn der Wirth hatte aus Furcht vor Feuersgefahr jedes Licht streng verboten.

Kein anderes Mittel ins Freie zu gelangen als der Weg durch das Fenster. Ich beschloß zu warten und den günstigsten Augenblick wahrzunehmen, wobei mir überhaupt ein Umstand sehr zu Statten kam; da wir nämlich im Heu die Nacht zubringen mußten, schliefen wir vollständig angekleidet.

Die neben uns befindliche, zahlreiche Gesellschaft blieb ziemlich lange munter. Der größte Theil derselben bestand aus Fuhrleuten, Soldaten und Pferdeknechten. Sie waren fast Alle angetrunken, rissen gräuliche Zoten, sangen Schandlieder und verhöhnten uns, durch die Lattengitter allerlei Grüße und sonstige Gegenstände sendend.

Tonneau sowohl als der Kutscher nahmen keine Notiz davon. Endlich wirkte die betäubende Kraft des

Brannt- oder schlechten Weines, die johlenden Stimmen wurden matter, immer weniger Schwätzer waren hörbar, zuletzt schallte nur ein furchtbares Schnarchen durch den Boden. Der Kutscher schloß die Thüre zur Treppe und kroch in sein Heulager. Ich befand mich zwischen ihm und Tonneau, der von unserem Gepäcke Nichts als eine kleine Ledertasche mitgenommen hatte, deren Riemen er sich um den Arm schlang. Die Nacht war stockfinster, ein feiner Regen prasselte gegen das Haus, der Wind pfiff allerlei eintönige Melodieen und die Wetterfahne auf dem Dache drehte sich kreischend hin und her. — Tonneau begann in die Musik der Schnarcher einzustimmen.

Nachdem ich eine Zeitlang gelauscht hatte, erhob ich den Kopf und versuchte mit meinen Augen die Finsterniß zu durchdringen. Vergeblich! nur das Fenster konnte ich gewahren. Wenn ich es öffnen, mich ohne Geräusch hinausschwingen konnte, war ich bald im Freien, was ich dann thun wollte, hatte ich freilich nicht überlegt, ich gedachte mich dem Augenblick anzuvertrauen.

Zunächst wollte ich mich versichern ob der Alte fest schlafe. Ich näherte mich ihm und stieß leise mit dem Elbogen seine Hüfte, wobei ich mich zugleich ein wenig erhob, meine Hand glitt über seine Brust herab, um nach der Geldkatze zu tasten, die ich bald berührte, aber er schien kaum diese Bewegung meiner Person gefühlt zu haben, als er sich blitzschnell erhob, ich fühlte, wie sein Arm schwer auf meinen Nacken sank und mit den Worten: „Schlafe Charles, ich bleibe bei Dir," drückte er mich wieder in die Streu zurück.

Ich räusperte mich nur ein wenig. Der erste Versuch war mißglückt. Ich mußte eine Zeit vergehen lassen, bevor ich den zweiten wagte. Während ich also wartete, überfiel mich eine große Müdigkeit, nach der angreifenden

Fahrt, nach den Aufregungen des Tages machten die Jugend und die Natur ihre Rechte geltend, sie wiegten, mich meinen trüben Gedanken entrückend, die Seele in sanften Schlummer. Ich sank auf das Lager, keine Pläne — keine Versuche — keine Gedanken mehr. Glückliche Augenblicke sanfter Ruhe — Schlafen ist Vergessen.

Ich mochte eine geraume Zeit in diesem angenehmen Zustande, umgaukelt von schönen Träumen, zugebracht haben, als ich einen Gegenstand über mein Gesicht dahin gleiten fühlte. Mir träumte in diesem Augenblicke gerade: Ich sei in einem herrlichen Garten und aus einem Gebüsche von Rosen und Lilien strecke sich eine Hand mir entgegen, die meine Wangen liebkose. Träumend griff ich wohl in die Luft um die Hand zu erfassen und hierbei löste sich das Band des Traumes ein wenig, doch blieben meine Sinne umfangen, ich fühlte oder hörte wohl, daß dicht in meiner Nähe Etwas vorging, daß irgend ein Wesen über mich hinwegkroch, daß dumpfe, röchelnde Töne an mein Ohr schlugen, aber der herrliche Schlaf ließ mich nicht aus seinen Fesseln. Nach langer Zeit erwachte ich vollständig und bemerkte bald eine Veränderung des Lichtes. Durch das Fenster stahlen sich die schwachen Schimmer des trüben Morgens. Sobald ich vollständig munter war, sammelte ich meine Gedanken; es ward mir wieder bewußt, daß ich fliehen wollte, ich beschloß den zweiten Versuch zu wagen. Die Morgendämmerung verstattete mir schon eher ein wenig umzublicken, obwohl ich nur die Umrisse der Körper zu erkennen vermochte. Rechts neben mir lag in tiefem Schlafe Tonneau, links hatte der Kutscher gelegen. Er hatte sich vermuthlich in die Streu verkrochen, denn ich fühlte zwar nach ihm hin, traf aber seinen Körper nicht mehr.

Nunmehr begann ich dieselben Bewegungen, die ich

bei meinem vorigen Versuche gemacht hatte. Ich wollte mich überzeugen, ob des Alten Schlaf noch so leise sei und fuhr deshalb mit der Hand über seinen Körper. Er regte sich nicht, als ich sogar sein Gesicht berührte; meine Hand glitt weiter hinab um bis zur Geldtasche zu kommen; da, indem ich seine Brust betastete, fühlte ich plötzlich meine Finger von einer klebrigen Feuchtigkeit benetzt. Unwillkürlich hielt ich inne, eine eigenthümliche Bangigkeit befiel mich, langsam zog ich meine Hand zurück und erhob sie dann bis zu dem Lichtstreifen, der schon ziemlich hell durch das Fenster in unsern Verschlag fiel. Mühsam unterdrückte ich einen Schrei — meine Hand war vollständig mit Blut bedeckt. — Bald genug kehrten meine Besinnung, meine Ueberlegung zurück, die mir vor Schrecken fast geschwunden waren. Ich rief mir die seltsamen Ereignisse ins Gedächtniß, welche in der Nacht mich gestört hatten und begann hierauf den Körper Tonneau's zu schütteln. Regungslos lag er auf der Streu. Ich untersuchte ihn nun schnell, das Licht des Morgens ward immer stärker, nebenan wurden die Leute munter, Einige verließen den Boden bereits. Als ich sorgfältiger den Körper meines alten Führers betrachtete, gewahrte ich einen grauenhaften Anblick. Mitten durch die Brust hatten ihn zwei furchtbare Stöße eines breiten Messers getroffen, von denen einer hingereicht hätte das Leben zu vernichten. Die klaffenden Wunden waren wieder mit dem Kittel bedeckt, der Mund stand offen, das Antlitz war verzerrt, und die grauen, offenstehenden Augen der Leiche schienen im Halbdunkel zu leuchten.

Jacques Tonneau war ermordet worden, ermordet von einem Räuber, denn die Geldkatze fehlte, auch die kleine Ledertasche hatte der Mörder entwendet. Wer war der Thäter? darüber konnte kein Zweifel obwalten, der Kutscher hatte den Alten in das Jenseit befördert, sich dann mit dem

Raube davon gemacht, denn ich durchwühlte sogleich die Streu, suchte in den Winkeln umher, aber der Mörder war verschwunden. Jetzt ward mir wieder der Anblick vor die Gedanken geführt, den ich am Morgen gehabt hatte, als ich im Halbschlafe den Mörder dicht bei dem Wagen stehend bemerkte, während Tonneau den Inhalt seiner Geldkatze untersuchte; der Mörder hatte mit einer Sicherheit den Stoß geführt, die wohl vermuthen ließ, daß er kein Neuling in dem blutigen Handwerk gewesen. Nun war ich von meinem Hüter befreit, aber meine Angst, der gräßliche Anblick der Leiche, das Gefühl hülflos dazustehen, ließen mich sehnlichst wünschen: ich hätte noch den Alten lebend zur Seite. Ich wollte zunächst Hülfe rufen, die nebenliegenden Männer wecken, dem Mörder nachsetzen lassen, allein bald kamen mir andere Gedanken. Ich überlegte schnell, daß ich mich selbst dem schlimmsten Verdachte aussetze: Würde man mir geglaubt haben, daß ich den Mord nicht bemerkte? konnte nicht der Thäter selbst unter den hier nebenan Ruhenden, vielleicht in dem Wirthe sogar Helfershelfer haben? Ein hülfloser Knabe wie ich war jedenfalls den Bosheiten der Menge Preis gegeben. Meine Angst wuchs mit jeder Minute und endlich beschloß ich das Weite zu suchen. Daß der Kutscher bereits das Haus verlassen haben würde, schien mir sicher. Er war nach vollbrachter That die Treppe hinabgegangen, hatte die Thür hinter sich verschlossen und dann ganz gemächlich seine Pferde angeschirrt. Ich durfte keine Minute verlieren, denn kam man in den Verschlag, so wurde die That ruchbar, meine Verhaftung war sicher, ich vermochte nicht einmal zu sagen, wer ich sei und wohin ich wolle, also stand es noch dahin, ob ich im Stande sein würde, meine Unschuld zu beweisen. Ich bedeckte, um das Bekanntwerden des Mordes so lange wie möglich zu verhüten, die Leiche Tonneau's mit Stroh

und Heu, um ihm das Ansehen zu geben, als habe sich der Alte in seine Streu hineingewühlt, besonders sorgfältig deckte ich die Brust zu. Ich sah ihm noch ein Mal in das starre Antlitz, ich faßte seine kalte Hand und konnte eine Thräne, einen tiefen Athemzug, einen leisen Seufzer nicht unterdrücken. Seinem Gehorsam war der Alte zum Opfer gefallen. Wenn ich ihn gleich als meinen Wächter nicht liebte, mußte ich mir doch sagen, daß er stets seine Pflicht gegen mich treu erfüllt hatte, daß ich nie über hartes Loos klagen konnte, so lange er allein mit mir war. Nur die letzten Ereignisse empörten mich gegen ihn, aber fremder Wille war mächtiger als mein alter Führer, der ein Werkzeug gewisser, mir feindlicher Gewalten war. Ich schlüpfte die Treppe hinab um zu versuchen, ob die Thüre offen sei, aber sie war versperrt. An dem Thürgriffe klebte Blut, der Mörder hatte mit triefenden Händen die Pforte geöffnet. Nur das Fenster blieb mir, und ich zögerte nicht länger den Versuch zu wagen. Auf eine Futterkiste steigend, hob ich mich bis an die Brüstung, nachdem ich die Haken des Fensters geöffnet hatte, dann, auf die Gefahr hin bemerkt zu werden, schwang ich mich mit einem Rucke hinaus und glitt die Mauer hinab. Ich fiel in das Stroh des Daches. Eine Secunde blieb ich liegen um zu horchen, da ich aber kein Geräusch vernahm, kroch ich schnell bis zum Rande des Daches, welches niedrig genug war um mich ohne allzugroßen Sprung in den Hof gelangen zu lassen. Ich hörte, daß man bereits in dem Stalle beschäftigt war, einige Knechte holten Wasser von dem Ziehbrunnen, die Pferde stampften. Mich vorsichtig der Ausgangsthüre nähernd, zog ich den Schließbalken zurück, öffnete das Thor und gelangte ins Freie. Ich lief aufs Gerathewohl über Sturzacker, Gräben und kroch durch Hecken. Der Morgen war neblig, aber der Regen hatte nachgelassen, und ich konnte deutlich

in einiger Entfernung einen Strich Haide gewahren. Dieses Gehölz trachtete ich zu gewinnen. Deutlich hörte ich die Kirchthurmuhr die achte Stunde schlagen, als ich zwischen den Fichten und Tannen anlangte. Ich fand mehre Holzhaufen, hinter welche ich mich versteckte, um Athem zu schöpfen. Nach einer Weile vernahm ich Tritte. Zwei Menschen nahten sich, ich konnte sie nicht sehen, hörte aber ihre Unterhaltung und vernahm einzelne Worte. „Ein Mord geschehen." „Leiche im Verschlag." „Thäter entkommen." „Fuhrmann — Knabe."

Mein Herz schlug gewaltig. Ich wähnte mich nicht sicher, und als die Leute vorüber waren, stürzte ich wieder davon, immer hinaus, immer weiter. Es war mir, als hätte ich Blei an den Füßen, dann däuchte mir wieder, als riefen Stimmen nach mir: „haltet! haltet!" ich glaubte Pferdegetrappel zu hören und gewahrte zu meinem Entsetzen plötzlich, daß ich ganz vergessen hatte, meine Hände vom Blute zu reinigen, dies geschah sogleich in einer Viehtränke. Ein neuer Schrecken befiel mich, denn nachdem ich noch zwei Stunden umhergewandert war, bemerkte ich Häuser vor mir. Ich ging darauf zu und entdeckte bald, daß ich wieder in Landon angelangt sei. Ich war im Kreise gelaufen und wieder an die alte Stelle gekommen. Hastig eilte ich fort. Ich nahm mir ein gewisses Ziel, einen Berg am Horizonte. Mittags bat ich mich bei einem Bauern zu Gaste, indem ich vorgab: ein Schüler des kurzen Degens zu sein, weil diese Herren zu jener Zeit in großem Ansehen standen, man traute ihnen Geheimnisse und Ausübung der schwarzen Kunst zu. Ich marschirte nach einigen Stunden Rast weiter und hatte Abends Domeille erreicht. Hier pochte ich an die Thüre des Franziskanerklosters an, woselbst mir Nachtmahl und Herberge zu Theil wurden.

Am folgenden Morgen fühlte ich mich neu gestärkt.

Nach genossenem Imbiß ging ich weiter. Ich hatte mir die Richtung nach Auxerre genau beschreiben lassen. Mit dem Wegpfennig, den der Bruder Almosenier mir in die Hand gedrückt hatte, bestritt ich die Kosten meines Mittagessens, glücklicher Weise hellte sich das Wetter immer mehr auf und trocknen Fußes gelangte ich nach Auxerre. Noch hatte ich immer nicht überlegt, wohin ich eigentlich den Fuß setzen, welche Laufbahn ich nun einschlagen wollte? in Auxerre sollte sich mein Schicksal entscheiden. Als ich mich dem Städtchen näherte, bemerkte ich einen großen Zusammenlauf von Menschen aller Stände. Vor dem Thore war ein Zelt aufgeschlagen, neben welchem die königliche Fahne wehte. Trommelschlag und Pfeifenklang tönten hervor, blitzende Helmhauben, wallende Federn wogten durcheinander. Ueber dem Eingang war ein großer Zettel mit der Inschrift: „Handgeld zehn Pistolen," angebracht. Es war ein Werbezelt. „Nach Italien! nach Italien!" schrie der Werbetrommler. Wie der Blitz fuhr es durch meinen Kopf: „Nimm den Degen," rief es in meinem Innern. Hurrah! schrie ich laut und trat in die Umzäunung, welche das Zelt einfriedigte. — Eine Stunde später hatte ich einen eisernen Ringkragen um, den Federhut auf dem Schädel, ein Bandelier mit Korbdegen und eine Feldflasche über die Schultern gehängt — ich war Soldat der italienischen Armee.

Von diesem Augenblicke an hörte mein abenteuerliches Leben nicht mehr auf. Italien, Spanien, Afrika jetzt das Ungarland habe ich als Soldat durchzogen. Im vergangenen Jahre ernannte mich der Herzog von Beaufort in Algier zum Lieutenant, ich mußte wegen Krankheit zurückkehren. So sehen Sie mich hier. Ich habe merkwürdige Dinge erlebt, gesehen, ausgeführt. Nie hat mir das Glück gelächelt, ich schleppe mich durch eine Masse von Irrgängen,

Fatalitäten und Widerwärtigkeiten, ohne zu einem behaglichen Leben gelangen zu können.

„Mein Freund," entgegnete der Marquis von Brinvilliers, „Sie verlangen auch zuviel. Teufel, Sie sind ein Mann von vier- bis fünfundzwanzig Jahren. Glauben Sie, da sei Alles vorüber. Wenn das Schicksal Sie in Ihrem fünfzigsten Jahre ganz in Ruhe läßt, können Sie von Glück sagen. Indessen — Ihre Erzählung interessirt mich ungemein, nur haben Sie mir über einen Umstand keine Aufklärung gegeben. Als Sie Ihre Schilderung begannen, sagten Sie mir von einem Walde, einem Orte, an welchem Sie sich befanden. Sie müssen bereits in dem Alter gewesen sein, wo diese Eindrücke vollkommen sich befestigen, Sie müssen sich genau aller Dinge und Vorfälle erinnern, denn es können seitdem etwa neun bis zehn Jahre verflossen sein. Welcher Ort war dies? wie nannte sich der Wald, wo sie verborgen waren?"

Saint Croix schwieg einen Augenblick, dann sah er den Marquis nachdenkend an. „Ich darf — ich will es nicht sagen," sagte er langsam und fest.

„Aber Ihre Vermuthungen über Ihre Familie? erinnern Sie sich nicht einer Begebenheit von Wichtigkeit, auf welche hin man nachforschen könnte?"

„Ich habe eine wichtige Begegnung in meinem Leben gehabt, die wichtigste, die schönste — vielleicht die verhängnißvollste, denn sie veranlaßte meinen Alten, mich von dem Orte, woselbst er mit mir weilte, hinwegzuziehen. — Forschen Sie nicht weiter. Ich spreche davon nie wieder. Um meine Familie habe ich mich nicht mehr bekümmert. Ich scheere mich den Teufel um die ganze Sippschaft. Und Sie, Herr Marquis, lassen Sie mich meinen Weg einsam wandeln. Es ist besser so." Saint Croix seufzte schwer und blickte den Marquis verstohlen an.

„Lassen wir das," lachte der Marquis. „Sie gefallen mir. Gebieten Sie über meine Börse, und im Uebrigen wollen wir gute Freunde bleiben. Ich trete obenein in ihr Regiment. Nur noch eine Frage: hörten Sie nie wieder von dem Morde des Alten?"

„Ein Mal glaubte ich zwei Fuhrleute wieder zu erkennen, die am Abend vor dem Morde mit mir, Jacques Tonneau und dem Mörder an dem Eßtische des Gasthauses saßen. Sie fixirten mich genau, aber da ich nun ein Mal im Soldatenrocke steckte, wagten sie wohl nicht mich zu belästigen."

„Den Mörder sahen Sie nie wieder?"

„Niemals."

In diesem Augenblicke rief der Posten die Reiter an. Der Marquis gab die Losung. Saint Croix und sein neuer Freund befanden sich in der Nähe des Uebergangspunktes. Hier war es vor wenig Stunden noch heiß hergegangen. Als die Türken zurückgeworfen in ihre Verschanzungen flüchteten, ließen sie eine Menge Todter und Verwundeter auf dem Blachfelde.

Noch gewahrte man an verschiedenen Stellen Leichen der Ungläubigen. Am nächsten Morgen sollte die Beerdigung stattfinden, weshalb ein Parlamentair aus dem feindlichen Lager bei Montecuculi um eine zehnstündige Frist gebeten hatte.

Die Reiter ließen ihre Pferde dicht am Ufer des Flusses entlang gehen, so daß die Hufe von den Wellen der Raab benetzt wurden.

Zuweilen scheuten sich die Rosse vor einem Todten oder vor dem Klang, den ihr Tritt gegen einen am Boden liegenden Metallschild oder einen zerschmetterten Helm verursachte. Vor der Brücke bei Moggersdorf ritten sie wie-

der auf die Landstraße. Hier lagen die Erschlagenen dichter nebeneinander. Es war die Stelle, an welcher der wüthendste Kampf getobt hatte.

Der römische Doctor.

Kaum näherten sich die Beiden dem Platze, als mit heiserem Gekreisch eine Schaar von Raben und Aaskrähen sich in die Lüfte erhob. Sie waren schon im Begriff ihre scheußliche Mahlzeit zu halten. Sie flatterten einige Zeit in der Höhe sich haltend umher und ließen sich endlich auf anderer Stelle nieder, wo sie weniger gestört zu sein glaubten. Bei dem fahlen Lichte, welches durch das zerrissene Nachtgewölk schimmerte, konnte man deutlich die Menge dieser unheimlichen Vögel bemerken, die gleich schwarzen, hüpfenden Punkten sich in der Ferne bewegten.

„Abscheuliche Bestien," sagte der Marquis. „Sehen Sie unser Soldatenloos. Diese gierigen Vögel sind unsere Begleiter, sie flattern um unsere Häupter und krächzen. Vielleicht sagen sie in ihrer Sprache: Ihr Beide hier unten zu Rosse gefallt uns. Macht schnell; wir wollen Euch bald unter unsern Schnäbeln haben. Noch einige Stunden weiter hin, und wir liegen hier unten ebenso still als die kahlköpfigen Janitscharen dort oben bei der Brücke."

„Nenni, mon ange
Mon Sang sied trop bien,"

intonirte der Marquis nach dieser düsteren Betrachtung und pfiff dann gleich die Melodie eines frivolen Pariser Liedes, mit seiner Rechten den Takt dazu auf dem Sattelknopf



schlagend. Plötzlich verstummte er und hob sich in den Bügeln, seinen Kopf vorstreckend und die Hand wie ein Dach über den Augen haltend, versuchte er irgend einen Gegenstand genauer zu betrachten.

„Sehen Sie dort hin, Lieutenant,“ sagte er, sich zu Saint-Croix beugend. „Was ist das? Sehen Sie es auch oder ist es eine Augentäuschung?“ Er wies in die Ferne.

Saint-Croix strengte sein Gesicht ein wenig an und folgte der bezeichneten Richtung mit den Augen. „Alle Wetter ja! ich sehe auch Etwas. Was kann es sein? Sie meinen doch die schwarze Gestalt mitten auf der Haide, die fortwährend auf und nieder duckt und die Raben verscheucht?“ sagte er.

„Dieselbe. Es kann kein Posten sein, denn der Platz liegt weit vor den Postenketten. Wir müssen wissen, was das zu bedeuten hat. Kommen Sie.“

Er zog den Zügel seines Pferdes an und brachte es in lebhafteren Gang. Saint-Croix folgte. „Machen Sie Ihre Pistolen locker,“ sagte Brinvilliers „man kann nicht wissen.“ Sie kamen der bezeichneten Stelle näher. Die Gestalt, welche sie schon aus der Ferne bemerkt hatten, schien ihre Annäherung zu wittern, gleich einem Luftgebilde schwebte sie weiter, sich immer schnell von den Reitern entfernend. Die Beiden vermochten nicht deutlich die Umrisse zu erkennen, doch schien es ihnen zuweilen, als blitze ein Feuerstreifen aus dem Haupte der nächtlichen Erscheinung hervor.

„Wir wollen uns trennen,“ sagte der Marquis. „Reiten Sie links ab, ich will gerade rechts weg reiten. Nach etwa zweihundert Schritten machen wir halbe Volten und dann gerade aus, so müssen wir mit dem Schwarzen zusammentreffen. Es wird doch nicht gleich der Satan in Gestalt sein.“

Sie trennten sich. Der tief in die Felder einschneidende Pfad entzog sie einen Augenblick dem Gesichtskreise,

dann erschienen sie wieder oben auf dem Rande des Hohlwegs und sprengten einander entgegen. In der Mitte des Feldes trafen sie zusammen, die Gestalt blieb vor ihnen und richtete sich hoch auf.

Die Reiter sahen jetzt, daß sie einem großen, mit talarartigem Ueberwurf bekleideten Manne nahe waren, der eine Blendlaterne in der Hand hielt und auf dem von Leichnamen hie und da bedeckten Felde Etwas zu suchen schien.

Der Marquis sprengte auf den nächtlichen Wanderer los und hielt ihm sein Pistol entgegen.

„Wer seid Ihr, Mann?“ rief er. „Gebt Antwort. Euer Thun ist verdächtig zwischen den Lagern von Freund und Feind.“

Der Angeredete machte eine heftige Gebehrde des Unwillens und ließ den grellen Schein seiner Laterne auf den Marquis und dessen Begleiter fallen. Von dem Blitze des Lichtes erschreckt bäumten, die Pferde und setzten sich auf die Hinterfüße.

„Ah — es sind wieder die Herren Franzosen,“ sagte der Mann mit schneidendem Tone in französischer Sprache, mit scharfem italienischen Accente. „Sie scheinen sich für berechtigt zu halten, überall die erste Rolle zu spielen, Signores.“

„Sie irren, mein Herr,“ antwortete Brinvilliers. Wir sind nur Untergebene des kaiserlichen Generals in diesem Augenblicke; auf Ordre des Höchstkommandirenden müssen wir die Nachtrunde machen. Was verdächtig erscheint, halten wir an. Sie müssen sich also bequemen, mit uns zu gehen.“

„Das werde ich nicht, mein Herr,“ rief der Andere trotzig. „Ich gehöre zur Armee.“

„Leicht gesagt. Sie werden bei den Vorposten sich legitimiren. Folgen Sie ohne Widerrede. Sie werden hof-

fentlich lieber mit uns als mit den Vedetten gehen, die sogleich hier sein müssen; hören Sie das Stampfen der Pferde? unsere Leute nahen."

„Sie unterbrechen mich in meinen Studien, Herr," sagte mit sanftem Tone der Mann. „Indessen gehe ich lieber mit Ihnen als mit den wilden Soldaten Ihres Corps. Kommen Sie denn. Sie werden erfahren, wer ich bin. Doch gehe ich nicht ohne meine Beute."

Er nahm bei diesen Worten einen Sack von ziemlichem Umfange, der neben ihm auf dem Boden gelegen hatte, mit einer Kraft in die Höhe, welche man seiner hageren Figur nicht zutraute. Was dieser Sack enthielt, konnten die Reiter bei der spärlichen Beleuchtung nicht erkennen. Der Marquis ritt zur Rechten, Saint-Croix zur Linken des sonderbaren Gefangenen, der seine Bürde über die Schulter geworfen hatte. Man sprach kein Wort.

Allmählig näherten sich die Drei den Vorposten des Lagers. Der Schein der Wachtfeuer beleuchtete die Gestalt des Gefangenen und die beiden Franzosen musterten sofort ihren Fang. Es war ein Mann in der Fülle der Jahre, von kräftigem, sehnigem Körperbau. Seine Gesichtszüge zeigten unverkennbar die italienische Abkunft. Lange schwarze Haare hingen, unter einem Sammetkäppchen hervorkommend, bis auf die Schultern. Oberlippe und Kinn waren von einem sehr wohl gepflegten Barte umkräuselt, dessen Schnitt der neuesten Bartmode junger Kavaliere gleich kam. Der Anzug des Mannes bestand aus schwarzem Wammes, Weste und Hosen von derselben Farbe. Die Beine steckten bis zum Knie in eleganten Jagdstiefeln, auch bemerkten die Reiter, daß an der rechten Hand des Gefangenen ein kostbarer Stein blitzte. Er trug einen Talar.

Der Marquis sah wohl ein, daß der Mann nicht ein Spitzbube sein konnte, indessen wäre es immer möglich ge-

wesen, einen Spion in ihm entdeckt zu haben. Zur Zeit der Türkenkriege trieben eine Menge Renegaten dieses unsaubere Gewerbe und namentlich standen die Italiener in schlimmem Rufe. Außerdem blieb der Sack, welchen der Mann auf seiner Schulter trug und der sichtlich eine schwere Last enthielt, noch zu untersuchen.

Nachdem die Losung gegeben war, schritten die Drei durch die Postenkette. „Meine Herren,“ sagte der Italiener, „ich verlange nun, daß Sie mich sofort in mein Quartier abliefern. Ich gehöre dem italienischen Hülfskorps an. Führen Sie mich sogleich dorthin, wo die venetianischen Feldzeichen flattern.“ Er wies auf die Fahne mit dem Löwen des heil. Markus, an deren Stange eine Laterne befestigt war.

Der Marquis stutzte. Er konnte nicht länger in Zweifel darüber sein, daß der Italiener Nichts zu fürchten habe und versuchte einige Entschuldigungen, indessen war er doch neugierig geworden, die genauere Bekanntschaft des seltsamen Menschen zu machen. Er gab Saint-Croix einen Wink, und den Fremden wieder in die Mitte nehmend, ging es zu dem Quartier der Italiener.

Hier fand man eine Gruppe von Soldaten und Offizieren bei der Flasche sitzen. Kaum hatten einige der Letzteren den Gefangenen erblickt, als sie mit lautem Rufe auf ihn zueilten, die Reiter zur Seite drängten, die Hände des Mannes ergriffen und ihn begrüßten.

„Halt — sachte meine Herren,“ rief der Gefeierte, hier dies erst sorgfältig nehmen. „Zwei Soldaten hoben den Sack von den Schultern. Der Mann stöhnte. „Uf! das war schwer. In mein Haus damit,“ sagte er „und vorsichtig. Nun, meine Freunde, sagen Sie doch den französischen Herren, die mir so galant ihre Gesellschaft aufnöthigten, wer ich eigentlich bin.“

„Signor,“ sagte ein Offizier, sich zu dem Marquis wendend, „Sie haben den berühmten Doctor und Anatomen Matteo Exili in unser Lager gebracht. Einen Mann, dem wir Alle viel verdanken, den berühmtesten Arzt der Armee Italiens.“

„Herr Doctor,“ entgegnete Brinvilliers, „verzeihen Sie. Wir haben aber nach unserer Vorschrift gehandelt. Ein Mann, der in der Stille der Nacht auf dem Schlachtfelde umherschleicht, der ein uns räthselhaftes Geschäft zwischen zweien sich feindlich gegenüberstehenden Heeren betreibt, den mußten wir — Sie werden das selbst nicht mißbilligen — als verdächtig in unsere Mitte nehmen.“

„Ich gebe es zu,“ rief der Doktor heiser lachend, „Sie sind längst entschuldigt, meine Herren.“

„Sie würden mich nun vollends verbinden,“ sagte der Marquis, „wenn Sie mir einige Aufschlüsse über die Beute geben wollten, welche Sie von dem Schlachtfelde entführten. Jeden Falls ist es doch von Interesse, die Dinge kennen zu lernen, die ein so gelehrter Mann sammelt.“

Der Doctor warf einen stechenden Blick auf den Marquis und seinen Begleiter.

„Wenn Ihnen meine Sammlung nur nicht unangenehm ist. Die Franzosen sind zwar sehr muthig, aber ebenso elegant und empfindsam. Lassen Sie sich meine Wohnung zeigen. Ich gehe voraus. Dort der alte Korporal Perotti wird Sie zu mir führen. Auf Wiedersehen, meine Herren.“

Er schlug seinen Talar um die Schultern und ging in die Lagergasse.

Der Marquis und Saint-Croix riefen dem Korporal zu, ihnen den Weg zu weisen. Der Alte erbat sich die Erlaubniß von seinem Obersten und nach gegenseitiger Begrüßung schieden die Franzosen von den italienischen Offizieren.

Der Alte führte die Beiden durch die langen Zeltreihen bis an den hinteren Ausgang des Lagers.

„Wir sind nicht weit mehr von der Wohnung des Doctors," sagte er in italienischer Sprache zu Saint-Croix, der die Unterhaltung geführt hatte, weil er des Italienischen mächtig war. „Aber wollen Sie wirklich in das Haus des Doctors gehen?"

„Weshalb nicht? er hat uns eingeladen und die Beschäftigung interessirt uns."

„Hm! es ist so eine Sache. Sie sind freilich Beide noch jung, Sie glauben an so Etwas nicht, aber ich habe Vieles erlebt, ich kann und darf wohl eine Warnung aussprechen und so sage ich denn: Bleiben Sie von Dottore Exili fern."

„Pah!" lachte Saint-Croix. „Marquis, er will uns nicht zu dem Doctor führen."

„Fragen Sie ihn doch, weshalb nicht?"

„Habt Ihr ein Bedenken? fragte Saint-Croix. „Doctor Exili soll ein großer Arzt sein. Solche Bekanntschaft ist doch nur von Nutzen."

„Es ist ein großer Arzt," sagte der Alte. „Aber auf welche Weise? haben Sie nicht bemerkt, daß ihm keiner der Offiziere folgte? daß Alle froh waren, als er die Zeltreihen verließ?"

„Nein. Ich bemerkte nur, wie Alle ihm entgegen eilten, seine Hände drückten und sich bei seinem Anblick freudig gebehrdeten."

„Aus Furcht, mein Herr, aus Furcht. Sie sind Kavaliere, Sie werden mich alten Mann nicht verrathen, wenn ich Ihnen ein Wort sage. Sie namentlich, mein Herr," fuhr er Saint-Croix betrachtend fort, „Sie möchte ich bitten, dem Doctor fern zu bleiben."

„Schon wieder eine schlimme Ahnung in Betreff meiner

Person," murmelte Saint-Croix finsteren Blickes. „Was kann denn der Doctor sein? er wird doch nicht den leibhaftigen Satan in seinem Zimmer halten?"

„Beinahe ist es so," entgegnete der Alte mit dumpfer Stimme. „Dieser Doctor ist ein entsetzliches Wesen. Ich kannte ihn schon zu Rom, als ich unter den Schweizern des heiligen Vaters diente. Damals war er dem geistlichen Gerichte verdächtig. Er hatte sich seit langer Zeit mit wunderbaren Kuren befaßt, die so schwierig waren, daß alle Aerzte Rom's an der Möglichkeit des Gelingens verzweifelten. Man könnte ihn nun für einen sehr gelehrten Arzt, gelehrter als die Uebrigen halten, aber Exili hat nie seine Studien nachweisen können. Keine Hochschule hat er besucht. Er giebt vor, seine Wissenschaft durch arabische Mönche erworben zu haben. „Dies Alles lasse ich dahingestellt sein, aber das Fürchterlichste kommt. Exili besitzt Mittel, welche tödten wie der Blitz; wie er sie anwendet, woher er sie bezieht, das ist sein finsteres Geheimniß. Ein fortwährendes, unausgesetztes Studium des menschlichen Körpers hat ihn die Stellen genau kennen gelehrt, welche am leichtesten durch die furchtbaren Gifte angegriffen werden. Man bemerkte zu Rom, wie die Sterblichkeit in gewissen Familien auffallend zunahm, man raunte sich entsetzliche Dinge in die Ohren. Wo Exili sich zeigte, flüchtete man vor ihm. Niemand hatte den Muth, sich seiner zu bemächtigen, bis endlich die Gewalt des heiligen Officiums sich aufrichtete. Der Doctor flüchtete aus Rom."

„Es nimmt mich Wunder, daß man den gefährlichen Menschen nicht weiter verfolgt. Wenn so schwerer Verdacht gegen ihn vorliegt, dann muß es leicht sein, ihn zu verderben."

Der Alte blickte vorsichtig um sich.

„Haben Sie nicht die Geschichte der Borgia's gehört?" fragte er leise. „Ist Ihnen die Thatsache von der vergif-

teten Serviette unbekannt, welche dem Dauphin, dem Bruder Carls VII. den Tod brachte, als er sich im Ballspielsaale den Schweiß mit dem giftgetränkten Tuche abtrocknete? kennen Sie nicht die vergifteten Handschuhe der Jeanne D'Albret? Alle die Thäter dieser gräßlichen Dinge wurden nicht ernstlich verfolgt. Weshalb nicht? weil Große des Reiches, mächtige Familien mit dem Verbrechen verknüpft waren, weil ein Urtheil vielleicht Hunderte dieser feinen Herren an den Schandpfahl geliefert hätte. In Rom war es mit Exili genau ebenso. Was nannte man für Namen? ich schaudere, wenn ich daran denke. Mancher, der jetzt auf ererbtem Schlosse praßt und schwelgt, sieht wohl in der Stille der Nacht die Schatten der Gemordeten aufsteigen, welche Exili's Tränke in die Gruft befördert haben. Tausende von kostbaren Dingen, reiche Ländereien, Silber und Gold in den Kisten verdanken Viele dort unten in der alten Stadt Rom, in Florenz, in Neapel, den furchtbaren Künsten des „römischen Doctors," wie Exili von seinen Kunden genannt wird. Er ist ein großer Gelehrter in der schrecklichen Wissenschaft, ein Weiser im Reiche der schwarzen Gesellen."

„Aber welchen Ruf genießt er hier in der Armee?"

„Den eines tüchtigen Arztes, wie Sie schon hörten. Seine Beschäftigung mit den Körpern hat ihn sehr tiefe Blicke in die Wissenschaft thun lassen. Man sagte: Ein einfacher Landarzt habe ihm die nöthigen Kunstgriffe beigebracht. Die guten Doctoren sind selten in den Armeen unserer Tage und so bleibt Exili unangefochten. Auch hält die Furcht die Meisten ab, sich an ihn zu wagen. Seit er Morosini, den venetianischen Admiral, von einer bei Socalhos erhaltenen Wnnde hergestellt, kann ihm vollends Niemand Etwas anhaben."

„Eure Erzählung mit dem Alten wird langweilig," rief der Marquis. „Wir müssen zum Rapport."

„Er theilt mir Nachricht von des Dotors Wunderkuren mit," antwortete Saint-Croix.

„Ich bin doppelt neugierig auf den Doctor geworden," fuhr er dann sich zu dem Alten wendend fort, „führt uns zu ihm. Hier meine Hand: Eure Warnungen und Nachrichten bleiben verschwiegen. Führt uns zu ihm. Diable! er wird doch nicht gleich die Höllenschaaren auf uns loslassen."

„Sie haben es gewollt," sagte der Alte. „Sei es denn. Dort hinten wohnt der Doctor."

Sie näherten sich nun einem hohen, finsteren Gebäude. Man sah demselben an, daß seine frühere Bestimmung die eines Klosters gewesen war. Hohe, geschwärzte Mauern umgaben es. Eine Gitterpforte, aus dicken Eisenstangen gebildet, schloß den Eingang. Man schritt über den Kirchhof zu einem verfallenen Kreuzgange, dessen noch wohlerhaltene linke Gallerie bis zum ehemaligen Refectorium führte. Hier banden die Reiter, nachdem sie abgestiegen waren, die Pferde an einige aus der Mauer hervorragende Zierrathen und schritten den Gang hinunter. Am Ende desselben war eine Thüre sichtbar, durch deren Ritzen ein matter Lichtschimmer auf die Quadersteine des Kreuzganges fiel. „Dort wohnt der römische Doctor," sagte der Alte. Er grüßte militairisch und eilte dann hinweg, indem er sich verstohlen bekreuzte.

Der Marquis von Brinvilliers, welcher vorausging, rührte den Klöpfel der Pforte. „Wer ist da?" tönte eine Stimme von Innen. Der Marquis nannte die Namen. „Aha! meine Häscher. Warten Sie, meine Herren, einen Augenblick." Nach einigem Gerassel von Schlüsseln und Riegeln flog die Thüre auf. In der Wölbung der Pforte erschien der Doctor. Er hielt ein Licht hoch empor. Seine

Gestalt ward dadurch eigenthümlich beleuchtet: „Treten Sie näher," rief er, „ich bin gerade bei einem interessanten Gegenstande. Ich muß mich beeilen, denn wer kann wissen, ob die Ungläubigen uns nicht zurückschlagen? Dann müssen wir eilig unsere Quartiere verlassen."

Mit diesen Worten hatte er einige Stühle aus der Ecke des Gemaches hervorgeholt und sie den beiden Herren hingeschoben. Die Franzosen betrachteten die große unheimliche Wohnung. Das einzige, etwa sechszehn Fuß hohe Fenster ging auf den Klostergarten hinaus und hatte fast gleiche Höhe mit dem Zimmer. Die Wände waren geborsten, hie und da noch mit Ueberbleibseln alter Heiligenbilder, al fresco gemalt, bedeckt. Gegenüber von der Thüre befand sich eine in die Wand gesprengte Nische, von hohem Bogen überwölbt. Diese Nische hatte der Doctor durch einen, über rohe Holzlatten gezogenen Vorhang von schmutziger Zeltleinwand geschlossen. Ein Feldbett, ein langer Tisch mit chirurgischen Instrumenten bedeckt, einige Bücher, Flaschen und Gläser dazwischen gestellt, dies waren die Zierrathen im Zimmer des römischen Doctors.

„Sie kommen noch zur rechten Zeit," sagte Exili, „denn bis zum Rapporte haben Sie eine Stunde übrig. Es war ein seltsames Begegnen, und ich hoffe, wir werden uns näher kennen lernen. Verzeihen Sie die unordentliche Wohnung, allein Sie wissen, der Arzt eines Armee-Corps kann nicht mit eleganten Einrichtungen aufwarten."

„Ich wundere mich sogar, Doctor, daß Sie es vermochten, sich förmlich häuslich hier niederzulassen. Der Aufenthalt ist doch nur für eine Woche etwa?" sagte Brinvilliers.

„Ich richte mich gern häuslich ein, und selbst wenn ich nur für einen Tag Quartier nehme."

„Sie haben viel Gepäck?"

„Nein. Meine Instrumente, meine kleine Apotheke, einige Bücher und Präparate. Das ist Alles. Dafür finde ich bei der Bagaglia schon Raum und Unterkommen."

„Sie sammeln Pflanzen?" fragte Saint-Croix plötzlich.

„Wenig. Meinen Sie vielleicht, weil Sie mich im Felde trafen, ich hätte einige nächtlich-blühende Exemplare gesucht?"

„Ich vermuthete so Etwas. Sie hatten ein gewaltiges Bündel bei sich. Freilich war es wohl für Pflanzen zu gewichtig. Mir schien es Steine zu enthalten."

Der Doctor lächelte seltsam. Er erhob sich und machte einen kurzen Gang in dem Zimmer. Dann stand er still.

„Sie haben gewiß schon von mir reden hören," sagte er, sein Gesicht in ernste Falten legend. „Ich bin, wie so viele Männer meiner Wissenschaft, den sonderbarsten Beurtheilungen unterworfen. Wahr ist es, ich fröhne einer eigenthümlichen Leidenschaft; ich habe eine Liebhaberei, die fast den meisten Menschen Entsetzen einflößt, doch ist diese Liebhaberei eng mit meiner Wissenschaft, mit meinem Berufe verknüpft. Dieses Bündel, welches Sie heut auf meinen Schultern ruhen sahen, enthielt ein Exemplar von seltener Schönheit für meine Sammlung. Hoffentlich lassen die Ungläubigen mir noch so lange Zeit mit ihren Angriffen, bis ich diesen schönen Fund gehörig präparirt habe, um ihn meiner Sammlung einverleiben zu können. Weil ich eben ein Sammler solcher Dinge bin, wie ich sie heut in dem Sacke auf meinen Schultern trug, folge ich den Heereszügen auf die Schlachtfelder; sie liefern mir die Exemplare für mein Cabinet zu Venedig. Mit einem Worte, meine Herren: ich sammle Leichname."

Die Franzosen fuhren betroffen von ihren Sitzen in die Höhe. Der Doctor grinste wahrhaft teuflisch. Sein Gesicht, obgleich man es regelmäßig geformt nennen mußte,

nahm einen Ausdruck von blutdürstiger Freude an, der die Männer des Degens unwillkürlich schaudern machte, es verzerrte sich zur Fratze.

„Hi! hi! hi!“ kicherte er wie ein Irrsinniger lachend, „ich wußte es wohl, daß Sie erschrecken würden. Noch Jedem ist es so ergangen. Aber ich bin nicht so schlimm, wie die Leute mich ausschreien. Einige Kenntnisse mehr, als andere Schüler Aesculap's.“

Saint-Croix und der Marquis betrachteten mit unwilliger Neugierde den seltsamen Mann, der gleich einem Aasgeier nach den streitenden Armeen zog, um die scheußlichen Zierden eines Schlachtfeldes für sein Cabinet zu sammeln.

„Sie erstaunen?“ fuhr der Doctor fort. „Worüber denn? Ist es nicht ganz begreiflich, nicht ganz in der Ordnung, daß ein Arzt Versuche an Leichen macht? Wollen Sie mir lebendige Menschen schaffen — desto lieber. Wenn sie es sich nur gefallen ließen. Sie sind aber schon sehr schwierig, wenn es sich um einen Leichnam handelt; da kommen die Pfaffen und sprechen von Entweihung, und daß das Fleisch zur Erde werden müsse; selbst die Türken sind ängstlich darauf bedacht, ihre Gebliebenen zu wahren, damit sie in Mohammed's Paradies nicht ohne Arme oder Beine gelangen. Aber man kann diese wenigstens stehlen, wenn die Moslemitischen Wächter, wie heute Nacht, nicht auf dem Todtenfelde sind. Wollen Sie meinen Fund sehen? Er ist wohlerhalten. Ich wähle aus und nehme keine Verstümmelten.“

Die Franzosen nickten stumm. Exili trat nun zu dem Vorhange, ergriff das Licht und zog die Leinwand zurück. Schauderhafter Anblick! — Auf einer Art von Pritsche lag die Leiche eines jungen Mannes. Es war ein Reitersmann der Sipahi's gewesen. Das Secirmesser Exili's hatte be-

reits die wichtigsten Stellen bloßgelegt. Der Doctor trat an den Cadaver und begann nun seine Erklärungen. Er verweilte mit besonderem Interesse bei der Schilderung der Verrichtungen aller Athmungswerkzeuge, er sprach von dem plötzlichen Stillstehen des Herzens, von den Mitteln, welche dasselbe bewirkten, er zerrte im Feuer seines Gespräches an der Leiche umher, machte Scherze dabei, und holte von einem Brette eine Flasche nach der anderen herunter, in welchen Gefäßen die widerlichsten Präparate menschlicher Körpertheile, sorgfältig in destillirten Wassern aufbewahrt, zu sehen waren, die er mit wahrer Lust am Blut und Ekel erklärte.

Als er endlich den Vorhang schloß, athmeten die beiden Offiziere auf. Sie traten zurück. „Nun, meine Herren," fragte der Doctor mit wilder Stimme, „hat Sie meine Sammlung interessirt? nicht wahr, ich kann schon Etwas aufweisen? Ich sehe durch und durch, tief hinein in den Körper. Sie werden mich hoffentlich später noch ein Mal beehren."

Durch die Stille der Nacht tönte der Ruf einer Trompete.

„Das Signal zum Rapport," sagte Brinvilliers. „Wir müssen Sie verlassen."

Der Doctor ergriff sein Licht und öffnete die Thüre. Stören Sie mich künftig nicht wieder, wenn ich mir einen Braten aussuche," rief er mit heiserem, rohem Gelächter, die Thür zuschlagend.

Noch erfüllt, betäubt und erregt von der widerlichen Scene, vermochten die Beiden nicht sogleich zu sprechen. Nachdem sie bereits das Lager erreicht hatten, sagte der Marquis:

„Haben Sie wohl schon einen unheimlicheren, scheußlicheren Kerl gesehen, als diesen römischen Doctor? Ich glaube

wir hätten gar nicht so übel gethan, wenn wir ihm eine Pistolenkugel durch den Schädel geblasen hätten."

„Hm," entgegnete Saint-Croix langsam. „Wer weiß; es ist wohl ein Mann, der zugleich Heil und Verderben über die Menschen bringen kann. Es ist eine gute Sache, solche Kenntnisse zu besitzen. Sie sind Waffen von unendlicher Tragweite."

„Wozu sollte man sich mit solchen Dingen beschweren? Ein Arzt — ja, für andere Menschen ist es eine gefährliche, eine vielleicht verderbliche Kunst. Vielleicht sogar für den Arzt selbst."

„Sie meinen? Weshalb denn? Ein Arzt muß doch den Körper des Menschen kennen lernen, Andere werden sich nicht damit befassen. Wie sollte der Arzt denn in Gefahr durch seine Kenntnisse gerathen?" fragte Saint-Croix begierig auf die Antwort des Marquis lauernd.

„Bemerkten Sie Nichts an den Präparaten? ist Ihnen nicht aufgefallen, daß der bei weitem größte Theil aus Eingeweiden, Magen, Netzen und Därmen, welche der Doctor, ich glaube Duodenum oder sonst wie nannte, bestand? daß er mit besonderem Eifer von den Veränderungen dieser Theile bei gewissen Veranlassungen sprach und sogar zwei Exemplare zeigte, an denen er selbst Versuche mit, wie er sagte, ätzenden Wassern vorgenommen hatte, um zu sehen, ob sich die Theile merklich veränderten? ich bin nur ein Laie, aber es ist mir aufgefallen und der Gedanke schoß mir durch den Kopf: Wenn dieser Doctor Tränke brauen wollte, welche dem Leben des Menschen ein jähes Ende bereiten könnten, er, der den kleinsten Kanal im Körper so genau kennt, welch ein furchtbarer Gegner müßte er sein? Denken Sie, wenn ein solcher Mann sich rächen will, sind nicht seine Opfer verloren? deshalb nannte ich es eine gefährliche, verderbliche Kunst. Ich weiß nicht, ob ich mich

irre, aber dieser Exili ist noch mehr, noch etwas Anderes, als ein Arzt. Wenn er Gifte präparirte?"

„Wenn man sich rächen wollte," sagte Saint-Croix. „Ja — ja, da haben Sie Recht, Herr Marquis. Es ist eine gefährliche Kunst. Doch halt — da sind wir am Hauptquartier."

Sie hatten das Zelt Montecuculi's erreicht, zahlreiche Gruppen von Offizieren umstanden dasselbe. Saint-Croix und Brinvilliers stiegen von ihren Pferden und mischten sich unter die Kameraden aller Truppenkörper. — Der Morgen dämmerte herauf. —

Die Schlacht von Sanct Gotthardt.

Vier Tage nach den soeben erzählten Begebenheiten bot die Ebene von Sanct Gotthardt ein sehr verändertes Aussehen. Verschwunden waren die Zeltreihen auf beiden Seiten des Raabflusses, die Baracken lagen in Trümmern, die Wagen und Karren des Lagers bildeten am Horizonte eine lange Linie hinter den Armeen. Dagegen wogten, wie ein ungeheueres Kornfeld, dessen Aehren blitzende Stahlklumpen bildeten, die Heeresmassen der beiden Gegner über die weite Flur dahin.

Hunderte von Musikinstrumenten, zehn — zwanzig verschiedene Melodien in kriegerischer Weise durcheinander schmetternd, fielen zu gleicher Zeit mit sinnverwirrendem Toben ein. Commandorufe schallten durch die Lüfte, Reiter jagten an den Fronten auf und nieder, einzelne Schüsse krachten, mit dumpfem, schauerlichem Rasseln nahte das schwere

Geschütz, die plumpen Feuerschlünde wurden von den kräftigen Pferden mühsam durch die Wege geschleppt und ihre Räder schnitten tiefe Furchen in die Straßen. Hin und zurück bewegten sich Tausende in geschlossenen Gliedern, dazwischen hindurch sausten die leichten Schwadronen der Reiter, lange Reihen von Schützen zogen sich gegen verschiedene ferne Punkte. Die Waffen der Spießknechte starrten gleich einem Walde in die Luft empor, dann senkten sie sich wieder, hoben sich auf's Neue wie die Stacheln eines riesigen Igels, der sein gewappnetes Fell in dem Scheine der Morgensonne schüttelt. Ueber all' diesen Waffen, über all' diesen Häuptern flatternd und rauschend die Fahnen, Roßschweife und Standarten.

Trompeten schmettern ihre schneidenden Klänge durch die Musik, die Linien schließen sich, ein Geschütz donnert seinen schrecklichen Gruß, aus den Reihen der Türken antwortet es mit noch fürchterlicherem Krachen. Das ist die Losung, die Heere stürmen gegen einander.

Die Schlacht von Sanct Gotthardt beginnt. —

Den rechten Flügel des christlichen Herres hatten die kaiserlichen Truppen, den linken die französischen Hülfstruppen, das Mitteltreffen die Reichs- und italienischen Völker inne.

Wo sich die Raab in weitem Bogen krümmt, versuchten die Türken überzusetzen, obwohl ihnen das Kriegsglück hier schon ein Mal ungünstig gewesen. Ein unabläſſiges Feuer aus ihren Karthaunen spie Tod und Verderben über den schmalen Fluß hinweg in die Glieder des christlichen Heeres. Wie ein in Millionen berghoher Falten gelegter grauer Mantel schwebte der Dampf über den Wellen, die ganze Spitze der osmanischen Armee in seine Wolken hüllend. Ein Windstoß, der von den Bergen herüberbrauste, zerriß diesen Vorhang. Da sah man im Wasser des Flusses eine endlose Reihe

von verwegenen, brüllenden Sipahi's zu Roß, jeder Mann hat den blanken Damascener in der Rechten, ein Feuerrohr in der Linken, die Zähne regieren den Zügel der Pferde, hinter jedem Reiter sitzt ein gewaffneter Janitschar. Diese Kette von tollkühnen Leuten versucht den Flußübergang. Die Spitzen der Reichsarmee eröffnen ihr Feuer gegen die Doppelreiter. Aus dem Rohre des Flusses zischen die Kugeln, mancher Sattel wird leer, die Wellen der Raab zeigen rothe Flecken, aber mit wildem Geschrei: Allah il Allah! nahen sich die Söhne des Propheten, die Füße ihrer Rosse fassen Grund, sie halten; mit zwei gewaltigen Sätzen ist die erste Reihe auf dem Uferrande, die Janitscharen springen ab und bilden eine geschlossene Linie, vorwärts stürmen sie Alle, rechts und links fallen die Hiebe der krummen Säbel; mit der Wucht von tausend durch den Druck der Nachfolgenden verstärkten Centnern, wälzen sie sich auf das Mitteltreffen der Kaiserlichen.

In wenigen Minuten ist der Kampf allgemein. Geheul, Geschrei, Brüllen und Aechzen, eine Staubwolke um Freund und Feind, dahin die glänzenden Waffenschmucke, blind die funkelnden Harnische, schon läuft über die seidenen Feldbinden das Blut, schon liegen hunderte auf rothgefärbter Erde unter den Hufen ihrer Rosse, die vor wenig Stunden noch stolz und trotzig droben saßen. In langen und kurzen Pausen rollt das Feuer der Musketiere, in Sturmschritt eilen die Spießknechte heran, krachend verkündet das Geschütz seine furchtbare Anwesenheit und bei ohrzerreißendem Wehgeheul fahren die Ballen von Eisen in die geschlossenen Glieder, und wo eben noch muthige, kräftige Männer mit ihren Gegnern rangen, Brust an Brust, Faust an Faust, da ist jetzt eine zerfetzte, blutige Masse, bedeckt von Erde, zertrümmerten Waffen, zerschmetterten Gliedmaßen.

Schon haben die Feinde des Kreuzes das Bataillon

Nassau bis auf wenige Leute zusammengehauen. Da löst sich die erste Reihe des Christenheeres, wie eine Welle schwankt sie noch einmal vorwärts — wieder ein neuer Anprall der verstärkten Osmanen, die gleich Dämonen aus dem Wasser emporsteigen. Die Christenschaar widersteht diesem Angriff nicht. Der Raum zwischen den Gegnern erweitert sich. In diese Lücke stürzen mit blutgieriger Hast die Panzerreiter der Osmanen, denen das leichte Fußvolk der Kaiserlichen nicht länger Trotz bieten kann, ein Augenblick noch des verzweifelten Kampfes — dann eine Wendung der ganzen Schaar und in rasender Hast, wild und verworren, überstürzend, stiebt das Mitteltreffen auseinander, die Flucht ist allgemein und reißt die zur Hülfe herbeieilenden Regimenter mit sich fort.

An der Spitze des Regimentes Schmid schlägt der Markgraf von Sulzbach sich durch, er fällt von dem Pfeil eines seraskischen Bogenschützen tödtlich getroffen. Der Markgraf von Durlach entkommt mit genauer Noth den Säbeln der Sipahi's; schon sind die wüthenden Osmanen nur noch einen Pistolenschuß von dem Hauptquartier entfernt, als Prinz Carl von Lothringen, in erster Reihe kämpfend, mit den Kerntruppen des rechten Flügels sich dem Feinde entgegenwirft. Ein Halt ist eingetreten, die Schlacht steht still und jedes Heer sucht in furchtbarem Ringen, das andere von der Stelle zu drängen.

Achmet Köprili, der Vezier und General des türkischen Heeres, sah von seinem Zelte diese Stockung. Mit sicherem Blicke befahl er einen neuen Stoß gegen das Mitteltreffen, und wieder stürzen sich Tausende in den Fluß, um nachzudrängen.

Montecuculi's Gefahr wächst, aber er hat die Kämpfer seiner beiden Flügel für den entscheidenden Moment aufgespart. Ein Reiter sprengt zu Coligny mit der Weisung,

die französischen Hülfsvölker in das Treffen zu werfen. Ein donnerndes Jubelgeschrei, dann fahren die Klingen gleich tausenden von Blitzen in die Höhe, der Boden dröhnt — vorwärts wälzt sich die Masse.

La Feuillade und Gassion voran, stürmen die Franzosen herbei; die kaiserlichen Regimenter Spick und Pio, Sparr und Rappach fallen dem Feinde von der rechten Seite her in die Glieder.

Köprili stand auf dem Abhange bei St. Gotthardt. Die französischen Reiter, nicht nur kriegerisch, sondern elegant, fast stutzerhaft uniformirt und gekleidet, erregten die Aufmerksamkeit des Veziers. „Wer sind diese Mädchen?" fragt er seine Umgebung, als er die langen, flatternden Haare der anstürmenden Reiter bemerkt. In diesem Augenblicke durchdröhnt die Luft das furchtbare Kriegsgeschrei der Franzosen: „Allons! Allons! tue, tue!" Der Ruf: „Allah! Allah!" antwortet ihnen, aber „die Mädchen" lassen sich nicht irre machen. Nicht nur am Spieltisch, beim Weinkrug, in den Armen der Liebe sind diese Männer zu finden, sie sind gewaltige Kämpfer, ihre Schwerdter sausen durch die Luft, hageldicht fallen die vernichtenden Hiebe, trotz des schrecklichen Anpralles halten sie fest zusammen. La Feuillade hoch zu Roß ist aus weiter Ferne sichtbar, er kämpft wie ein gemeiner Reiter und kein Schuß kann ihn verletzen, weshalb die Osmanen ihn Fuladi, d. i. der Stählerne, nennen. Ein entsetzliches Gemetzel beginnt in den Reihen der Türken zu wüthen.

Das Regiment de Tracy, bei welchem sich der Lieutenant Saint-Croix befand, war das zweite in der Angriffslinie. Durch eine schnelle Wendung hatte der Bey von Anatolien einen Theil der türkischen Fußvölker in die Lücken geworfen, welche zwischen den nachrückenden Franzosen sich bildeten. Die Dragoner von Tracy versuchten dieses Hemmniß durch

12*

einen wüthenden Angriff zu vernichten, wobei sie von der Infanterie des Grafen de Bagni unterstützt wurden. Da fuhr mit donnerndem Geprassel eine Granate zwischen die Spitzen der Infanteriecolonne, der Feuerball platzt und streut Verderben rings um sich, die Pferde der zunächst befindlichen Reiter bäumen hoch auf und stürzen sich in die Reihen des Fußvolkes.

Der Lieutenant von Saint-Croix versuchte sein Roß vergebens zu zügeln, der Blitz der platzenden Granate hatte das Thier rasend gemacht, mit einem Satze befand er sich, von seiner Schwadron getrennt, zwischen den Infanteristen des Grafen de Bagni, in deren lückenhafte Colonnen die Türken bereits gedrungen waren.

Seine ganze Geistes- und Körperkraft zusammen nehmend, vermochte der Lieutenant dennoch nur mühsam die Hiebe zu pariren, welche gegen ihn von allen Seiten geführt wurden. Die Granate hatte eine solche Wolke von Erde aufgetrieben, daß Freund und Feind sich nicht zu erkennen vermochten. Den Kopf vorn niedergebeugt, setzte der Lieutenant seinem Pferde die Sporen in die Flanken, um aus diesem Knäuel von Blut und Menschen zu kommen.

Als er mit vieler Mühe einige Schritte vorwärts gelangt war, schleuderte ihn eine kämpfende Menschengruppe zurück. Der Lieutenant schwang seinen Pallasch und sah, wie ein Offizier zu Pferde, durch zwei Sipahi's hart bedrängt wurde. Der Hut des Christen war herabgefallen, Blut floß über sein Antlitz und die Vertheidigung ward bereits matter.

Eilig warf Saint-Croix sein Pferd herum, setzte ihm wieder die Sporen ein, dem Bedrohten Hülfe zu leisten, in dem er sofort den Marquis von Brinvilliers erkannt hatte. Ein riesiger Janitschar stellte sich ihm entgegen. Der Lieutenant mußte an sein eigenes Heil denken.

Marquis von Brinvilliers vermochte kaum noch die Bedränger fern zu halten. Die Fechtkunst des französischen Cavaliers verhinderte jedoch seine schwere Verwundung. Gleich Teufeln in beängstigenden Träumen umschwebten und umsprangen die beiden Angreifer den Marquis, dessen reiches Kleid ihnen willkommene Beute verhieß. Auf Hülfe konnte Brinvilliers nicht rechnen, um ihn her tobte der Kampf, Jeder hatte für sich zu sorgen, man focht Mann gegen Mann. Vierzig Mal hatte der Marquis wohl bereits die Stöße der Yatagan's parirt, Ausfälle vom Pferde herab gemacht; seine Hand zitterte, rothe Flammen zuckten vor seinen Augen, eine heiße Welle schien über seine Brust zu laufen, er beschrieb noch einen Kreis mit seinem Degen, stieß einen heiseren Ruf aus, immer näher drangen die Feinde heran, eine herkulische Faust griff in die Zügel des Pferdes, er fühlte sich von hinten gepackt, da knallte es dicht neben ihm, ein schmerzliches Wiehern des Rosses, in die Höhe stieg es und stürzte dann ächzend mit dem Reiter zu Boden; zwei Männer werfen sich auf den Marquis, er fühlte wie eine Faust gleich einer Eisenklammer seinen Hals umspannte, eine funkelnde Klinge blitzte über ihm. — Brinvilliers war verloren.

Da plötzlich fährt es von oben herab, ein furchtbarer Hieb spaltet den Schädel des nächsten Feindes, ein zweiter wirft den Andern zurück. Es ist ein Reiter des Christenheeres, der den Marquis erlöst hat. „Geschwind, Herr Marquis," ruft er, „in die Höhe. Fassen Sie meinen Bügel." Er haut bei diesen Worten auf den noch lebenden Osmanen ein. Brinvilliers nimmt alle Kraft zusammen, er rafft sich unter dem Pferde hervorkriechend auf, ergreift den Steigbügel des Lieutenants.

„Hinter die Linie, hinter die Linie," ruft Saint-Croix. Hauend, stechend wie toll und ohne zu sehen, drängen sich



die Beiden durch das Gewirr von Kämpfern. Sie gelangen glücklich in das Hintertreffen, sie sind gerettet; aber kaum athmen sie auf, da ertönt schon wieder das Kommando: „Vorwärts" und mit der ganzen Masse vorschreitend, gezogen, gerissen, stürzen sie aufs Neue gegen den Feind.

Nun ist Montecuculi mit dem rechten Flügel herangekommen. Es beginnt ein Schlachten, ein Metzeln. Die Osmanen, von drei Seiten eingekeilt, vermögen nicht mehr vorzudringen. Immer dichter drücken die Heere der Christen sie zusammen, Berge von Leichen thürmen sich zwischen ihren Schaaren, eng auf einander ballen sie sich und in diese Knäuel prasseln die Schüsse einer Kartätschbatterie, welche von den Hügeln bei Seming ihr mörderisches Feuer in die feindlichen Reihen sendet. „Allons! Allons! tue! tue!" brüllt es ihnen zur Linken, „Mord für die Hunde!" zur Rechten entgegen. „San Marco! San Marco!" tönt es aus dem Mitteltreffen und ein schreckliches, endlos hallendes Wuthgeheul ausstoßend, wenden sie sich zur rasenden Flucht, ihr letztes Heil in den Wellen des Flusses suchend, sie wollen das jenseitige Ufer gewinnen. Tausend und aber tausend Menschen und Pferde sind in den Wogen zu sehen, das Wasser der Raab tritt weit über die Ufer hinaus, das Tosen, das Geschrei und Fluchen, die knatternden Schüsse, die krampfhaften Bewegungen der Schwimmer, die Hast der verfolgenden Heeresabtheilungen bieten ein schauderhaftes Bild der Verwüstung und Verwirrung. „Mit Kartätschen in die Hunde hinein!" schreit Johann von Sporck. Die todtbringenden Röhren rasseln herbei, wenige Secunden darauf donnern die Schüsse, keiner wird umsonst abgefeuert, nach jedem Krach sind wieder neue Opfer auf den Wellen schwimmend zu sehen.

Bis vier Uhr Nachmittags währte das Gemetzel. Da ergriffen die im Lager befindlichen Reserven der Türken die

Flucht. Der Halbmond wich dem Kreuze. Die Osmanen flüchteten in die Berge. Zwölftausend ihrer Kämpfer deckten die Wahlstatt, wohl noch halb so viel verschlang der Fluß. Auf den Wellen trieb die mit golddurchwirktem Kaftan bekleidete Leiche Ismael Pascha's, des Sultans Schwager.

Als die Sonne sank, athmeten die Streiter des Kreuzes auf von der blutigen Arbeit, und dahin über das Feld der Leichen schallte der Gesang: „Herr Gott, Dich loben wir."

So weit das Auge reichte, sah man Gruppen von Soldaten, Offizieren, und dazwischen eilten Marketender, Bewohner der umliegenden Dörfer und Flecken geschäftig hin und her, den ermatteten Kämpfern Erfrischungen bietend. Zahlreiche Mönche aus dem Kloster von St. Gotthardt sowohl, als aus den übrigen Klöstern der Umgegend wandelten durch das Schlachtfeld, die Verwundeten zu suchen, den Sterbenden die letzte Oelung spendend. Am Rande der Ebene standen die Reserven aufmarschirt, um etwaigen Ueberfällen einzelner feindlicher Parteien zu begegnen.

Fast keine Minute verging, ohne daß den Männern des Christenheeres nicht ein schmerzerfülltes Wimmern der Verwundeten, welche man auf Karren und Wagen vorüberführte, an das Ohr gedrungen wäre.

Seitwärts von dem Gewühle, in der Tiefe eines kleinen Grabens, saßen zwei Männer. Es waren der Marquis von Brinvilliers und Saint-Croix, sein Retter. Der Oberst hatte die Hand des Lieutenants ergriffen, und sein Haupt lehnte an der Brust des jungen Mannes. „Ich bin Ihr Schuldner geworden, Saint-Croix," sagte er, „ohne Ihre feste Hand läge ich dort unten zwischen den stummen Leuten."

„Herr Marquis," entgegnete Saint-Croix, „ich freue mich, Sie gerettet zu sehen. Im Uebrigen that ich nur

die Pflicht des Soldaten. Einer hilft dem Andern, und wäre ich in der Lage gewesen, Ihrer Hülfe zu bedürfen — gewiß hätten Sie den Schädel des Janitscharen gespalten, der mein Leben bedrohte. Sie haben mir Ihre Börse geöffnet, als ich ob meines Unglücks verzweifeln wollte. Sie haben mich freundlich an Ihrer Seite reiten lassen, und wenn ich gleich im Taumel des Spiels, im Gewirr und Dunst wilder Gelage mich an lustige Gesellen band, so sind Sie doch seit langen Jahren der Erste gewesen, dem ich mein Herz öffnete — weil — weil ich mich zu Ihnen hingezogen fühlte. Sie haben mir mit Ihrem Golde geholfen — ich Ihnen mit meinem Degen. Ich bitte Sie dringend um eine Gunst: Lassen Sie uns quitt sein."

Der Lieutenant sprach diese Worte mit so eigenthümlicher Bewegung, daß Brinvilliers verwundert zu ihm aufsah. Das Antlitz Saint-Croix's war ernst, fast drückten seine Züge Angst aus: „Mille tonnerres!" rief der Marquis, das heißt, Sie wollen Nichts mehr mit mir zu schaffen haben, he? Nichts da. Ich bin keiner von denen, die den Dank vergessen. Sie bleiben mein Freund. Das Blut, welches Ihnen da von der Schulter herabtropft, hat Sie mit mir verkittet. Ich bin nicht gewillt, Sie von mir zu lassen. Beim Spiel, beim Gelage und bei den schönen Mädchen aller Länder sind Sie mein Gefährte. Das Leben soll Ihnen lächeln, und wenn wir wieder einrücken in die alte gute Stadt Paris, ist mein Haus das Ihrige. Ich lebe gut, großartig. Sie werden sich bei mir gefallen. Meine Ehe ist zwar zuweilen ein wenig stürmisch — Sie kennen die Weiber ja — aber ich habe eine schöne, kluge Frau. Sie müssen meine Gattin kennen lernen."

Saint-Croix schauerte leicht zusammen. Er legte seine Hand auf den Arm des Marquis und blickte ihm in die Augen. „Herr Marquis, lassen Sie von mir. Ich will

meinen Weg durch dieses Leben einsam wandeln. Ich habe genug aus der Schale des Leichtsinns, der Ausschweifung gekostet. Ich fürchte mich, auf's Neue den gefahrvollen Weg in das Labyrinth der großen Welt zu betreten. Im Felde, unter dem Donner des Gefechts bin ich mehr an meinem Platze. Hier kann ich nützen, dort würde ich vielleicht schaden. Lassen Sie mich scheiden," sagte Saint-Croix mit fast wehmüthiger Stimme.

„Aber zum Henker, was fällt Ihnen ein? welche Grillen? Sie sprechen grade so, als läge ein Mord oder Gott weiß was auf Ihnen. Warum wollen Sie ihr Dasein immer nur zehn Schritte vom Tode entfernt hinschleppen? Warum wollen Sie nicht die Freuden des Lebens, welche Sie bisher nur in Hast, ohne ruhigen Genuß kennen lernten, nun endlich an der Seite eines Freundes, behaglich und mit Ueberlegung, unter heiteren Menschen genießen?"

„Weil ich," versetzte der Lieutenant dumpf, „weil ich fürchte, ein Wesen zu sein, an dessen Tritte sich das Unheil knüpft. Ich glaube, daß es wohl gut war, mich fern zu halten von den Menschen. Vielleicht dachten die ebenso, die mich von sich stießen. Ich bleibe am besten den glücklichen Kreisen fern."

„Possen," rief der Marquis. „Sie sind ein braver Junge. Vielleicht ein wenig locker — ich bin es auch, aber das Herz ist auf dem rechten Flecke. Nun kein Wort weiter. Wenn wir abziehen von hier, sind Sie mein — das sagt Alles. Nochmals den Dank für Ihre schnelle, tapfre Hülfe; nun lassen Sie uns in das Quartier wandern, wo Gassion und La Feuillade heute Nacht einen Schmaus geben. Ihren Arm. So — ich führe Sie bis Paris und dann in mein Haus. Maria wird sich freuen und ha! ha! ha! wissen Sie wohl, daß Sie Ihr ähnlich sehen? Wahrhaftig. Ja. Sie bleiben bei mir."

„Sie wollten es,“ seufzte der Lieutenant, seinen Arm in den des Marquis legend.

Beide schritten über das Feld. Am Joche der zertrümmerten Brücke stand eine dichte Gruppe von Soldaten und Offizieren aller Farben und Feldzeichen. Sie schienen Etwas zu betrachten. „Nun — ja! da ist's auf ein Mal abgemacht,“ rief ein junger Offizier.

„Sie werden sich nun wohl nicht mehr raufen,“ lachte ein Anderer. „Es war der letzte Tanz, den sie mitmachten.“ „Zwei geschlachtete Hähne,“ witzelte ein roher Dragoner-Oberst. Brinvilliers und Saint-Croix traten hinzu. Sie hatten mit einem Blicke entdeckt, welche Gegenstände die Versammlung so lebhaft interessirten.

Auf dem zerstampften Rasen, in einem Kreise getödteter Freunde und Feinde, lagen fast dicht nebeneinander die Leichen der beiden Offiziere, welche in dem Wirthshause, beim Tanze vor wenig Tagen in Streit geriethen. Valazé und de Vergues lagen stumm, bleich, kalt und friedlich zwischen den ewigen Schläfern, die da ruhten auf dem blutgetränkten Bette.

Ihre Degen hielten sie noch im Tode umklammert, die Klingen waren geröthet, sie hatten den Stahl in die Brust der Feinde gestoßen, sie waren herausgerissen aus der Schaar der Lebendigen, bevor sie noch die mordenden Waffen gegen einander wenden konnten.

De Vergues hatte recht gesagt: Sie waren Gott einen Tod schuldig. Sie hatten ihre Schuld abgetragen. Vier kurze Hiebe — zwei winzige Kugeln! — und vorbei alle Pläne — aller Hader geschlichtet! — — —

Ein Experiment des römischen Doctors.

Das Nachtmahl, welches La Feuillade und Gassion den Offizieren ihres Corps gaben, war im Verhältniß zu dem Orte, der erregten Zeit und den Schwierigkeiten, die sich der Herbeischaffung gastronomischer Genüsse in den Weg stellten, glänzend zu nennen. Einen großen Theil der Speisen hatten die reichen Vorräthe des eroberten türkischen Lagers geliefert. Namentlich herrschte Ueberfluß an seltenen Früchten, die in großen Massen unter den feindlichen Zelten gefunden wurden. Man aß von eroberten Prunkgeschirren, reich verzierte Becher aus dem Zelte Köprili's machten, mit Ungarwein gefüllt, die Runde.

Erst gegen Morgen trennten sich die Zech- und Kampfgenossen. Der Ort, wo die Feldherren ihre Untergebenen bewirthet hatten, lag nicht weit von dem Dorfe Seming. Als der Marquis und Saint-Croix in ihre Quartiere gingen, welche freilich nur in einer Wolldecke und dem daneben glimmenden Wachtfeuer bestanden — denn man bivouakirte auf dem Schlachtfelde — blieb Saint-Croix vor einem großen Gebäude stehen. Ein Licht flimmerte hinter dem Fenster, welches auf den Garten hinausging.

„Hier ist ja das Haus des römischen Doctors," sagte der Lieutenant. „Er ist wieder wach. Sahen Sie ihn während des Kampfes?"

„Nein. Ich bemerkte ihn vorher. Er schien beschäftigt, seine Bandagen zu ordnen," sagte Brinvilliers.

„Was mag er jetzt treiben? Gehen wir ein paar Schritte weiter und wir sind am Thor."

„Lassen Sie den unheimlichen Kerl. Ich fürchte, wir haben wieder unangenehme Eindrücke."

„Ich möchte ihn aber doch sehen. Mich interessirt der seltsame Mann."

Saint=Croix war nach diesen Worten über die Mauer gestiegen. Der Marquis blieb zurück. „Ich erwarté Sie an dem Bivouakfeuer," rief er, sich seitwärts schlagend.

Saint=Croix durchschritt den Kreuzgang und tastete an der Thüre herum, da sie aber nicht sogleich geöffnet wurde, trat er aus dem Bogen in den wüsten Klostergarten.

Er kletterte auf einige der abgebröckelten Steinmassen und versuchte von hier aus durch das Fenster in das Zimmer des Doctors zu blicken.

Was er hier sah, war so wunderlicher Art, daß der Lieutenant, obwohl ihn ein ungewohntes Grausen erfaßte, dennoch wie angewurzelt stehen blieb, um die Handthierungen des Doctors zu beobachten.

In dem Gemache brannte eine Lampe, welche mit Ketten an der Decke befestigt war. Mitten ins Zimmer war der Tisch gerückt, den die beiden Offiziere schon früher, aber ganz von Instrumenten und Büchern bedeckt, gesehen hatten. Auf diesem Tische lag ausgestreckt der Körper eines Menschen. Füße, Hände und der Hals waren mittels starker Eisenringe an die Tischplatte befestigt, so, daß der Liegende, wenn er überhaupt noch lebte, keine Bewegung machen konnte. Saint=Croix wußte nicht zu unterscheiden, ob er einen Leichnam oder einen lebendig Gefesselten erblicke, indessen schien ihm doch das Letztere der Fall zu sein, denn der Doctor stand neben dem Körper und beobachtete denselben genau. Außerdem hatte er dem Gefesselten einen, mit langer Röhre versehenen Trichter in den Mund gesteckt, durch welchen er von Zeit zu Zeit eine Flüssigkeit, die er aus kleinen Fläschchen in den Trichter goß, in den Schlund des vor ihm Liegenden beförderte.

Diese Tropfen schien er sorgsam abzuwägen, nach jedem

Einflößen hielt er seine Ohren, seine Hand oder sein Gesicht an die Herzgrube des Menschen, zuweilen auch öffnete er ein Buch, um darin zu lesen, und beobachtete dann gleich wieder den Körper. Saint-Croix zweifelte keinen Augenblick, daß der Doctor sich aus dem Buche Rath erhole, und daß in demselben Recepte enthalten seien, deren Wirkung Exili an dem auf dem Tische liegenden Körper erproben wolle. Nur war der Lieutenant über die Anwendung in Zweifel, denn da Exili auch innere Mittel durch Eintrichterung probirte, konnte der Gefesselte kein Leichnam sein. Mit Entsetzen gewahrte Saint-Croix denn auch bald, wie sich der Mann trotz seiner Bande convulsivisch bewegte, den Leib krampfhaft emporhob, wie der Hals sich reckte und ein schauerlicher, gurgelnder Ton aus der Kehle drang. Alle diese Bewegungen schienen jedoch gar keinen Eindruck auf den Doctor zu machen. Er hielt während der Zuckungen des Gefesselten seine Hand auf das Herz desselben, die bösen Augen Exili's folgten jeder Anstrengung des Opfers.

Lange währten diese jedoch nicht, denn schon nach einigen Minuten fiel der Kopf zurück, der Körper dehnte sich ein wenig, und das Röcheln war verstummt. Der schreckliche Arzt trat dicht an den Tisch, befühlte den Körper gleichgültig und legte sein Ohr an die Brust. Dann schlug er wieder das Buch auf, sah hinein, betrachtete dann den Körper, nickte, abscheulich grinsend, zufriedengestellt mit dem Haupte, klappte sein Buch wieder zu und löste die Eisenbänder.

Der Körper auf dem Tische regte sich nicht mehr. Saint-Croix sah eine Leiche vor sich, offenbar hatte der Arzt den Gefesselten schnell und sicher getödtet. Exili schraubte seine Lampe heller und holte ein Besteck hervor, aus welchem er hastig zwei feine Secirmesser nahm.

Von der außergewöhnlichen, entsetzlichen Procedur ganz

betäubt, wankte der Lieutenant einige Zoll vorwärts und stieß mit den Händen gegen die Scheiben des Fensters.

„Werda?“ rief Exili, schnell seine Lampe niedriger stellend. „Wer lauschte da? ich werde einen Feuerpfeil durch das Fenster senden.“

„Ich bin es, Saint-Croix! Einer der Offiziere, welche Sie arretirten.“

„Ah — Spione,“ schrie Exili. „Sie sind auf der Lauer, mein Herr? Waren Sie denn auch so neugierig, die Bekanntschaft des Feindes zu machen?“

Er öffnete eine kleine Scheibe des großen Fensters. „Doctor, was treiben Sie da drinnen? ich bin erstarrt vor Schrecken, vor Staunen — vor —“

„Neugierde,“ fiel Exili ihm ins Wort. „Ich glaub' es. Die Herrschaften wollen Alle gar zu gern seltsame Kuren und Dinge sehen, aber dann kommt die Furcht oder der Ekel und so weiter. Wenn man ebenso dächte, könnte man Wenigen helfen.“

„Aber — was ich sah, ist fürchterlich. Sie können doch nicht leugnen, daß es fürchterlich war?“

„Was sahen Sie denn?“

„Einen lebendigen, gefesselten Menschen, den Sie durch irgend ein Mittel tödteten.“

Exili fuhr heftig auf, aber er zwang sich ruhig zu bleiben.

„Erstens ist es kein Mensch gewesen, sondern ein Türke, wir rechnen jetzt die Türken nicht zu den Menschen; zweitens habe ich ihn allerdings getödtet, aber ohne mein Wollen. Ich wendete ein Mittel an, ihn von einem Uebel zu heilen, eine innere Blutung, welche er sich durch einen Sturz mit dem Pferde zugezogen hatte, zu stillen; ich hatte mir diesen Mann von dem Schlachtfelde mitgebracht. Er wollte nicht unter meine Hände kommen, ich band ihn mit Eisenfesseln und zwang ihm die Medicamente auf, indem

ich meinen Trichter anwendete. Daß die Mittel seinen Tod herbeiführten, ist mir leid, aber das kommt immer ein Mal vor. Was liegt auch an einem Türken, der vielleicht übermorgen als Gefangener lebendig geschunden worden wäre? er kommt so schneller davon."

Saint-Croix vermochte Nichts zu entgegnen. Der Doctor zog seine Kappe über das Haupt. „Ich rechne übrigens auf Ihre Verschwiegenheit, Herr Lieutenant," sagte er nachdrucksvoll. „Man muß die ärztlichen Geheimnisse hüten — —.. Ich wußte nicht, daß die Franzosen hier in der Nähe waren, sonst hätte ich meinen Fenster-Vorhang geschlossen. Die Deutschen und Italiener sind abergläubischer. Sie kommen nicht an die Wohnung des römischen Doctors. Sollte ich jedoch erfahren, daß Sie unnöthige Plaudereien über meine wissenschaftlichen Studien in die Welt schicken, würde ich Sie zum Duell herausfordern. — Ja, mein Herr! Dieser Zweikampf bestünde darin, daß Sie mit dem Degen in der Hand auf mich eindringen, ich Ihnen nur mit einer Phiole voll Flüssigkeit gegenübertreten würde. Sie würden mit dem Degen gegen mich ausfallen, ich Ihnen nur einige Tropfen aus meiner Phiole in das Gesicht spritzen. Wer von uns Beiden dann ein sehr stiller Mann werden würde, das könnten die Secundanten allein und am besten beurtheilen, welche die Leiche des Gebliebenen von der Wahlstatt transportirten. — Also — hüten Sie sich. Fordern Sie nicht Kräfte zum Kampf, denen Sie nicht gewachsen sind, und die doch ganz anders zwischen Herz und Magen fahren, als Eure Degen oder Pistolen."

Er schlug das Fenster mit großer Heftigkeit zu.

Saint-Croix war von dem Gesehenen, von dem befehlenden Tone des Doctors so betroffen, daß er trotz seines Muthes und der Entschiedenheit, mit welcher er dergleichen

Leuten gegenüber aufzutreten wußte, kein Wort erwiderte, sondern fast erstarrt vor Staunen unter dem Fenster verweilte. Die Jubelgesänge der Soldaten, welche in den erbeuteten Vorräthen schwelgten, klangen durch die Nacht, aber dem Lieutenant ward es beklommen. Er eilte von der unheimlichen Stätte hinweg, stolperte über die Trümmer und Leichensteine des Kreuzganges, erreichte glücklich wieder die Mauer, auf welche er sich schwang und dann hinabließ. Als er bei dem Eisengatter vorüberging, strahlte die Zelle des Doctors wieder hell durch die Finsterniß. Exili war sicherlich beschäftigt, den Körper des Geopferten zu seciren.

Saint-Croix lenkte seine Schritte nach den Bivouakfeuern seiner Landsleute. Gedankenvoll schritt er durch die zechenden oder schlafenden Soldaten. Unwillkürlich mußte er der Worte Brinvilliers sich erinnern, welche derselbe mit einer Art von Ahnungsvermögen ausgesprochen hatte. Waren es unschuldige, medicinische Mittel, die fehlerhaft angeordnet worden? oder experimentirte der Arzt wirklich mit Giften? Das waren die Fragen, welche Saint-Croix sich vorlegte und beantwortete. Was die letzte Frage anbetraf, so sagte der Lieutenant unbedingt: ja; denn nach dem, was er heut gesehen, war der Doctor ein Mörder, der seine verruchten Künste mit dem Eifer eines Gelehrten trieb und, wie der alte Corporal richtig bemerkt hatte: Ein Weiser unter den schwarzen Gesellen sein wollte.

Bleich und verstört trat er zu dem Wachtfeuer. Hier schallte ein donnerndes „Vivat" dem Retter des Marquis von Brinvilliers entgegen. Die Kameraden brachten es aus und mitten unter ihnen stand Brinvilliers einen Becher schwenkend, dem Lieutenant zutrinkend, wobei er rief:

„Mein Bruder Gaudin von Saint-Croix, ich trinke auf Dein Wohl."

Mit klingendem Spiele zogen, die blitzenden Waffen und Harnische im Glanze der aufgehenden Sonne funkelnd, zwei stattliche Heereshaufen die Straße entlang, welche von der Stadt Gratz nach Bruck führte. Es sind die französischen Lilien auf den Fahnen zu sehen, eroberte Roßschweife wehen neben ihnen, die Geschütze haben Blumensträuße in den Mündungen, die Leute Zweige auf den Hüten.

Fast alle Soldaten singen. Der Weg wird tanzend zurückgelegt. Der Frieden von Vasvar ist erkämpft, in die Heimath geht es zurück, in das liebe, lustige Frankreich. Wieder liegen einige Monate der Ruhe vor diesen Kämpfern, sie haben Geld, Beute, Ehren mitgebracht. Einige lustige Wochen in Saus und Braus, dann sind die Taschen leer; aber schon ziehen in Holland neue Kriegswolken auf, Leute, Männer des Degens werden gesucht, gebraucht. Hurrah! — in wenig Monden sind sie wieder dabei, füllen wieder die Taschen mit Gold. Lebewohl Ungarn und Deutschland! Einen Gruß für Holland und seine Dukaten! —

Die Offiziere schwelgen im Vorgefühle des lustigen Winters in Paris; sie bringen Perlen, Geschmeide, seltene Stoffe für die Mädchen der großen Hauptstadt, für die Geliebten mit — Alle haben ein Andenken aus dem blutigen Kriege, Alle bringen den Gruß der Heimath, und seine Hand dem jungen Lieutenant reichend, ruft Brinvilliers ihm zu: „Heiter mein Junge! heiter! bald bist Du im Hause Deines Freundes.“

„Soll ich flüchten?“ fragt sich Saint-Croix. „Nein. Trotzen wir den Schicksals-Prophezeiungen. Ich habe schöne Weiber genug gesehen —. Sollte die Marquise so gefährlich sein, wie der alte Tonneau einst plärrte — wohlan ich liebe den Kampf. Vorwärts nach Frankreich.“

Das „Lever“ des Königs.

Die Pendulen in dem großen Vorzimmer des Louvre zu Paris schlugen die achte Morgenstunde an. Obwohl es erst gegen Ende des Monats September war, herrschte doch in dem Gemache fast vollständige Dunkelheit. Die Vorhänge der Fenster, welche auf die Terrasse hinausgingen, waren halb geschlossen und selbst das spärlich eindringende Tageslicht verbreitete keine Helle, denn die Morgennebel, aus den Fluthen der Seine emporsteigend, machten die lichten Streifen trübe. In diesem Halbdunkel des Vorzimmers, auf dessen reich verziertem Tische eine schwere, silberne Lampe brannte, die aber schon dem Erlöschen nahe war, bemerkte man vier Personen. Zwei derselben dehnten sich halbschlafend in weichen Sesseln, während die beiden Andern sich bemühten, durch das Schlüsselloch der hohen Flügelthüren zu schauen, die zur Gallerie führten. Diese Gallerie, welche wieder ein kleines Vorzimmer hatte, beschritt man, von der Haupttreppe kommend, bevor man in die königlichen Gemächer gelangte.

Auf den ersten Blick sah man, daß die vier Personen Lakaien des Hofstaates Sr. Majestät König Ludwig's XIV. waren. Diese Herren, welche die Nachtwache im Vorzimmer des Gebieters gehabt hatten, erwarteten das Zeichen zum Oeffnen der Galleriethüren; es ward stets durch den ersten Kammerdiener gegeben, sobald Se. Majestät sich den Armen des Schlafes entwunden hatte und Ihr Bett verlassen wollten.

Es wäre nun nichts Außerordentliches an dieser Dienstfunction zu bemerken gewesen, denn Lakaien haben in allen königlichen Schlössern in den Vorzimmern Nachtdienst und

Kammerdiener geben ebendaselbst die Zeichen, wenn der Monarch erwacht ist. Indessen war dies im Jahre 1664 unter dem großen Ludwig von Frankreich doch ein anderer Moment, als er es heutzutage in den meisten Schlössern ist.

Der Augenblick des Erwachens Ludwigs XIV. war ein wichtiger — ja ein sogenannter kritischer Augenblick für Viele. Weshalb er das war, wird aus dem Folgenden klar werden.

„Kommt ein Mal näher, François," sagte einer der durch das Schlüsselloch blickenden Diener zu seinem Collegen. „Seht, wie es schon in der Gallerie wimmelt."

„Wahrhaftig," kicherte der Angeredete. „Eh — wie sie sich drängen und wie sie schmunzeln. Sollte man es glauben? da ist der Herzog von Lussan, da ist Longueville, Beuvron, der aufgeblasene Layarde, der Marquis von Effiat tritt soeben in die Gallerie. Sieh' nur, welche ängstlichen Blicke der Graf de Fiesque auf die Thüre richtet, als gelte es Millionen dadurch zu erlangen, daß er in das Schlafgemach treten darf."

„Du verstehst das nicht, du bist noch ein zu junger Gentilhomme des bas de soies!"*) entgegnete der Andere. „Deshalb muß man Dir solche Aeußerungen verzeihen. Ja — es ist eine Sache, mehr werth als Millionen, von dem großen Könige Ludwig von Frankreich in früher Morgenstunde empfangen, der Gnade und Gunst theilhaftig zu werden, welche darin bestehen: daß der Bevorzugte dem feierlichen Augenblicke beiwohnen darf, wo Se. Majestät sich aus den Betten erheben. — Pah! ich bin schon lange hier, ich versah schon unter dem Vater unseres Gebieters den Dienst — also ich kann urtheilen. Wie entzückt habe ich die Herzöge, Prinzen und Fürsten lächeln sehen, wenn

*) So nannten sich die Lakaien.



es ihnen gestattet wurde, das Hemd dem Könige überwerfen zu dürfen; wie lang und traurig wurden die Gesichter, wenn bei dem Aufrufe Dieser oder Jener seinen Namen vermißte. Das Lever des Königs ist ein sicherer Maßstab der Gnade für unsere Hofherren. Wer etwa drei Mal übergangen wird, kann gewiß sein, daß er irgend Etwas gethan hat, worüber Se. Majestät Ursache zu zürnen haben."

„Ja, das ist richtig," sagte der Belehrte. „Ich habe nur zwei Mal erst diesen Dienst des Morgens im Vorzimmer gehabt und nie darüber nachgedacht. Muß denn das Alles so sein? ist es denn nothwendig, daß Se. Majestät vor den Augen aller Hofleute aus dem Bette steigen, die Wäsche wechseln? ich kann es nicht begreifen, weshalb das Alles geschieht. Mir, ich gestehe das offen, mir würde es höchst unangenehm sein. Ich bin nur ein schlichter Diener, aber wenn ich meine Wäsche wechseln muß — riegele ich vorher meine Stubenthüre zu."

„Etiquette! Etiquette! Sie verstehen das noch nicht mein Lieber," sagte der ältere Lakai, während er vor dem venetianischen Spiegel seine Cravatte ordnete, zu welchem Behufe er die Lampe heller leuchten ließ. Der Schein derselben fiel auf die Gesichter der noch im Halbschlummer liegenden beiden Genossen. Sie sprangen in die Höhe, reckten und dehnten sich, dann öffneten sie die Fenster, ließen einige Züge frischer Luft in das Zimmer strömen und begannen zu räuchern.

Plötzlich tönte in einiger Entfernung ein scharfer, gellender Pfiff. Die Lakaien stürzten an ihre Posten. Zwei stellten sich zu beiden Seiten der in die Gemächer, die beiden Andern an der zur Gallerie führenden Thüre auf. Die Pforte öffnete sich mit Geräusch und in das Gemach trat Bontems, der erste Kammerdiener des Königs.

Dieser nicht allzugroße, feingebaute Mann, dessen

freundliches Gesicht sogleich für ihn einnahm, gehörte zu den einflußreichsten Persönlichkeiten jener Zeit. Bontems war der Canal, durch den Tausende von Gesuchen um Gnaden, Amt und Würde an den König gelangten. Eigensinnig, unbeugsam in seinen ein Mal gefaßten Beschlüssen, mit größter Nichtachtung für die Rechte seiner Gegner, war Ludwig XIV. dennoch fast stets geneigt, den Bitten seines Kammerdieners Bontems ein williges Ohr zu leihen. Bontems hat, das ist zu seinem Ruhme eine historische Wahrheit, diesen Einfluß nie in schlimmer Weise benutzt, sondern im Gegentheil Vielen geholfen, manche Thräne getrocknet und oft genug den zu schnellen Schritt des Königs in dieser oder jener Angelegenheit gehemmt.

Er wußte die geheimsten Dinge, die zartesten Verhältnisse, soweit sie das königliche Haus betrafen; waren ihm genau bekannt. Bontems wußte zu schweigen. Er schwieg so, daß der König selbst darüber ungehalten wurde und ihm oft genug zurief: „So sprich doch! so lasse Dich doch herab zu reden.“ Worauf Bontems ruhig entgegnete: „Sire, wenn Sie eine Stunde warten wollen, so werden Sie Schwätzer genug finden. Es sind wenigstens dreißig Herren Ihres Hofes vor der Thüre.“

Darauf lächelte denn der König recht freundlich und klopfte seinem Kammerdiener auf die Schulter, eine Gnade, deren sich nur wenig Menschen rühmen konnten.

Bontems trat also in das Gemach und rief: „Seine Majestät sind erwacht und haben die Decke abgestreift,“ zog ein Papier aus der Brusttasche und glättete seine reichen Spitzenmanschetten, denn Bontems hatte, obgleich es noch früh am Tage war, schon eine sehr elegante und wohlgepflegte Toilette angelegt.

Als Bontems diesen Ausruf gethan, öffneten die beiden, an der Gallerietthüre stehenden Lakaien die Flügel. Man

gewahrte nun in dem langen, mit Freskogemälden und reicher, vergoldeter Stukkaturarbeit gezierten Corridor eine Menge der vornehmsten Cavaliere jedes Alters und der verschiedensten Stände. Offiziere aller Waffengattungen, Parlamentsräthe, Geistliche, Hofherren, harrten in feinster Toilette des beglückenden Rufes aus den königlichen Gemächern und hofften im Stillen, daß ihnen die Glücksgöttin zu der Ehre verhelfen werde, dem Lever, dem Erheben aus dem Bette, dem Erwachen Seiner Majestät beiwohnen zu dürfen. Ja — einige der Herren lächelten unwillkürlich vor Wonne bei dem leise in ihrem Kopfe sich bemerkbar machenden Gedanken an die Möglichkeit: daß Ihnen erlaubt sein werde einen Pantoffel, einen Strumpf oder einen Kniegürtel Seiner Majestät überreichen oder gar anziehen zu dürfen.

Sobald die Thüre geöffnet war, rief der Lakai die Worte Bontems den Versammelten zu: „Seine Majestät sind soeben erwacht und haben die Decke abgestreift." Sofort trat eine feierliche Stille ein. Bontems erschien auf der Schwelle der weitgeöffneten Thüre. Er hielt sein Papier in der Hand, machte eine kurze, artige Verbeugung und rief dann laut: „Seine Majestät haben zu befehlen geruht, daß bei Ihrem heutigen Lever folgende hohe Herren und treffliche Edelleute zugegen sein sollen. Nämlich die Herren: Graf Grammont, Graf Vironne, die Herren Herzöge von Longueville, Rochefoucauld, de Candale. Die edlen Herren von Bouteville, Tureine, d'Arsy, de Mora und Puysieux. Nach Ihrem Lever werden Seine Majestät die Herren und Edelleute begrüßen."

Mit stolzem triumphirenden Lächeln traten die Aufgerufenen ihre Reise durch die Gemächer des Königs bis zu dem Schlafkabinete an. Bontems übergab das Papier einem sehr zierlichen Edelmann, der sich bereits vor Oeff-

nung der Thüren in der Gallerie befunden hatte, mit den höchsten Persönlichkeiten der Versammlung in cordialer Weise verkehrte, von Allen wie ein Vorgesetzter behandelt und geehrt wurde, und die Gnadenbeweise des Königs, welche in der Zulassung zum Lever bestanden, als eine für ihn sehr oft dagewesene, ziemlich gleichgültige Sache zu betrachten schien.

Dieser Cavalier war Niemand anders, als der uns schon bekannte Edelmann Antoine Chevalier von Peguilhen, der durch die Gunst des Königs ausgezeichnet, mit hohen Stellen bedacht, einflußreich als Günstling bereits den Namen eines Grafen von Lauzun führte; denn so schnell wie er, hatte wohl selten ein Glied seines Hauses den Namen mit Ehren und Auszeichnungen umgeben. Graf Lauzun rief die zum Lever Befohlenen noch ein Mal auf. Dann wendete er sich um und sagte: „Meine Herren der Hundert vom Bec de Corbin, thun Sie Ihre Pflicht.“

Sogleich traten hundert Edelleute aus der Menge. Jeder dieser Herren trug einen rothen Ueberwurf; gleich den Mänteln der Herolde geschnitten, an beiden Seiten offen, zeigte dieses aus Sammet gefertigte Gewand auf der Brust den Namenszug des Königs von goldenen Lilien umgeben, darunter den Orden des heiligen Geistes, alles reich und geschmackvoll in Gold gestickt. In der rechten Hand hielten die Edelleute eine Art von Hellebarde, deren Eisen gleich Vogelschnäbeln nach zwei Seiten hin ausgebogen war, weshalb diese Garden des Königs den Namen Gentilhommes au bec de corbin (Rabenschnabel) erhalten hatten. Lauzun kommandirte diese Elitetruppe.

Die hundert Hellebardenträger schritten voran, dann folgte Lauzun, hinter demselben kamen die zum Lever Befohlenen, die nicht Geladenen blieben mißmuthig und mit dem festen Vorsatze zurück: sich am folgenden Morgen wieder einfinden zu wollen.



Man durchschritt drei bis vier große Gemächer, deren Ausschmückung an Pracht einander überboten, gelangte in das Arbeitszimmer des Königs, wo sogleich ein Edelmann sich als Wache vor dem mit Papieren bedeckten Schreibtische des Monarchen aufstellte. Uebrigens hätte dort dreist Jeder wühlen können, denn Ludwig wußte selten, welche Ordnung auf seinem Tische herrschte, da der große König sich nur ungern mit Arbeiten befaßte, Hand und Kopf — durch Schreiben oder Lesen — nicht allzu oft in Thätigkeit setzte. Dicht vor der Thüre des Schlafkabinets bildeten die Edelleute Spalier. Graf Lauzun ging an die Schwelle, pochte leise und trat einen Schritt zurück. Darauf öffnete sich geräuschlos die Pforte, der zweite Kammerdiener erschien und sagte halblaut:

„Seine Majestät erwarten die Herren Edelleute.“

Die Thüren sprangen auf und Lauzun voran, traten die Glücklichen in das Heiligthum. Das Schlafkabinet des Königs lag am Ende der großen Reihe von Zimmern, welche die Fronte des Louvre-Pallastes nach der Seine hinaus bildeten. Es war das Eckzimmer und eröffnete die Aussicht auf die Drehbrücke, jenen Ort, wo einst der stolze Marschall d'Ancre von dem Pistolenschuß Vitry's getroffen mit zerschmettertem Haupte zu Boden sank und sein Leben vollends unter den Klingen der Leibwache Ludwig's XIII. aushauchte. Unter diesen Fenstern befand sich eine mit Gewächsen und Statuen gezierte Terrasse, so daß der König in den Tagen des Frühlings oder Sommers immer den Anblick grünen Laubes hatte. Diese Terrasse ist längst verschwunden und heute zieht sich da, wo sie einst prangte, der Quai du Louvre hin.

Das Innere dieses königlichen Schlafzimmers war einfach aber prächtig. Faltige, schwere Seidenvorhänge verhüllten die Wände. Sie wurden von Lorbeerzweigen aus

vergoldeter Bronze gehalten, die sich in der Mitte des Zimmers hoch oben an dem Plafond zu einer Art von Laube vereinigten, aus welcher der reich gestickte Bettvorhang in Zeltform herabfiel.

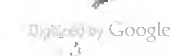
Vor der Bettstelle des Königs befand sich eine Balustrade aus weißem Marmor, deren breites Gesimse mit schön gewirkten Teppichen behängt war. Auf diesen Teppichen standen die goldenen Waschgeräthe des Königs; ein kleiner Tisch aus Sandelholz, mit Elfenbein, Gold und Perlmutter eingelegt, enthielt die Seifen und Essenzen, auf einem Tabourete lagen die Handtücher. — —

Als die Edelleute eingetreten waren, herrschte eine Art von Dämmerung in dem Zimmer, welche durch das noch flimmernde Nachtlicht vermehrt wurde. Die Herren machten nichtsdestoweniger eine tiefe Verbeugung nach der Gegend hin, wo das Bette des Königs stand. „Oeffne die Fenstergardine, Bontems," ließ sich die Stimme des Monarchen vernehmen. Der erste Kammerdiener zog die Vorhänge auseinander und ließ das Licht des Tages in das Gemach dringen. Der zweite Kammerdiener, Coste, schlug mit tiefer Reverenz die Vorhänge des Bettes zurück und jetzt erst erblickten die Edelleute die ruhende Gestalt des Monarchen.

Neue tiefe, stumme Verbeugung. Erwartungsvolle Pause.

Ludwig XIV. hatte sich halb erhoben und stützte seinen Körper auf seinen rechten Arm, indem er die Hand gegen den Bettpfosten stemmte. Das Licht des Morgens fiel auf seine schönen, wahrhaft königlichen Züge.

Der junge Herrscher stand zu jener Zeit in seinem sechsundzwanzigsten Lebensjahre. Anmuth, Kraft, Liebenswürdigkeit, Hoheit und ein gewisser Trotz, der aber seinem Gesichte den Reiz des Ungewöhnlichen verlieh, dies Alles



prägte sich in der Erscheinung des Königs in vollendeter Weise aus. Man konnte thatsächlich keinen Mann finden, dem die Natur den Stempel des Herrschers so auf die Stirn gedrückt hatte, als sie es bei Ludwig XIV. gethan. — Die Edelleute betrachteten mit Bewunderung den schönen Gebieter.

Des Königs Blick musterte den Halbkreis der Eingetretenen. Dann warf Ludwig die Betten zurück.

Er setzte sich aufrecht und ließ seine schöngeformten Beine über den Rand der Bettstelle herabhängen, nickte freundlich, doch herablassend der Versammlung zu und machte mit der Hand eine Bewegung des Grußes. Nach dieser Gesticulation erhob er sich. Sogleich eilten die Kammerdiener herbei und brachten den seidenen Schlafrock, dessen Aermel sie ausgebreitet hielten. Der König musterte schnell noch ein Mal seine Edelleute, dann winkte er und rief: „Graf Vironne, wollen Sie mich beim Anziehen meines Hauskleides unterstützen?"

Vironne eilte herbei. Er ward beneidet. Aber er sollte nicht allein glücklich sein. „Herzog von Longueville, helfen Sie dem Grafen," sagte der König wieder. Longueville trat in die Rundung der Balustrade. Den rechten Aermel des Schlafrocks empfing nun der Herzog von Longueville, den linken Graf Vironne aus den Händen der Kammerdiener und nachdem die Arme des Königs in die seidenen Hüllen gefahren waren, traten die Edelleute mit tiefer Verbeugung zurück. Die Stimme des Königs rief dann die Herren von Bouteville und Tureine. Jeder von ihnen zog dem Monarchen einen Strumpf an. Die Herzöge von Rochefoucauld und Candale durften ihm das Hemd überwerfen, d'Arsy, de Mora und Puysieux hielten die Waschgefäße oder reichten das Wasser in goldener Kanne und der

Herzog von Grammont befestigte die Kniegürtel mit eigener Hand an den Beinkleidern des Königs.

Nachdem diese Verrichtungen der befohlenen Edelleute vorüber waren, ließ sich der König in einen Sessel gleiten, worauf der Cravatier, ein besonderer Garderobebeamter, das sehr schwierige Geschäft des Umlegens der Spitzencravatte begann, welche den Hals des Königs zierte. Während dieser Scene des Toilettenschauspiels rief der König die Edelleute einzeln zu sich. Er unterhielt sich mit Jedem von ihnen, befragte sie über ihre Verhältnisse und ertheilte oft diese oder jene Auszeichnung, eine Gnade, ein Privilegium.

Nach der Cravattenumlegung trat der Friseur zum Monarchen und machte ihm die „kleine Frisur.“ Ludwig wollte des Morgens nämlich seine Edelleute im Vorzimmer und der Gallerie nicht allzu lange warten lassen; er begnügte sich daher in halbgeordneten Locken durch die Reihen der Harrenden zu schreiten. War der Friseur mit seinem Geschäfte zu Ende, so erhob sich der König und trank stehend eine Tasse Bouillon, welche Bontems auf goldenem Teller präsentirte. Die Tasse war ein Geschenk Mazarins und aus einem Gefäße, welches Benvenuto Cellini gefertigt hatte, zum Gebrauche für den König umgearbeitet. Sie war aus Gold, mit Diamanten an ihrem unteren Rande besetzt und trug des Königs Namenszug. Bevor Ludwig die Tasse an den Mund setzte, kostete der erste Edelmann des Monarchen, zur Zeit unserer Erzählung Graf Lauzun, mit einem besonderen Löffel die Bouillon.

Der König gab seine Tasse zurück, setzte den Federhut auf das Haupt und ging zur Thüre, welche sich sogleich vor ihm öffnete. Er schritt durch die hundert spalierbildenden Garden und trat endlich in die Gallerie. Die Begrüßung bestand darin, daß er seinen Hut lüftete, dann die rechte Seite hinunter, an der linken wieder hinaufging,

mit einigen Herren kurze Unterhaltung führte, wieder den Hut lüftete und dann in sein Schlafkabinet zurückkehrte, bis wohin ihm die Edelleute des „Levers" folgten.

Sobald dieselben verabschiedet waren, rief der König seinem zweiten Kammerdiener Coste zu, und befahl das reichgestickte Kleid ihm von den Schultern zu ziehen. Er ließ sich wieder mit seinem Schlafrocke bekleiden und warf sich dann auf eine Ottomane.

Hierauf zog er unter dem Spitzenbesatze seines prachtvollen Ueberhemdes eine silberne Pfeife hervor und pfiff ein Mal. Zu seiner Zeit hatte man noch keine Handglocken, sondern bediente sich nach alter Sitte der Pfeifen zum Herbeirufen des Gesindes oder der Untergebenen. Coste der Kammerdiener trat vor.

„Graf Lauzun," sagte der König. Coste ging in das Vorzimmer. Der Graf trat ein.

„Antoine," begann der Monarch, „ich habe Dich gestern ersucht, mir die Zeichnungen für das Fest in Versailles zu bringen. Sind sie da? Wo sind sie?"

„Im Arbeitszimmer Ew. Majestät. Sie befinden sich in dem rothen Portefeuille neben dem Armsessel, woselbst Majestät immer Ihre schwierigen Arbeiten zu vollenden pflegen. Befehlen Majestät, daß ich das Portefeuille hierherbringe?"

„Nein, laß es dort liegen. Wenn Herr Colbert kommt, muß ich arbeiten," sagte der König mit schlechtverhehltem Mißvergnügen. „Dann finde ich es ja ohnehin. Was hast Du mir zu berichten wegen der Hofangelegenheiten? Ist heute Abend ein Cirkel?"

„Ihre Majestät die Königin Wittwe haben ein Spiel arrangirt und hoffen, die Majestäten werden die Gesellschaft durch Ihre Anwesenheit beglücken."

Der König seufzte. „Wird Jemand vorgestellt? man tanzt doch nicht etwa?"



„Nein, Sire! es findet, wie gesagt, nur Spiel statt. Vorgestellt sollen zwei Damen werden, die bereits dem Großmarschall präsentirt wurden und deren Bestimmung es ist, den Kreis unserer glänzenden Erscheinungen zu vermehren.“

„Ah — das ist schön. Wer sind diese neuen Sterne? Richtig, mir sagte die Herzogin schon von der Einen.“ — Unter Herzogin verstand der König immer die La Vallière, seine bescheidene Geliebte.

„Ist es nicht ein Fräulein von La Mothe-Houdancourt?“

„Ja, Sire. Eine sehr reizende Dame.“

„Und die andere Dame? ich erinnere mich, daß Majestät die Königin mir davon sprachen, eine Palastdame zu berufen. Verschiedene Damen wurden genannt, und es sollte durch mich entschieden werden: welche der Ehre theilhaftig würde. Ich habe es jedoch der Königin Majestät überlassen, die Wahl zu treffen. Welche ist die Glückliche?“

„Es ist einer der schönsten Frauen zu Ew. Majestät Hofkreisen der Zutritt eröffnet, wenn die Dame, welche Majestät die Königin bestimmt haben, sich der Bestätigung zur Palastdame durch Ihre Gnade, Sire, erfreuen darf. Ja — ich möchte fast behaupten: wir dürfen uns rühmen, eine der schönsten Persönlichkeiten dieses Jahrhunderts zu besitzen, wenn die Dame der Ehre würdig erachtet wird, dem Hofe anzugehören.“

Der König wurde aufmerksam und neugierig.

„Du spannst meine Erwartung. Wer ist diese Dame? ich hätte sie noch nicht gesehen?“

„Vielleicht doch wohl, Sire. Aber nur flüchtig. Das Herz Ew. Majestät ist so königlich, so gütig und gefühlvoll, schlägt eben nur für *einen* Gegenstand, und dieser *eine* beschäftigt Ew. Majestät so vollkommen, daß fremde oder neue Erscheinungen fast spurlos vorübergehen.“



Das Compliment war gerade nicht allzufein, denn der gemeinste Mann der Hauptstadt wußte, daß der König bereits vor der Erhebung der La Vallière seine Geliebten en titre acht Mal gewechselt hatte, der kleineren Abschweifungen nicht zu gedenken, und daß keine Eigenschaft ihm ferner lag, als die Tugend der Beständigkeit in der Liebe. Nichtsdestoweniger fiel auf den Günstling ein wohlwollender Blick des Königs, der nie einer Schmeichelei sein Ohr verschloß und sich gern bis zu den Wolken erheben ließ.

„Möglich,“ sagte er, „daß ich nicht aufmerksam wurde. Wer ist es denn?“

„Athénais, Marquise von Montespan.“

„Die Tochter unseres Herzogs! Dieselbe, welche im vorigen Jahre den Marquis Henri von Montespan heirathete? Ich habe sie bereits nennen hören — von Wem doch gleich? Wann? Diese ist es also?“

„Dieselbe, Sire. Sie wird auf besonderen Wunsch Ihrer Majestät der Königin an den Hof gezogen. Die Marquise scheint durchaus keine hochstrebenden Plane zu hegen.“

„Das gefällt mir sehr wohl. Aber — ja ich besinne mich, die Dame gesehen zu haben, und wenn ich nicht irre, so erzählte mir die Herzogin vor einigen Tagen von ihr. Ich glaube, sie rühmte den heitern Sinn, während die Königin zugleich das tugendhafte und reine Gemüth der Marquise mir sehr laut pries. Ich kann jedoch nicht zugeben, daß die Reize der Dame mich in Erstaunen gesetzt hätten.“

„Vielleicht aus der vorhin angeführten Ursache — sonst müßte ein so feiner Kenner weiblicher Schönheit wie Ew. Majestät es sind, der Athénais von Montespan einen Kranz gereicht haben,“ sagte Lauzun, mit den Augen verstohlen blinzelnd und recht absichtlich auf jedes Wort einen besonderen Druck legend.

„Vielleicht," entgegnete der König ruhig. „Aber wie kommt es, daß die Marquise erst seit einem Jahre etwa in den Kreisen des Hofes genannt wird? weshalb hat sie sich nicht schon früher gezeigt?"

„Nachdem der Herzog von Mortemart, ihr Vater, die Gouverneurstelle von Orleans erhalten, zog die Familie mit ihm. Bei den Versammlungen der Pairs in den Sälen des Louvre fehlte der Herzog nicht, aber die letzten Tage Sr. Eminenz des Herrn Cardinals Mazarin waren der Entfaltung jugendlicher Schönheit nicht so günstig, und deshalb beschloß der Herzog, seine Familie lieber in Orleans zu lassen. Indessen ist die Marquise von Montespan bereits vor ihrer Verheirathung in den besten Kreisen heimisch gewesen. Namentlich war sie eine fleißige Besucherin im Hôtel d'Albret. Jedermann liebt den Umgang mit dieser geistvollen Dame, sie weiß trefflich zu unterhalten, sie hat vielen Witz, und ihre Familie, bei welcher Geist und Intelligenz eine Wohnstätte haben, hat den Ruhm erworben, daß man sprüchwörtlich von ihr sagt: Geistreich wie die Mortemarts! Man empfindet in Gesellschaft der Marquise nie Langeweile."

„So—oh," sagte der König gedehnt. „Das ist eine herrliche Eigenschaft."

Es lag in seinem Tone eine gewisse Wehmuth, als ob er sich zuweilen in der Lage befände, die Pein der Langenweile empfinden zu müssen.

„Wie kommt es, daß die Marquise erst jetzt eine Heirath geschlossen hat? bei dem Vermögen und der Stellung der Mortemarts wundert es mich, daß sie nicht schon früher ihre Hand verschenkte."

„Marquis Henri von Montespan ward nach der Verlobung in so schlimme Familien-Verhältnisse verwickelt, daß seine Heirath in die Ferne gerückt, ja — fast ungewiß

wurde. Trotz dessen haben die jungen Leute sich das gegebene Wort gehalten. Der Marquis ist erst im vorigen Jahre aus dem Süden zurückgekehrt, um die Hand seiner schönen Braut mit dem Trauringe zu zieren."

Der König dachte nach. Er blickte zur Decke des Zimmers empor und fuhr leicht mit der Hand an die Stirn. „Erzählte mir nicht Grammont vor einiger Zeit, daß man von gewissen galanten Verhältnissen gesprochen habe, welche die junge Herzogin von Mortemart mit, ich glaube Frontenac sollte es gewesen sein, unterhalte?"

„Sire," rief Lauzun mit einer erkünstelten Heftigkeit, „wer wagt das zu behaupten? ich kenne die Familie der Mortemarts, ich war es, der im Auftrage Ew. Majestät und des Herrn Cardinals den Herzog von seinem Landsitze in die Hauptstadt rief, und ich weiß, wie schon damals ein so festes Band Montespan und die jetzige Herzogin umschlang, daß dessen Lösung schwerlich durch den Marquis de Frontenac bewirkt werden konnte. Auch möchten die beiden Königinnen sich wohl nicht für die Marquise von Montespan so lebhaft interessiren, wenn ihrem Wandel ein Makel anklebte, auch Ihre Durchlaucht die Herzogin de la Vallière würde nicht einer Dame den Eintritt in ihre Gemächer erlauben, die sich compromittirt hätte, und Majestät wissen aus dem Munde der Herzogin selbst, daß die Marquise von Montespan bei Madame de la Vallière seit einiger Zeit ein- und ausgeht."

Der König lächelte ein wenig boshaft.

„Es hat den Anschein, als wärest Du für die kleine Marquise besonders eingenommen. Du vertheidigst die Tugend, Du rühmst die Schönheit mit einem Feuer der Begeisterung, wie es der junge Racine, eine Nymphe der Seine schildernd, an den Tag legt. Sollte Dir die kleine Palastdame gefährlich sein? Dir, dem Sieger in jedem Kampfe?"

Lauzun zuckte die Achseln und verneigte sich stumm. Der König sah auf die Pendule. „Ich glaube," sagte er, „die Zeit für Colbert naht heran. Ich habe es nicht gern, wenn er sich melden läßt. Es sieht so aus, als wollte der Minister mich an meine Pflicht erinnern. Dieser Herr Colbert ist mir obenein kein erheiternder Anblick, aber — er ist eine große Kraft. Ich habe Bedeutendes vor, Antoine, — Ihr werdet es erfahren. Geh. — Du darfst meiner Mutter der Königin Wittwe melden, daß ich in den Abendzirkel zum Spiel komme. Geh — ich muß Colbert erwarten."

Graf Lauzun verabschiedete sich, und der König trat in sein Arbeitszimmer.

Er rückte den Sessel näher und kramte in seinen Papieren umher, tauchte eine Feder in die Dinte und begann einige Buchstaben zu malen. Dieser Beschäftigung ward er bald überdrüßig. Er griff nach dem rothen Portefeuille, welches die Zeichnungen für die Feste Versaille's enthalten sollte, und sich in diese Lieblingspläne vertiefend, bemerkte der König nicht, wie leise die Thür geöffnet wurde, wie ein Mann dem Tische nahte, und sich, nachdem er eine Zeit lang den König betrachtet hatte, leise räusperte.

Ludwig fuhr empor und schlug das Portefeuille zusammen, verbarg es schnell in der Nähe seines Sessels und ergriff die Feder. Er hatte in dem Eingetretenen Colbert, seinen Finanzminister erkannt; er wollte nicht, daß dieser Mann ihn müßig oder mit anderen Dingen als Staatsangelegenheiten beschäftigt sehen sollte.

„Ah, Colbert!" sagte der Monarch sich erhebend, über den Tisch hinweg zu dem Minister sprechend. Sie treffen mich mitten in der Arbeit: Kommen Sie näher."

Colbert's Augen fanden schnell den Weg zu dem Portefeuille, welches ihm schon hinlänglich bekannt war, und

dessen rother Einband der Minister bereits bei seinem Eintritte bemerkt hatte. Er lächelte und sagte ruhig, indem er auf die Mappe blickte: „Ich glaube es wohl, daß Ew. Majestät fleißig waren, aber auch ich war nicht müßig. Sie arbeiteten für die Mitwelt, ich bringe Ihnen, Sire, Etwas für die Nachkommen. Hier sind Verträge und Berechnungen zum Ankauf von Martinique und Guadeloupe. Wenn man spart, kann man zu gelegener Zeit ausgeben, diese Regel lernen schon die Kinder."

Der König biß sich auf die Lippen. Er wollte antworten, aber an den groben Ton des Ministers schon gewöhnt, begnügte er sich, ihn fest anzublicken. Colbert verbeugte sich und legte die Papiere dem Könige vor.

— — — — — — — — — — —

Unterdessen ging Graf Lauzun über den Hof des Louvre. „Wer hat dem König nur diese Dinge von der Montespan beigebracht?" sagte er zu sich. „Wieder Grammont der Schwätzer. Nein, sie muß ihm gefallen, es muß Alles geschehen, um die La Vallière zu verdrängen. Diese kleine Montespan ist die Person, vor welcher alte Maitressen zittern müssen. Meine Freundin ist sie, die Familie der Mortemarts habe ich für mich. Mit Hülfe von Athénais könnte man sich befestigen."

Er schritt durch den Garten auf die Brücke zu, grüßte einige Cavaliere und trat dann in einen Parfümerieladen, welcher über der Thüre die Inschrift: „La Vienne, Bader," zeigte.

Ein enthülltes Familiengeheimniß.

Im Jahre 1664 stand zu Paris, gerade da, wo die Straßen St. Antoine und Jouy zusammentrafen, ein kleines zweistöckiges Hôtel. Obgleich hier eine sehr lebhafte Bewegung von Menschen, Fuhrwerken aller Art, ein fast ununterbrochener Lärm der Verkäufer stattfand, war das Hôtel dennoch von diesem Treiben isolirt, weil ein großer, vor demselben befindlicher Garten es vollständig von den Straßen trennte. Dieser Garten war im Geschmacke der ersten Hälfte des Jahrhunderts angelegt, mit Hecken und kleinen Irrgängen versehen, aber ohne eigentlichen Plan; in den Gebüschen waren einige halbversteckte und von Moos überzogene Statuen sichtbar, auch sprudelte vor der Terrasse eine kleine Fontaine. Das Hôtel selbst war, wie fast alle Bauten aus der Zeit Heinrich's IV., eine Mischung verschiedener Architektenlaunen.

Ueber der Terrasse hatte man einen Balkon angelegt, dessen eiserne, schön mit Blumen und Figuren verzierte Geländer von der Straße aus, über den Baumgipfeln hervorragend, sichtbar waren. Von diesem Balkone führte eine breite Thür in den achteckigen Salon des ersten Stockes.

Dieser Ort war der Lieblingsaufenthalt der Eigenthümer und Insassen des kleinen Schlößchens: des Herzogs und der Herzogin von Damarre. —

Der Herzog war ein kräftiger Mann von sechzig Jahren, die Herzogin mochte ihr fünfzigstes Lebensjahr zurückgelegt haben. Beide waren gewiß einst schön gewesen. Die zunehmende Körperfülle des Herzogs hatte sein Antlitz aber so gerundet, daß es mehr einem gutmüthigen, derben Pächter als dem Besitzer eines alten Wappens und Stammbaumes anzugehören schien.

Die Herzogin dagegen zeigte noch ein vollkommen schön geformtes Gesicht, eine imposante Gestalt — nur ward diese Schönheit durch einen gewissen düsteren, schmerzlichen Zug stark beeinträchtigt, der sich fast stets bemerkbar machte, wenn die Dame nicht in sehr lebhafter Unterhaltung begriffen war.

Bei allen Leuten, welche die Herzogin von Damarre kannten, stand es seit Jahren fest: sie sei einem innern Leiden unterworfen, dessen Furchtbarkeit so in Schrecken setzte, das man es kaum näher zu bezeichnen wagte. Wodurch diese Annahme entstanden, wußte Niemand zu sagen, denn die Aerzte des Hauses Damarre versicherten: an dem ganzen Gerede sei kein wahres Wort, die Herzogin leide an tief eingewurzelter Nervenverstimmung, die sich oft bis zur Melancholie steigere.

Der Herzog, der zwar im Rufe eines Sonderlings stand, schien doch an die Stimmung seiner Gattin gewöhnt, auch konnte er nicht klagen, denn die Herzogin wachte mit ängstlicher Sorgfalt über den Gatten, dessen starker, gedrungener Körperbau die Befürchtung vor einem Schlaganfalle nicht ungerechtfertigt erscheinen ließ.

Jede Erregung suchte die besorgte Gattin zu verhindern, des Herzogs Speisen wurden von ihr mit kleinlicher Aufmerksamkeit untersucht und nach besonderer Vorschrift in der Küche des Hôtels Damarre bereitet, nie fand ein Widerspruch der Herzogin gegen den Willen ihres Gemahls statt, und mußte es sein, so widersprach sie in sanftestem, liebevollstem Tone, so daß ein Erzürnen unmöglich war. Auf solche Weise hatte das eheliche Band, welches die beiden Gatten umschlang, durch die Reihe der Jahre an Festigkeit gewonnen. Die gesammte höhere Welt, deren Ehebündnisse selten zu den freudevollen gehörten, beneideten die glücklichen Gatten. Wenig Menschen waren auch in der That

beneidenswerther als der Herzog und seine Gattin, denn nicht nur in ihrer Ehe glücklich, besaßen Beide, außer bedeutendem Vermögen, auch noch einen Sohn, ihr einziges Kind, dessen herrliche geistige und körperliche Vorzüge der Stolz der Eltern waren.

Mit stiller Trauer hatte der Herzog deshalb seit einer Reihe von Jahren die zunehmende geistige Verstimmung seiner Gattin bemerkt. Kein Arzt wußte Rath, kein Mittel, weder Reisen noch sonstige Zerstreuungen hatten die Niedergeschlagenheit der Herzogin verscheuchen können. Die zärtliche Fürsorge, die ängstlichen Fragen des Gatten und des Sohnes fruchteten nichts. Mit wehmüthigem Lächeln antwortete die Herzogin stets: „Mir fehlt nichts. Laßt mich wie ich bin, die Zeit wird es heilen.“

Nach und nach gewöhnten sich, wie gesagt, Vater und Sohn daran, die sanfte, traurige Mutter mit Blicken der Wehmuth und Zärtlichkeit zu betrachten, ohne weiter nach der Ursache des Leidens zu forschen, welches den Geist der stillen Frau zu umnebeln schien.

Viele hatten behauptet, es seien in den letzten Jahren Mißverständnisse zwischen dem Herzoge und seiner Gattin entstanden, weil sich die Familie des Ersteren durchaus hochmüthig betragen habe, als es sich um die Theilung eines Grundbesitzes handelte, der der Familie Damarre erblich zufiel, und bei welcher es auf die Reinheit des Stammbaumes ankam. Die Herzogin war nämlich bürgerlicher Herkunft und hatte deshalb einen Makel auf das Wappen der Damarres geworfen, was die Verwandten des Herzogs diesem nie verzeihen konnten.

Susanne Herzogin von Damarre hatte dem Gatten nichts zugebracht, als ihr Herz, ihre Liebe. Sie stand nicht mehr in dem Alter der Jugend, als der Herzog sie freite, der Anfangs eine Pflicht der Dankbarkeit dadurch abzutragen



glaubte. Schwerverwundet in dem niederländischen Kriege, hatte der Herzog sich mühsam bis Amiens geschleppt. Hier lag er unter den Halbaufgegebenen, als ihn sein günstiges Geschick in die Hände wackrer Bürger fallen ließ, wie sich denn zu jener Zeit so Mancher aus dem Bürgerstande der Leidenden annahm, als die Heere des Cardinals Richelieu unter La Meillerahe von dem Feldzuge in Flandern heimkehrten.

Mit liebender, treuer Pflege stand die Tochter des Stadtschöffen und Zeugschmiedes von Amiens, Susanne Tardier, an dem Lager des Verwundeten. Keine Mühe wurde gespart, und als die Verwandten des Herzogs, nachdem sie seinen Aufenthalt schon lange gewußt, endlich sich nach Amiens begaben, fanden sie den schwer Getroffenen in voller Kraft wieder, am Arme eines schönen, stillen Mädchens durch den kleinen Garten Adam Tardier's wandelnd.

Der Herzog stand allein in der Welt. Weder Eltern noch Geschwister waren ihm geblieben. Sein Vermögen, sein Besitz waren bedeutend, dazu befand er sich bereits in jenem Alter, wo die Schwärmerei in der Liebe einer ruhigeren Auffassung Platz macht. An Susanna's aufopfernde Pflege, an ihre sanfte, liebe Stimme, an den weichen Druck ihrer Hand gewöhnt, dachte der Herzog mit Wehmuth des Augenblickes, wo er sich von Susanne trennen müsse. Eine Art von religiöser Schwärmerei hatte das Wundfieber in seinem Gehirn erzeugt; er betrachtete die Pflegerin als einen Engel, als ein höheres Wesen, und eines Tages erfuhr die große Welt von Paris, daß der Herzog Claude Damarre aus dem Feldzuge zurückgekehrt sei und sich ein hübsches, aber einfaches, stilles Bürgermädchen zur Gattin erkoren habe. Worüber denn alle Leute vom Stammbaum der Damarres Feuer! schrieen, woran sich aber Claude nicht kehrte, sondern seinen Abschied von der Armee nahm und

die brave Susanne als Gattin in das kleine Hôtel der Straße St. Antoine führte.

Drei Jahre später beschenkte die Herzogin ihren Ehegemahl mit einem Sohne, der den Namen René erhielt und zur Freude seiner Eltern heranwuchs.

Um die große Welt kümmerten sich der Herzog und dessen Gattin ebenso wenig, als die große Welt sich um sie kümmerte, womit beiden Theilen gedient war.

Das Personal des herzoglichen Hofes bestand aus zwei Mägden, dem Koch, einem Kutscher und zwei Bedienten. Einer der beiden Diener war jung, der Andere zählte wohl zweiundfunfzig Jahre und war bereits seit geraumer Zeit in dem Hause des Herzogs.

Neunzehn Jahre nach der Hochzeit des herzoglichen Paares erschien eines Morgens ein Mann, der die Herzogin zu sprechen verlangte. Sie beschied ihn in ihr Kabinet und hatte dort eine Unterredung mit dem Fremden, der einen Brief des Vaters der Herzogin als Empfehlung vorzeigte.

Wahrscheinlich bat er die Herzogin um Anstellung in dem Hôtel, man konnte ihm dieselbe aber nicht gleich gewähren. So zog er denn eine Zeit lang in ein anderes Haus, bis in dem Personale des kleinen herzoglichen Hofes eine Stelle frei wurde.

Nunmehr kam Lachaussée, so nannte sich der Fremde, in das Haus Damarre und blieb daselbst. Die Herzogin hatte ihren Gatten recht dringend ersucht, den von ihrem Vater so lebhaft empfohlenen Mann in seinen Dienst zu nehmen, obwohl Lachaussée dem Herzoge nicht besonders gefiel, ja — dieser Diener war das einzige Wesen, der einzige Gegenstand, um dessentwillen die sonst so friedlich mit einander lebenden Gatten sich zuweilen ein wenig entzweieten, da aber Lachaussée seine Pflicht that, demüthig und be-

scheiden dem Herzoge gegenüber auftrat, behielt man ihn im Dienste, was auch die Herzogin stets eifrig befürwortete. Nur dem Dienstpersonale gegenüber nahm Lachaussée eine vornehme Miene an; er blieb oft halbe Nächte aus, empfing zuweilen Besuche, welche bis spät in die Nacht hinein verweilten, aber alle Beschwerden halfen Nichts, die Herrschaft sah bei ihm durch die Finger. Er ward sogar dergestalt bevorzugt, daß ihm einige Jahre hintereinander ein mehrwöchentlicher Urlaub bewilligt wurde, den er zur Reise in seine Heimath, in die Bretagne, verwendete, wo, wie er vorgab, seine Familie lebe. Freilich hatte ein Mal der Kutscher erzählt, einer seiner Bekannten, der bei der Armee gestanden, habe behauptet, den Lachaussée in der Perche gesehen zu haben, als er auf Urlaub fort gewesen, aber das ließ sich ebenso schwer beweisen, als die Behauptungen anderer Leute, nach denen Lachaussée den schlechtesten Umgang in den zweideutigsten Straßen von Paris aufsuchen sollte.

Endlich beschützte ihn die Herzogin als eine Art von Vermächtniß ihres heimgegangenen Vaters, und so war ihm nicht beizukommen. Man tröstete sich damit, daß in jedem Hause von Bedeutung und Größe ein solcher Livreetyrann existire, und begnügte sich damit Betrachtungen anzustellen, von denen eine besonders in den Vordergrund geschoben wurde, welche es bei der Dienerschaft außer allen Zweifel stellte, daß die bemerkte Traurigkeit der Herzogin von dem Tage datirte, an welchem Lachaussée im Jahre 1662 von einer seiner angeblichen Familienreisen zurückgekehrt war. Nach allen späteren Reisen, die der bevorzugte Diener unternahm, steigerte sich der Trübsinn der Herzogin, die nur durch ihren Gatten und den Sohn zuweilen heiter und ruhiger gestimmt wurde; auch fiel es den Dienern auf, daß Lachaussée plötzlich keine Reisen mehr antrat, dagegen regelmäßig Briefe aus verschiedenen Gegenden Frankreichs er-

hielt, was während der früheren Jahre nicht so häufig geschehen war. Der Koch hatte auch bemerkt, daß die meisten dieser Briefe mit einem adligen Wappen gesiegelt waren, aber Lachaussée vernichtete die Umschläge sorgfältig. Der Postbote aus der Straße Tiquetonne ward jedes Mal von ihm selbst abgefertigt, und als er bemerkte, wie der Koch sich mühte, das Wappen zu erkennen, erschienen die nächsten Briefe nur mit einem Buchstaben gesiegelt; die Neugierigen hatten das Rathen frei.

Ob der Herzog ebenfalls über den Zusammenhang der Traurigkeit seiner Frau mit Lachaussée's Reisen Betrachtungen angestellt hatte, vermochten die Leute des Hôtels Damarre nicht zu erfahren. Er ließ nie eine Andeutung darüber fallen. — —

Der Herzog und die Herzogin befanden sich in dem Salon des ersten Stockes ihres Hôtels. Soeben waren die Diener beschäftigt, die reichverzierten Geschirre von der Tafel hinwegzuräumen, an welcher die beiden Herrschaften gespeist hatten. Ein dritter Platz schien nicht benutzt worden zu sein, denn Couvert und Gläser waren unberührt.

Der Herzog ging einige Male im Zimmer auf und nieder, blickte die Uhr, dann seine Gattin an und sagte endlich: „Er kommt noch immer nicht. Ich kann mir sein Ausbleiben nicht erklären. Gerade heut wollte er so pünktlich sich einstellen.“ „René wird einen triftigen Grund haben. Er fehlt ja nie an unserem Tische, denn er weiß, wie sehr es seinen Vater erfreut, sich so im behaglichen Zimmer, zwischen den Seinigen zu befinden, er weiß, daß Du wie ein Patriarch die Stunde des Essens genau innehalten willst,“ sagte die Herzogin mit schlechtverhehlter Aengstlichkeit. „Gewiß — gewiß Susanne. Ich erinnere mich auch nicht, daß René schon ein Mal die Zeit versäumt hätte. Ich halte vielleicht zu ängstlich, zu kleinlich darauf, aber es ist

mir so anerzogen. Mein Vater bestand mit Festigkeit, unerschütterlich auf der alten Sitte Heilighaltung, wonach Niemand von den Hausgenossen am Tische fehlen durfte.

Zu den kleinen Sonderbarkeiten des Herzogs, die eine gewisse Nachsicht seiner liebenswürdigen Gattin erheischten, gehörte auch die Strenge, mit welcher er auf die Beobachtung der Tischregeln sah, wie dies der Fall bei vielen Herren aus der alten Zeit sein mochte.

Unmittelbar nach dem kurzen Gespräche mit der Herzogin, näherte sich der Diener den Beiden.

„Soll ich noch ein Gedeck für den jungen Herren stehen lassen?“ fragte er mit tiefer, fast demüthiger Verbeugung.

„Geh' zum Henker, Lachaussée,“ sagte ärgerlich der Herzog. „Du kommst immer mit Deinen albernen Fragen, wenn ich erregt bin. So oft ich eine Sache befehle, fragst Du stets an: Ob nicht das Gegentheil zu thun sei von dem, was ich angeordnet.“

„Ich meinte es nur gut, Herr Herzog. Soll denn der junge Herr Hunger leiden? Wer weiß, wo ihn seine Studien fesseln.“

Herzog Claude war besänftigt. „Du hast Recht, Lachaussée,“ sagte er. „Man kann es nicht wissen. Aber trage das Essen im Gartensalon auf. Du bist unruhig, meine Liebe,“ fuhr er, die Herzogin betrachtend, fort. „Ist es denn ein so ungeheures Ereigniß, wenn ein zwanzigjähriger Student eine Stunde später zu Tische kommt!“ Er lachte.

„Das ist deine Nervengereiztheit, Susanne. Bei mir hat die Unruhe einen anderen Grund. Ich sehe in seinem Ausbleiben einen Mangel an Respekt gegen die Hausordnung.“ Er trat auf den Balkon hinaus und blickte über den Garten hinweg in die Straße. Lachaussée und die Herzogin waren allein im Zimmer. Der Diener sah

sich vorsichtig um, dann trat er schnell zur Gebieterin und flüsterte, indem er das Tischzeug zusammenraffte: „Sorge dafür, daß wir allein sein können. Ich habe mit Dir sogleich zu reden."

Die Herzogin erhob sich schnell. Lachaussée ging zu dem Büffet, auf welches er die abgeräumten Gläser und Geschirre gestellt, und machte sich hier zu schaffen, während dessen der Herzog wieder in den Salon zurückkehrte.

„Er ist nicht sichtbar," sagte er zu seiner Gattin. „Ich gehe in mein Kabinet. Sobald René angelangt ist, sende ihn zu mir, er soll seine Strafpredigt anhören." Er verließ das Zimmer. Die beiden Zurückgebliebenen warteten einige Minuten, dann, als die Schritte des Herzogs nicht mehr zu hören waren, näherte sich die Herzogin dem Diener und faßte seinen Arm. „Was hast Du mir zu sagen?" fragte sie mit zitternder Stimme.

Lachaussée setzte die silberne Schüssel, welche er noch in den Händen hielt, langsam in das Büffet, näherte sich dann dem Tische, auf dessen Kante er sich in nachlässiger und familiärer Haltung niederließ. Er kreuzte die Arme und sah die bleiche Herzogin mit dreistem Lächeln an.

„Die Geschichten werden verwickelt," sprach er nach einer Pause. „Er ist hier."

„Wer?" rief die Herzogin. „Martere mich nicht. Sollte es möglich sein?"

„Bezahle meine kleine Schuld von hundert Livres, Susanne, und ich werde Dir Alles mittheilen."

Die Herzogin seufzte. „Ich bin von allem Gelde entblößt," sagte sie; „woher soll ich es sogleich nehmen?"

„Pah! Ihr seid reich. Wir haben nicht umsonst die Heirath mit dem Herzoge von Damarre und Susanne Tardier gestiftet. Ich habe das Geheimniß sorgfältig genug

gehütet, habe mich Jahre lang zu den weitesten Reisen, zu den mühsamsten Nachforschungen brauchen lassen."

„Du hast auch wahrlich Lohn genug dafür erhalten, Lachaussée. Eine sorgenfreie Zukunft ist Dir erschlossen, Deine Ansprüche habe ich stets geachtet, Geld hast Du mehr verthan, als Du jemals hättest verdienen können. Du kennst meines Gatten genaue, wirthschaftliche Rechnung, Du weißt, wie er gleich dem Kaufmanne seine Ausgaben und Einnahmen notirt, es ist Dir bekannt, wie schwer es mir wurde, Deine Ansprüche zu befriedigen, wie oft schon ein Juwel, ein Kleinod verpfändet ward, um Dich reisen zu lassen, und das Alles heimlich — im Verborgenen. Habe Mitleid. Ich that viel für Dich."

„Susanne," entgegnete der Diener, „wenn wir abrechnen wollen, so habe ich noch Forderungen genug an Dich. Machen wir ein Mal die Rechnung. Im Jahre 1639 kam eines Abends die Mutter eines jungen unbescholtenen Mädchens in die Wohnung der Lachaussée's zu Amiens. Meine Mutter, Du erinnerst Dich doch noch meiner Mutter, der guten, einfachen Perinette — meine Mutter also hatte die Deinige in der Klosterschule schon gekannt. Beide waren Freundinnen gewesen; aber Dein Vater wollte den Umgang mit der einfachen Hebeamme nicht dulden, nachdem er Schöffe zu Amiens geworden. — Er wollte immer hoch hinaus — wir kamen nicht mehr über die Schwelle Eures Hauses; und als ich ein Mal gewagt hatte, von Neigung zu Dir zu sprechen, lachte mich Dein Alter aus. — Na — seufze nicht. Es ist nun ein Mal so gewesen, ich habe mich auch darin gefunden. Ihr wolltet immer höher hinauf, Ihr hattet keine Lust unten zu bleiben, und keck schrittet Ihr auf den gefahrvollsten Wegen vorwärts. Gefahrvoll — denn Deine Liebe zu dem bewußten großen Herrn war gefährlich, ich sage nicht zu

viel — wenn ich sie verderblich nenne. Sie endete mit Deiner Verführung, mit der Flucht Deines Geliebten, und als Deine Mutter in der dunkeln Regennacht des zehnten Aprils 1639 an unsere Thüre pochte, ward es uns erst offenbar. Führ Dir Alles in das Gedächtniß zurück, Susanne. Eine kleine Dachstube in dem entlegenen Hause, Du selbst von der alten Magd gehütet, in dem kleinen Winkel auf ärmlichen Betten winselnd, die Thür öffnet sich, unsere beiden Mütter treten ein. Meine Alte nähert sich Dir. — — — Vier Stunden später, als das Morgenlicht heraufdämmert, verläßt Perinette Lachaussée das Gemach. Sie trägt in ihren Armen ein Kind in weiche Tücher gewickelt. Es wimmert leise, als meine Mutter durch die stillen Gassen mit ihm dahineilt. Es war Dein Kind, Susanne, die Frucht Deiner Liebe, der Beweis Deines Falles. Mich hattet Ihr verlacht, verschmäht, den hohen Herrn hattet Ihr begünstigt, der Dich verließ, als Dein Vergehen offenbar wurde. Deine Schande hattet Ihr durch die Reise nach der Perche zu verbergen gesucht, aber sie läßt sich nicht ganz verbergen. Stieß Dich die Alte nicht von sich? sendete sie Dich nicht zurück mit den Worten: „Schicke mir Dein Kind, wenn es da ist, aber Dich mag ich nicht im Hause behalten,“ und doch war die Alte in der Perche die Schwester Deines Vaters.“

Die Herzogin hatte sich auf einen Sessel niedergelassen, und ihren Kopf auf beide Hände stützend, sah sie den Erzähler mit starren, gläsernen Augen an. Ihre Gedanken schienen sie verlassen zu haben, mit halb irrsinnigem Blick folgte sie den Bewegungen des Dieners. Ohne Mitleid mit ihrem Zustande fuhr Lachaussée fort:

„Du kamst bei Nacht und Nebel in Amiens wieder an. Glücklicher Weise für Dich besaß Dein Vater das einsame Haus in den Gärten der Vorstadt, wo Du un-

bemerkt den Tag Deiner Niederkunft erwarten konntest. Eure Glückszustände verschlechterten sich. Du warst Mutter, es galt Deine Schande zu verbergen, und das Kind mußte verschwinden. Wer trägt es hinweg? — Ich that es, Susanne. Ich brachte es Deiner Tante in die Perche. Wer sorgt für das Kind? Wer sucht den Verführer? ich that es, Susanne. Ich fand ihn auf, ich stellte ihn zur Rede, zeigte Dein Schreiben; voller Verzweiflung wolltest Du Dich in die Fluthen der Somme werfen, wenn Dein Knabe nicht an dem Verführer einen Pfleger, einen Vater erhalten würde. Dein Geliebter nahm mich auf, als sei ich ein Bandit. Nur meine Ruhe vermochte ihn zu besänftigen. Monate vergingen, bevor Etwas geschah; erst da, als er mit der reichen Marquise vor den Altar treten wollte, als ihm gedroht wurde, das Geheimniß zu veröffentlichen, verstand er sich dazu, den Knaben heimlich, ohne daß Jemand eine Ahnung habe, wessen Kind es sei, erziehen zu lassen. Man hielt dem Kinde Lehrer, man übergab es endlich der Sorgfalt eines alten, griesgrämigen Mannes, der bei Deinem Geliebten einst Diener gewesen. Jacques Tonneau nahm den Jungen zu sich. An dem Kinde haftete ein Fluch, denn Jeder, dem es nahte, wurde unstät und flüchtig. Weil dem hochgestellten Vater eine Prophezeiung zu Ohren kam: Das Kind seiner Liebe werde Unheil über ihn bringen, ließ er dem Alten die Weisung zugehen, sich weit mit dem Knaben hinwegzubegeben. Der Alte zog in die Wälder — nach der Marche. Er hatte den Kleinen Deiner Tante entrissen. Weshalb Tonneau die Hütte im Walde von Mortemart verließ, ist Niemandem bekannt geworden, aber von jener Zeit an blieben die Gelder für den Knaben aus. Dein Leben hatte sich seit langer Zeit schon freundlicher gestaltet. Die Liebe Damarre's, seine Verheirathung mit Dir hoben Dich auf den Gipfel des Glückes. Deine

Schande, Dein Geheimniß ahnte Niemand als Diejenigen, welche sich zur Verbergung des Kindes hatten brauchen lassen. Nun nähere ich mich dem Ende.

„Als einst wieder die Geldmittel von Deinem Verführer verweigert wurden, als Tonneau drängte und der Knabe der Verwahrlosung Preis gegeben schien, als Deine Liebe zu dem verlassenen Kinde mit wahrer Verzweiflung gepaart erwachte, da schriebst Du mir: Ich bin verloren. Meine Geldmittel sind nicht groß. Wenn mein Gatte das Geringste erfährt — wie soll es enden, Jean! rette mich. — Ich besann mich nicht lange. Ich sattelte ein Pferd — ja, Susanne, damals hatte ich noch ein Pferd, eine Hütte, ein Paar spanische Pistolen — ich steckte sie in die Halfter meines Sattels, ich sprengte zu ihm — zu dem Verführer Susanne Tardier's. Wir standen uns in dem Parke seines gräflichen Schlosses gegenüber. Ich sprach zu ihm, schilderte Deine Lage, das Elend, dem der begabte, schöne, unschuldige Knabe entgegengehe, ich drohte und — Du weißt, ich erreichte meinen Zweck. Der Knabe aber sollte durch Tonneau weit hinweg nach Italien gebracht werden. Die Hand eines Mörders zerschnitt das Leben des alten Wildhüters, der Knabe ist seitdem verschwunden gewesen. Aber ich — ich —? was war mit mir geschehen? rühre nur einer die Vornehmen an. Ich war dem Herrn ein gefährlicher Mitwisser geworden, denn meine Verwegenheit flößte Furcht ein. Leichtfertig, durch mein verlornes Liebesglück gleichgültig gemacht gegen die Zukunft, hatte ich mich in schlimme Gesellschaft begeben, unter Leute, mit denen man seinen Schmerz vergißt, wo er in Wein ertränkt oder auf eine Karte gesetzt wird. Wie es zuging, — ich weiß es nicht, — genug, ich ward eines Abends beim Spiel in Händel verwickelt, weil Einer behauptete, ich spiele falsch, weil man bezeichnete Karten in meinen Händen fand. Da ich mit

gutem Gewissen meine Unschuld betheuern konnte, ward ich um so wüthender. Ich riß mein Rappier heraus, die Klingen meiner Gegner waren eben so schnell, aber nicht so geschickt. Die Barbiere, zu deren Innung ich zählte, hatten wie Studenten ihre Fechtböden, und mit einem heftigen Stoße streckte ich meinen ersten Angreifer zu Boden. Woher die Häscher so blitzschnell kamen, vermochte sich Niemand zu erklären, aber ich ward ergriffen und nach kurzem Verhöre für schuldig erklärt. Es war offenbar, daß man meine Schritte belauert hatte. Wenig Wochen später transportirte man mich von Bourges, wo das Unheil über mich gekommen war, auf die Galeere von Toulon."

Lachaussée hielt inne und athmete tief, fast röchelnd. Die Herzogin schien aus ihrer Starrsucht erwacht, sie drückte ein Tuch vor die Augen und weinte.

„Drei Jahre lang saß ich hier zwischen Mördern und Räubern. Ich habe tolle Dinge erlebt und erlernt, ich bin eine Bestie geworden. Nur ein Zufall machte mich frei. Eines Tages besuchte der Herzog von Beaufort die Werke. Die Hitze war furchtbar, und beim Uebersteigen eines Haufens von Balken und Brettern sprang dem Herrn eine Ader am Fuße. Niemand war in der Nähe, der helfen konnte. Der Peitschenmeister rief mich, den ehemaligen Barbierer. Ich machte meine Sache gut, und der Herzog ließ sich herab, ein Gespräch mit mir zu führen. Ich stellte meine Angelegenheit vor und erregte sein Erbarmen. Am Ostertage des Jahres 1660 ward ich begnadigt: da ich nur aus Nothwehr und im Trunke gefehlt. Wohin sollte ich mich wenden? Ich fand endlich Aufnahme unter Leuten, wo die ehemaligen Bewohner der Galeeren Aufnahme finden. Im Süden Frankreichs war bald keine Ruhe mehr für mich, die Polizei Mazarin's fahndete auf mich und meine Genossen. Ich ging nach Norden. In Amiens pochte

ich an die Thür Deines Vaters, er war meine einzige Rettung, denn mein Haus, mein Geschäft — Alles war dahin. Er entsetzte sich vor mir und hatte Lust, mich hinauszuwerfen, obwohl ich ihm Alles vorhielt, was ich gethan. Das Elend macht ebenso nichtswürdig als trotzig und brutal. „Nun denn," rief ich, „wenn Ihr mich zum Aeußersten treibt, werde ich den Weg in das Hôtel Damarre zu finden wissen. Claude, der Herzog, wird sich freuen, wenn ich ihm die Jugendgeschichte seiner Gattin erzähle." Dein Vater stutzte und überlegte. „Was willst Du haben," fragte er. Ich besann mich ein wenig. Ich mußte einen Haltpunkt gewinnen, eine Stelle einnehmen, zu welcher gelangt, ich Alle in Furcht hielt und dadurch mich unentbehrlich machte. „Einen Dienst will ich haben im Hause Eurer Tochter," schrie ich auf den Tisch schlagend. Der alte Tardier erbleichte. Es half ihm Nichts. Ich kam in dieses Haus als Diener, ich mußte auf Deine Veranlassung reisen, um Nachricht über den entschwundenen Knaben einzuziehen. Einige Male hatte ich Spuren von ihm entdeckt, endlich verlor ich sie vollständig. — Dein Vater, unsere Mütter, die Bäurin in der Perche, Jacques Tonneau — Alle sind todt. Nur Du, Dein Verführer und — ich, wir wissen um das Geheimniß — sinne nach und führe Dir vor Augen: was ich gethan und erduldet, bis zu welcher Stufe ich hinabgestiegen bin, und dann laß mich fragen: Stehe ich hoch angeschrieben als Gläubiger in Deinem Buche?"

„Habe ich denn nicht Alles gethan, um einen Theil meiner Schuld abzutragen?" stöhnte Susanne. „Dulde ich nicht willig Deine wüste Lebensweise? bitte ich nicht immer für Dich bei meinem Gemahle? Ich weiß, daß Du mit dem Auswurfe verkehrst, und doch leide ich Deine Gesellschaft in der Nähe meines Sohnes. Du aber bist schändlich, nichtswürdig. Du weißt, daß der Andere hier ist und mar=

terst mich, indem Du Deine schreckliche Erzählung mir zum hundertsten Male wiederholst, statt zu sagen: dort ist Dein verlassenes Kind."

„Man kann Euch Vornehmen nicht oft genug die Vergangenheit heraufbeschwören," sagte Lachaussée. „Auch ist es gut immer zu zeigen, wie abhängig Du bist. Was bietest Du mir also, wenn ich sage, wo und wer Dein Sohn ist?"

„Jean! ich vergehe vor Verzweiflung. Ich besitze Nichts, als meine Diamanten. Nimm sie, aber bedenke, wie leicht kommt die Entdeckung dadurch herbei? wenn der Herzog die Steine zu sehen verlangt? sprich mit dem Vater des Knaben — — —"

„Mit ihm?" schrie der Diener, seine Fäuste ballend und das Gesicht verzerrend. „Niemals — nie — doch ja. An einem Tage werden wir noch ein Mal mit einander sprechen, an dem Tage, wo ich mich rächen werde an ihm, an dem Vernichter meines Glückes, meines Lebens, meiner Seele; rächen durch Dolch — Brand oder Gift. Aber Du," fuhr er ruhiger fort, „Du, Susanne, sollst sehen, daß ich menschlicher denke, als Du glaubst. Ich bin zwar verdammt in der Klemme, doch will ich Dich nicht schrauben. Also: Gaudin von Saint-Croix ist hier in der Nähe von Paris, noch heute zieht er ein, geschmückt mit Ehrenzeichen."

„Jean," rief die Herzogin außer sich. „Er — er wäre hier? oh, laß mich ihn sehen — mein Kind, das lange verloren geglaubte — das schmerzlich verleugnete — geliebte Kind, oh — wo ist es, wo ist Gaudin?"

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thüre. Auf der Schwelle erschien die Gestalt eines jungen, zwanzigjährigen Mannes. Er war ganz in schwarze Serge gekleidet, seinen Hals umgab ein breiter, weißer Kragen, ein kleiner Mantel ward durch dunkel geätzte Stahlknöpfe an den Schultern gehalten. Um seine schlanke Taille trug er

einen Ledergürtel, an welchem zur Linken ein feines, schön gearbeitetes Rappier, zur Rechten ein im Futterale befindliches Dintenfaß nebst Feder herabhingen.

Lange blonde Locken bis auf seine Schultern fallend, das reizendste Gesicht, einem jener herrlichen jugendlichen Köpfe gleich, welche Raphael's Meisterhand der Nachwelt hinterlassen, eine schlanke, kraftvolle Gestalt, so stand seiner Mutter Susanne der junge Herzog René Damarre gegenüber.

„Willkommen! Willkommen, Mama!“ rief der schöne Jüngling. „Du bist schon wieder außer Dir. Gewiß trage ich heute einen Theil der Schuld. Zürne nicht, geliebte Mutter, ich habe nacharbeiten müssen im College. Wir haben gräulich viel zu thun, seitdem ich auch in die medizinischen Studien mich vertiefen muß, aber Magnificus hat nun einmal angeordnet, daß die Schüler der Rechtswissenschaft auch eine Kenntniß des menschlichen Körpers sich erwerben sollen, denn es kann das wichtig sein, wenn wir über Leben und Tod zu entscheiden haben. Also Verzeihung. Wo ist Papa? Lachaussée, ich habe Hunger.“

„René!“ rief die Herzogin, den Kopf des Sohnes an ihre Brust drückend. „Mein lieber — lieber René! Sei gegrüßt!“ Sie lispelte leise: „Armer Gaudin!“ Lachaussée betrachtete von Weitem die Gruppe mit lauerndem Blicke.

„Was ist Dir Mutter?“ fragte René. Du hast wieder einen Deiner bösen Nervenanfälle. Deine Hände sind kalt, Deine Wangen glühen. Oh — seit ich die Medicin treibe, kann ich schon ein wenig mitsprechen. Hattest Du meinetwegen Besorgnisse? Aber Geliebte — wer soll denn mir Etwas anhaben? hier mein Degen ist schon gut bei der Hand, und um die Mittagszeit fällt man über keinen Menschen her, am wenigsten über einen armen Studenten, der nichts in seinen Taschen hat, als einige Auszüge der Pandecten.“

Er warf bei diesen Worten seine kleine Mappe mit munterem Lachen auf den Tisch, küßte die Hand der Mutter und sagte, sich umschauend:

„Wo ist aber Papa? er hat gewiß gescholten. Du hast meine Vertheidigung führen müssen — ja — gestehe es nur, Mama. Aber ich kann schon gut reden und disputiren, wir werden ihn leicht versöhnen. He — Lachaussée, wo bleibt denn mein täglich Brod? Glaubst Du, ich könne mich allein von Documenten, Codices und Dimissorien ernähren? bei Tribonian und Dorotheus, ich habe keine Lust dazu. Gieb zu essen, alter Helote des Hauses Damarre, sonst nehme ich, wo ich es kriegen kann, wofür wäre ich denn ein Ubiquist*) der Sorbonne?"

Lachaussée nahte sich mit unterwürfiger Miene dem jungen Manne.

„Der Herr Papa haben befohlen, daß unten im Gartensalon für Herrn Herzog René gedeckt werden solle. Ich glaube, Pierre wird schon aufgetragen haben, da er den Herrn Herzog René kommen sah."

„Den Studiosus René Damarre," rief der junge Mann heiter. „Komme nicht immer mit dem Titel Herzog zwei Mal in einem Satze angeholpert. Studenten haben gar keine Titel weiter: fahrende Schüler, Leute vom Dintenfaß, Kielhalter, Papierwürmer, Dintenfische — so werden wir gerufen. Es lebe Themis! nun aber zu Tische."

Er nahm den Arm der Mutter, die den munteren Jüngling mit wehmüthigem und doch freudigem Blicke betrachtete. „Begleite mich, Mama, und sei Zeugin, wie ein Mann der Wissenschaft einhauen kann," sagte René. Die Herzogin schickte sich an, dem Verlangen des Sohnes Folge

*) Ubiquisten, Ueberallbefindliche, hießen die Schüler der Sorbonne, die nicht im Lehrgebäude, sondern in der Stadt ihre Wohnungen hatten.



zu leisten. Plötzlich tönte aus der Ferne Trompetengeschmetter.

„Hollah," rief René, „was ist das?"

„Es sind die Regimenter, welche aus der ungarisch-türkischen Campagne zurückkehren. Sie haben heute Revue gehabt vor dem Könige, den Herren von Turenne und Condé auf dem Felde bei Rambouillet," sagte Lachaussée mit einigem Nachdrucke.

Die Herzogin wurde aufmerksam, sie blickte verstohlen den Diener an, der ihr mit den Augen winkte. René zog seine Mutter auf den Balkon. Das Trompetengeschmetter näherte sich. „Ah — das müssen wir noch schnell mit ansehen," rief er. „Die braven Kerle muß ich betrachten. Horcht! sie kommen die Straße Saint-Antoine herauf."

„Sie ziehen durch die Straßen Tisseranderie und St. Germain l'Auxerrois bis zum Louvre, wo die Königin vom Balkone aus, die Prinzessinnen und Damen die Regimenter vorübermarschiren sehen."

Man hörte den Jubel der Menschen und das Stampfen der Rosse. Die Herzogin hatte sich gegen das Geländer des Balkons gedrückt und ließ ihre Blicke in die Straße Saint-Antoine schweifen. Rechts neben ihr stand René, auf der anderen Seite in einiger Entfernnng Lachaussée.

„Da kommen sie! ah — das ist schön," rief der junge Herzog, auf die ansprengenden Reiterregimenter deutend, welche man von dem, an dem ersten Stockwerke befindlichen Balkon deutlich beobachten konnte. Die Soldaten trugen alle grüne Zweige oder Blumen auf den Hüten, Hurrahgeschrei füllte die Luft, eine Menge Roßschweife flatterten über den Linien, und hin und wieder gewahrte man einen schwarzen, in reiche Gewänder gekleideten Sclaven.

Turenne und Condé ritten mit Coligny, Gassion und Lafeuillade vorauf. Dann kamen die Trompeter, diesen

folgten die ersten, diesen wieder die zweiten Offiziere und Diejenigen, welche sich besonders ausgezeichnet hatten. René war ganz versunken in das prächtige, glänzende, funkelnde Schaugepränge.

„Jetzt kommt das Regiment de Tracy," sagte Lachaussée hinauszeigend. Die neue Reiterschaar erschien in der Kreuzung der Straßen. Lachaussée sah scharf in die Ferne. Plötzlich näherte er sich der Herzogin.

„Streng Deine Augen an, Susanne," flüsterte er. Die Herzogin that es mit allen Kräften, sie lehnte sich weit über das Geländer hinaus.

„Siehst Du die Reihe von Offizieren vor der Fronte?"

„Ja — ja."

„Erkennst Du den Marquis von Brinvilliers? den mit der blauseidenen Binde?"

„Ich erkenne ihn."

„Dicht neben ihm rechts fasse den jungen Offizier scharf ins Auge. — Da, jetzt eben parirt er ein wenig sein Pferd — Brinvilliers beugt sich zu ihm. Das ist er — es ist Dein Sohn Gaudin von Saint-Croix."

Ein leiser Schrei entwand sich der Brust Susannens. Sie taumelte und klammerte sich an das Geländer, ihre Hand fuhr zur Brust, um sich auf das stürmisch klopfende Herz zu drücken. Die Reiter zogen vorüber.

„Gaudin — Gaudin," flüsterte sie wieder.

„Madame ist nicht wohl," sagte Lachaussée, die Herzogin unterstützend.

„Um Gotteswillen Mama," rief René hinzueilend. „Was ist Dir? Du bist furchtbar bleich."

„Es geht — vorüber," beruhigte ihn die Herzogin. „Das scharfe Hinsehen, der Lärmen und die blitzenden Waffen haben mich ein wenig erregt."

„Meine süße, geliebte Mutter," sagte René, seinen Arm um die Herzogin schlingend. „Du mußt Dich setzen. Komm. Ich weiß Du gehst gern mit Deinem Studenten. Nicht wahr?" Die Herzogin strich ihm die langen, blonden Locken von der Stirne. „Gewiß, mein lieber Sohn! ich bin am liebsten in Deiner Nähe."

„Und ich bei Dir, wir müssen uns freuen, wir müssen glücklich sein, wenn wir bei Dir zubringen dürfen, meine edle, treffliche Mutter. Wärst Du nur ein klein wenig heiterer — Alles wäre gut. Auch die reinen, engelgleichen Heiligen, zu denen wir Dich zählen müssen, dürfen schon zuweilen lachen."

Die Herzogin senkte die Augen und wandte sich ab. Ihr Blick traf auf die ernste, finstere Gestalt Lachaussée's.

„He! he!" tönte ein Ruf von unten herauf. „Ist der Magister René da?"

„Ja, Papa," rief der Student, sich über das Geländer neigend.

„Komm herab, um einen Sermon zu hören," ließ sich der Herzog vernehmen.

„Komm, liebe Mama," sagte René. „Schütze mich. Ich bin Dein einziges Kind, und dem muß man Etwas nachsehen. Warum hast Du mich verzogen? Papa," rief er laut, „wir kommen."

Die Herzogin und ihr schöner Sohn stiegen in den Gartensalon hinab. Lachaussée blieb auf dem Balkone zurück und blickte nach der Stelle hin, wo die Reiter sichtbar gewesen waren. Dann trat er in den Salon und schloß die Thüren.

Ein Abend bei Anna von Oesterreich.

Die mächtigen Wohnräume des königlichen Schlosses der Tuilerien hatten nur selten die Ehre, Schauplätze großartiger Festlichkeiten zu sein. Obgleich Ludwig XIV. den Ausbau durch Leveau und d'Orbay mit großem Eifer betreiben ließ, und bereits 1654 das vollendet vor sich sah, was nach dem von ihm genehmigten Plane hergestellt werden sollte, schien der König doch nur mit dem Bau so schnell vorwärts gegangen zu sein, um das Schloß, welches fast als Ruine dastand, zu einem Prunkgebäude der Hauptstadt zu erheben. Die Arbeiten zu Versailles, die Wälder von Fontainebleau, und selbst das alte Schloß von Vincennes zogen den Herrscher weit mehr, als die nun fertigen Räume der Tuilerien an. Ludwig mochte lieber in einem Palaste wohnen, den er sich selbst erbaut, dessen Mauern, dessen Umgebungen nach Ueberwindung zahlloser Schwierigkeiten durch den eisernen Willen des Herrschers entstanden waren.

Fand also ein Fest in den Tuilerien statt, so wurde es von der gesammten Hofwelt als etwas Außerordentliches betrachtet. Vom Jahre 1663 an hatten nun die Zimmer nach dem Garten des Schlosses hinaus gelegen, häufiger die Ehre bei Festlichkeiten des Hofes benutzt zu werden. Freilich waren diese Feste ernster, steifer, ceremonieller Art. Die freie Bewegung, die reizende Eleganz, welche der König seinen kleinen Festen in Fontainebleau und dem jungen Versailles zur Vorschrift machte, fielen hier fort. Glänzende Toiletten, die aber in Farbe und Schnitt immer eine gewisse Gravität zur Schau tragen mußten, eine mit halbgedämpfter Stimme geführte Unterhaltung, endlich eine Menge von Leuten, die der entschwundenen Zeit, derjenigen, welche man

mit dem Namen „Ehemals“ bezeichnete, angehörten, das waren die hervorragendsten Dinge bei den Festen in den Tuilerien vom Jahre 1663 bis 1664.

Wenn man die Veranstalterin dieser Festlichkeiten betrachtete, wenn man das düsterglänzende, bewegte, oft und an vielen Stellen mit dichtem, geheimnißvollem Schleier bedeckte Leben derselben sich in das Gedächtniß rief, dann konnte Jeder diesen Ernst begreifen, der auf den Festlichkeiten mit bleiernem Gewichte zu lasten schien. Anna von Oesterreich, die Königin Wittwe, vermochte nicht ein heiteres Fest zu schaffen. Welche Erregungen waren ihr beschieden gewesen? wie viel Täuschungen, gestürzte Hoffnungen? in welche ungeheuren Strudel von Leidenschaft, Intrigue und Politik hatte das Schicksal diese mächtige Frau geschleudert? Und am Abend ihres Lebens konnte sie das Gewonnene und wieder Zerronnene, das Aufgebaute und Gestürzte kaum übersehen; sie konnte nicht ein Mal sagen, wohin es geschwunden? nicht die Stelle bezeichnen, wo sie hinabgesunken waren die stolzen Gebäude; denn Anna von Oesterreich, um deren Augen, Hände und Füße Willen, weil sie so schön, so reizend gefunden wurden, die mächtigsten Nationen Europa's in blutigen Hader kämpfend gegen einander stürmten — Anna von Oesterreich war nur noch ein Schatten, ein Gegenstand äußerlicher, kalter Huldigung und nur deshalb geehrt, weil sie den Namen einer Königin trug und der junge Monarch sein eigenes Majestätsrecht in der Erfüllung strengster Etiquette gegen seine Mutter geachtet sah. Von Einfluß, von Bedeutung war diese arme Königin nicht mehr.

Von all ihren Schöpfungen war nur eine geblieben, eine einzige hatte sich mit voller Macht und Gewalt entfaltet: diese Schöpfung war ihr Sohn, der König. Der Charakter Ludwig's XIV. war durch die Mutter geschaffen,



gemodelt. Als er das Scepter ergriff, hatte er nichts Eiligeres zu thun, als seine Lehrerin und Mutter zu beseitigen. Er küßte ihr zärtlich die Hand, während er Alles zerriß, was sie verbrieft und geschrieben, wenn es seine Plane kreuzte. Er umgab sie mit Hofleuten, anscheinend um den prunkvollen Hausstand der Königin Wittwe recht auffällig zu machen — aber drei Viertheile dieser Leute waren die Späher des Königs. Je weniger er es an äußerlicher Ehrenbezeigung fehlen ließ, um so enger schloß er die Wittwe mit der Krone auf dem Haupte von jeder Zusammenkunft mit den einflußreichen Personen seines Hofes ab. — Er hatte die Maximen seiner Lehrerin gut in sich aufgenommen und verarbeitet. — Arme Königin! die einst eine unglückliche Gattin gewesen und nun eine mit Undank behandelte Mutter war. —

Aber Anna von Oesterreich war noch bedauernswerther, als es den Anschein hatte. Nicht nur die Macht hatte ihr der Sohn genommen, nicht nur eine gewesene Königin durfte sie sich nennen. Sie war eine elende, kranke Königin, doppelt elend, weil sie unter der schimmernden Robe, hinter den blitzenden Juwelen das gräßlichste Leiden barg, dem der Sterbliche verfallen kann.

Im Frühling des Jahres 1664 bewegte sich ein glänzender Zug nach dem neuen Lustschlosse Versailles. Die Anlagen des Königs harrten der Gäste. Unter ihnen, wie ein Götzenbild geehrt durch äußere, hohle Ceremonien, deren Beobachtung fast sämmtliche Anwesende langweilte und verstimmte, befand sich die Königin Anna von Oesterreich. Sie war „auf Befehl“ des Königs die Erste, und genoß die Huldigungen einer reichgeschmückten Menge. Einige Stunden lang träumte sie sich zurück in die Tage der unumschränkten Macht, sie sah sich angebetet von dem schönen Buckingham; der mächtige Richelieu girrte zu ihren

Füßen, ein Blick von ihr entzündete Kriege, eine Bewegung ihrer göttlichen Hand stiftete Frieden.

Die Königin sah auf diese Hand nieder, an deren Fingern Ringe blitzten, jeder dieser Ringe erzählte der Königin eine Geschichte, wenn sie ihn anblickte — ein Geheimniß, ein süßes, längst entschwundenes Glück, oder ein ernstes Mysterium, in dessen Gewebe sich die Fäden wunderbar kreuzten, und von dessen Wirkungen die Bewohner der weiten Länder keine Ahnung hatten.

Und diese Hände waren noch immer schön, diese Arme herrlich, dieser Nacken noch immer königlich, immer noch kühn blitzend diese Augen. Warum sollte die Königin, welche trotz ihrer vierundsechzig Jahre noch den Namen einer schönen Frau verdiente, nicht auch noch herrschen? Unwillkürlich kreuzte Anna von Oesterreich ihre Arme über der Brust. Eine Gebehrde, die sie in den Tagen der Herrschaft stets blicken ließ, wenn sie einen großen Schritt thun wollte.

Als die Königin diese Bewegung machte, die schönen Arme gegen ihre klopfende Brust preßte, fühlte sie plötzlich einen stechenden Schmerz. Dieser Schmerz drang gleich einer langen, glühenden Spitze durch den Busen. Erschrocken fuhr die Königin empor. Sie berührte mit der Hand die Stelle wieder, von welcher der Schmerz auszugehen schien, und wieder durchzuckte jener Stich den Körper. Aber in Mitten des Festes, der ihr dargebrachten Huldigungen, umgeben von den alten Freunden und neuen Feinden, durfte Anna von Oesterreich nicht der körperlichen Leiden gedenken, die ihr ohnehin nur sehr unbedeutend erschienen. Eine Erkältung, die ja so leicht den Besucher der rauschenden, erhitzenden Hoffestlichkeiten überfiel, weiter nichts. — Einige Stunden der Ruhe, Alles ist vorüber.

Unzählige Male hob Anna ihre Hände empor, um einen Gruß zu winken, oder sie dem ehrfurchtsvoll sich

Nahenden zum Kusse entgegenzustrecken. Vielleicht war es die Folge dieser Anstrengungen, daß die Königin gegen Abend die Schmerzen heftiger fühlte. Sie mußte den Festsaal verlassen. Der Arzt Seguin ward gerufen. Als er die Stelle untersuchte, welche die Königin bezeichnete, fand er eine kleine, eichelförmige Erhöhung unter der rechten Brust.

Seguin war ein Schwätzer, dem sein gewandtes Wesen und eine große Suada weit mehr zur Stelle eines médecin de la cour verholfen hatten, als sein unbedeutendes Wissen. Er erklärte die Geschwulst für eine rheumatische Beule und verordnete Einreibungen.

Wenige Wochen später stieß ein Befehl des Königs den Herzog und die Herzogin von Noailles aus den Reihen der Hofleute in die Verbannung, wofür ihnen die Gnade Ludwig's eine Geldentschädigung reichte. Der Herzog und die Herzogin waren die ältesten lebenden Freunde der Königin Mutter. Sie weinte, sie härmte sich. — — Ihre Bitten schlug der König kalt und herrisch ab.

Eine gelbliche Farbe überzog das schöne Gesicht Anna's von Oesterreich. Die Schmerzen nahmen zu. Es ward einsam um diese ehemals so gefeierte Frau, die schwarzen Stunden mehrten sich. Die Härte des Sohnes schlug ihrem Herzen die tiefsten Wunden, sie erinnerte sich Alles dessen, was sie für ihn gethan, erduldet, erlitten. Sie sah sich mit dem Knaben in jener Nacht, als der wüthende Pöbel durch die Frondeurs aufgehetzt den Louvre umtobte, durch die erregten Massen schleichend, sah sich im Rathe sitzen und für die Zukunft ihres Sohnes sprechen — und jetzt bezeigte dieser Sohn ihr nichts — als eine fast beleidigende Höflichkeit.

Sie warf sich auf die Kniee vor dem Crucifixe in ihrem Betzimmer nieder, und als die alte Kammerfrau Molina sich ihr nahte, eine Spanierin, welche in die

Dienste Anna's getreten war, als die Königin noch in Fülle der Macht, des Glanzes den Hof beherrschte, rief sie der Vertrauten entgegen: „Oh diese Kinder! diese Kinder!"

Am Abend dieses Tages war die Königin sehr krank. Sie begann sichtlich abzumagern. Immer bohrender, wüthender, heißer wurden die Schmerzen. Die Königin Wittwe fühlte, daß in ihrem Innern etwas Entsetzliches vorging, daß die Stunden ihres Lebens gezählt waren.

Vallot, des Königs Arzt, eröffnete ihr die Größe des Leidens, ohne es zu nennen. Anna von Oesterreich war ein menschliches Wesen wie jeder gemeine Unterthan, sie griff zu Geheimmitteln, ihr Hof ward nicht leer von Charlatanen; immer weiter fraß der Schmerz.

Eines Tages ward ein Schäfer zur Königin geführt, der eines jener wunderbaren Naturmittel besitzen sollte, deren Kräfte die Kinder des Waldes und der Flur entdeckt haben wollten.

Er besichtigte die Königin Wittwe. Noch hatte man ihr aus Schonung den Namen des Uebels verschwiegen, aber als sie den Schäfer fragte, entgegnete der Alte in ruhigem, derbem Tone: „Sie haben leider den Krebs, Madame. Beschäftigen Sie sich mit Gott." — Die Königin wankte, sie faßte sich bald und sagte zu ihrer Umgebung, die todtenbleich der schrecklichen Antwort gelauscht hatte: „Gott wird mir die Kraft geben, das Elend zu tragen, welches er mir aufgebürdet. Es ist zu meinem Heile."

Das Val de Grâce und die Abtei von Chaillot waren die Orte, welche Anna von Oesterreich von nun an häufig besuchte. Kein Mittel wurde gespart, um das schreckliche Uebel aufzuhalten.

Der König, dessen Herz für seine leidende Mutter zu sprechen anfing, versammelte alle Aerzte von Ruf, um den Fortschritten der Krankheit ein Halt gebieten zu lassen. Die

sorgfältigste Behandlung verschaffte einige Ruhe. Vielleicht hätte sich die Königin noch länger erhalten, aber der Stolz schleuderte sie schneller in das Grab, als Jedermann erwartet hatte; er vergrößerte ihre Qualen bis zum Tage der endlichen Erlösung.

Anna von Oesterreich vermochte es nicht, dem glänzenden neuen Hofe fern zu bleiben. Kaum ließen, durch die starken Mittel, welche der Doctor Vallot angewendet hatte, betäubt, die Schmerzen ein wenig nach, als die Königin sich aufraffte; sie erschien in den Kreisen, welche der junge Herrscher um sich versammelte, sie veranstaltete in den einsamen Räumen von Vincennes Spiele und Abendgesellschaften. Es war, als wolle sie dem Verderben trotzen, als habe sie dem schrecklichen Gesellen mit Hippe und Sanduhr den Handschuh hingeworfen. Sie wollte als Fürstin sterben unter dem Glanze und Gepränge rauschender Feste. Was sie nach solchen Abenden litt, wußte nur Gott, selbst vor ihrer Umgebung suchte sie den Schmerz zu verbergen, bis er stärker ward, als diese mächtige Frau es zu ertragen vermochte.

Ein solches Fest war es, welches am 23sten September in den neu geschmückten Sälen der Tuilerien die Geladenen versammelte. Die Königin Mutter hatte Einladungen ergehen lassen. Man erwartete, daß der König mit seiner Anwesenheit den „Cirkel", wie diese Gesellschaften genannt wurden, verherrlichen werde. Am Nachmittage waren die aus Ungarn zurückgekommenen Regimenter in die Hauptstadt gezogen, viele der hohen Offiziere hoffte man zu sehen, die interessanteste Unterhaltung stand in Aussicht, großes Spiel reizte die Freunde der Karten, denn in den „Cirkeln" der Königin spielte man hoch, und Diejenigen, welche sich der Anwesenheit des Hofes wegen Zwang auferlegen mußten, konnten nach dem Schlusse der Gesellschaft noch in unge-

bundener Weise verkehren, denn die Königin gab schon um Mitternacht das Zeichen zum Aufbruch.

Das war ein glänzender Kreis, der sich um die königliche Familie versammelte. Die schönen Gestalten der Damen, die prachtvollen Gewänder, Fremde von Auszeichnung, dazwischen ein Heer reich galonirter Diener, der Kerzenglanz, eine sanfte Musik — so rauschte, wogte und tönte es durch die Säle.

Mit dem Schlage zehn Uhr sprangen die Thüren auf, und an der Hand ihres Sohnes erschien Anna von Oesterreich unter den Geladenen. Die Königin Wittwe trug eine lange schwarzseidene Robe, deren Schleppe mit silbernen Blumen durchwirkt war. Ihr Hals war entblößt und von einer hochstehenden Fraise umgeben, die aus Brüsseler Spitzen gefertigt, mit Gold an den Rändern durchwirkt und von einer Agraffe, aus Diamanten gebildet, zusammengehalten wurde. Die Haare der Königin durchzogen Schnüre von Perlen, um ihre Handgelenke hatte sie kostbare Armbänder gelegt, und in der Hand trug sie einen spanischen Fächer, dessen Stiel von edlen Steinen funkelte.

Eine tiefe Stille herrschte ringsum. Die Blicke Aller richteten sich auf den König und seine Mutter: die aufgehende und die sinkende Sonne — so standen sie plötzlich in dem mit Menschen gefüllten Saale.

Der König, der diese Stille nicht liebte, begann laut mit den Nächststehenden zu sprechen; nach dieser Ansprache begann auch wieder die allgemeine Unterhaltung.

Als sie eine Zeit lang gedauert, öffneten sich aufs Neue die Thüren und zwei Diener rollten einen Sessel, von schwellenden Polstern gebildet, in den Saal. In diesen Polstern saß eine schöne, junge Dame in glänzender Toilette. Es war *Maria Theresia*, die Königin von Frankreich, Gemahlin Ludwig's **XIV.**, die seine Hand und die Krone, aber nicht



sein Herz besaß. Die Königin Wittwe, welche bereits auf einer Art von Divan Platz genommen, erhob sich bei diesem Anblick und ging, so schnell sie vermochte, auf die Schwiegertochter zu. Alles umdrängte den Rollstuhl.

Maria Theresia hatte den Tag über schon große Anstrengungen gehabt, die Besichtigung des Einzuges, die Empfangsbegrüßungen, aber sie wollte der Einladung ihrer Schwiegermutter folgen. Es war ein Opfer, denn die junge Fürstin befand sich in jenem Zustande, der die zarteste Aufmerksamkeit, die höchste Sorgfalt erheischte — nur noch wenige Tage, und die Königin gab vielleicht Frankreich einen Prinzen, der einst die Krone der Herzöge von Orleans tragen sollte.

Sobald die Begrüßungen vorüber waren, öffnete sich der Kreis wieder. Welche Namen, welche Geschlechter von Macht und Ansehen waren vertreten! Die Rangis, die Fertés, die Nemours und Artignys, ein langes Register der glänzendsten Namen stand verkörpert in dem Saale der Tuilerien. Die Herzöge von Bouillon, Crequi, Alençon und Brancas; da waren die edlen Gestalten der Valois, der Longuevilles, die reizenden Gesichter der Schwestern Bethune, die majestätischen Erscheinungen der beiden Condés, welche beinahe an Stelle des Königs und der Königin in diesen Räumen gestanden hätten, wären die kühnen Anschläge dereinst geglückt, als sie um die Krone Frankreichs kämpften.

Mit ihnen Allen wetteiferten an Liebreiz und Hoheit zugleich zwei der interessantesten weiblichen Wesen: Henriette von England, Gemahlin Philipp's von Orleans. Der Gatte, Bruder des Königs, war sehr mißlaunig, sehr finster, wenn er nicht nach seinem Willen leben, sich bewegen konnte, und die Abende bei der alten Königin waren gegen seinen Willen veranstaltet worden.

Schon über den Frühling ihres Lebens weit hinaus, aber noch immer zu den bevorzugten Erscheinungen zählend, stand Maria Louise, Herzogin von Monpensier als eine der interessantesten Persönlichkeiten in dem Kreise des Hofes. Es waren seltsame Gedanken, welche den stillen Zuschauer ergriffen, wenn er diese Persönlichkeiten betrachtete. Da stand, dicht neben dem Sessel der Königin Wittwe, Marie Louise und fächelte der ermatteten Frau Kühlung zu. Ihre Hand hielt den Fächer — es war dieselbe Hand, welche von der Plattform der Bastille herab den ersten Kanonenschuß auf die Truppen abgefeuert hatte, als diese in die Stadt Paris dringen wollten, und dicht neben ihr scherzte und lachte Henriette von Orleans, die einst bei Nacht und Nebel aus dem Vaterlande flüchtete, geführt von der weinenden, trostlosen Mutter; die einen Vater durch das Beil des Henkers verlor, die bestimmt ward, der Preis eines Bündnisses zwischen England und Frankreich zu sein und einem Gatten anzugehören, dem sie abgeneigt war, dem sie nicht ein klein wenig Liebe entgegenbringen konnte. Aber sie lachte, sie scherzte! Sie warf ihre zündenden Blicke umher, bis sie auf einen schönen, bleichen Mann trafen, dieser Mann war der Graf Guiche. Als der Graf die Augen der Herzogin auf sich gerichtet erblickte, führte er verstohlen einen Finger der rechten Hand an die Lippen: „Einen Kuß für Dich, Henriette von Orleans!“ murmelte er leise.

Die Versammlung wich nach beiden Seiten auseinander, als der Herzog von Crequi, der erste Edelmann des Hofes, sich dem Könige mit der Frage nahte: Ob der Monarch die Einführung der neuen Damen gestatten wolle, welche die Königin zu Palastdamen erwählt habe.

Auf die bejahende Antwort des Königs entfernte sich Crequi. Zu gleicher Zeit rollten zwei Pagen einen Sessel für Ludwig neben den seiner Mutter, so daß der Monarch

zwischen Anna von Oesterreich und seiner Gemahlin saß. Er unterhielt sich lebhaft mit Beiden und bezeigte namentlich der Königin eine auffallende Rücksicht. Aber in der Mitte des Saales, von einem besonderen Hofstaate umgeben, stand Diejenige, der seine Liebe gehörte, die interessante, durch ihre glühende Neigung für den König fast allgemein entschuldigte Sünderin: Louise Françoise Herzogin von La Vallière. Die Königin Wittwe hatte ihre Augen abwechsend auf die La Vallière und die Königin gerichtet. Sie genoß in der Stille ihren Triumph, denn eine erklärte Gegnerin der Herzogin, bemerkte sie bald, wie bitter die Geliebte diese Bevorzugung empfand. Die Königin Wittwe hatte heut Abend außer der persönlichen Huldigung, welche man ihr darbrachte, noch die Genugthuung: des Königs Maitresse in höchst peinlicher Lage zu erblicken, denn nicht nur schmerzte die augenblickliche Vernachlässigung die La Vallière, sie war zu bescheiden, um eine glänzende Stellung offen neben der Königin einnehmen zu wollen, sie mußte aber auch sehen, wie hinter dem Sessel Anna's von Oesterreich die Damen de Motteville und de Flex als Ehrendamen standen, während die Herzogin von Brancas, dieses Postens verlustig erklärt, sich unter der Menge befand, weil sie mit der La Vallière in einem Wagen gefahren war.

Noch ganz befangen von dem Schmerze, welchen die offenbare Feindseligkeit gegen ihre Person erweckt hatte, merkte die La Vallière kaum auf die Sensation, die das Erscheinen der vorzustellenden neuen Hofdamen erregte.

Der Herzog von Crequi, die Herzoginnen Montausier und Valois erschienen von zwei jungen Damen begleitet, deren Schönheit ihre prächtigen Toiletten verdunkeln machte. Die erste war Fräulein de la Mothe Houdancourt, die zweite Athénais Marquise von Montespan.

Athénais' Schönheit hatte sich zu höchster Pracht ent-

faltet. Ihre kindlichen Züge, die Lieblichkeit des Lächelns waren einer imposanten Hoheit gewichen, welche auf ihrem edlen Gesichte ruhte. Sie trug das Haupt stolzer, als sie es in den stillen Wäldern von Mortemart gethan, wo statt der blitzenden Juwelen, die es heute schmückten, der einfache Strohhut ihr prachtvolles Haar bedeckte. Die einst schüchtern blickenden Augen durchliefen die dichtgedrängten Schaaren der Hofleute, ohne sich zu senken. Die gefahrvolle Welt, welcher Athénais bereits angehörte, flößte ihr keine Furcht mehr ein, sie schien viel mehr herauszufordern, als zu zagen, sie hatte einsehen gelernt, daß sie eine Erscheinung war, deren Glanz verwirrte, blendete, begeisterte. — Das Fräulein von Houdancourt verschwand neben dieser Fülle von Reizen, und als Athénais in den Kreis trat, rief die galante Herzogin von Monaco, eine Kennerin weiblicher Schönheit: „Ah — das ist ein herrliches Wesen."

Mit lauter Stimme verkündete der Herzog von Crequi die Namen der beiden Ehrendamen. Als der König die Montespan nennen hörte, richtete er sich in seinem Sessel hoch auf und neigte sich ein wenig. Athénais nahte dem Platze, wo die Königin saß, um den üblichen Kuß auf die Hand der Monarchin zu drücken. Als sie bei dem Sessel des Königs vorüberging, begegnete sie den forschenden Blicken Ludwig's, und wie aus dem Nebel aufsteigend, stand vor ihrem innern Gesicht der Augenblick, wo im väterlichen Schlosse Marquis von Peguilhen ihr das verführerische Bild des Königs reichte. Jetzt hatte sie ihn dicht in ihrer Nähe den vergötterten Herrscher, um dessen Besitz Millionen die La Vallière beneideten, jetzt sah sie diese Augen auf sich gerichtet, die nur zu winken brauchten, um die Schönsten der Erde in die Arme des mächtigen, alle Sinne bethörenden Herrschers zu führen. Die Gewalt des Augenblickes war zu überwältigend. Athénais zitterte leicht, sie

senkte die Blicke zu Boden und erröthete. Der König gewahrte es. Er liebte es sehr, wenn man vor ihm Befangenheit zeigte, und zu seiner Mutter sich neigend flüsterte er: „Sie ist wunderhübsch diese Marquise."

Die Frau von Motteville reichte der Königin ein blauseidenes Band mit goldenen Nestelstiften, welches Maria Theresia der Marquise an die Schulter heftete, damit war die Ceremonie vorüber. Fräulein von Houdancourt wurde in derselben Weise geschmückt, dann traten die beiden Neuaufgenommenen zur Königin Wittwe und küßten ihr die Hände, endlich wurde die Marquise von Montespan durch Monsieur, der sich besonders für ihre Anstellung bei Hofe interessirt hatte, zum Könige geleitet. Die Hand der schönen Dame zitterte.

Ludwig erhob sich und lüftete mit galanter Verbeugung den kleinen Sammethut, der sein Haupt bedeckte.

„Madame," sagte er mit freundlichem Lächeln. „Sie sind ein schöner Stein in dem Schmucke, den die reizenden Damen unseres Hofes bilden. Ich heiße Sie willkommen."

Athénais verbeugte sich tief. „Sire, ich hätte nicht gewagt um eine solche Ehre zu bitten, wenn die Güte des Herrn Herzogs mich nicht dazu ermuthigte. Verzeihen Sie meine Kühnheit."

„Sie sind willkommen. Ich wiederhole es noch ein Mal. Sie haben nicht allein dem Herrn Herzoge diese Auszeichnung zu danken, Ihre Schönheit und die drei edlen Namen: Mortemart, Tonnay-Charente, Montespan, welche Sie führen, sind ebenfalls von Einfluß auf meine Entscheidung gewesen." Er grüßte wieder. Athénais trat zurück.

Der König wendete sich nun mit einigen Worten zu Fräulein von Houdancourt, dann trat er, mitten durch die Hofleute schreitend, zur Herzogin von La Vallière.

Die Königin Wittwe richtete sich auf, ihre Blicke waren ernst, ihre Stirn zog sich in Falten. Maria Theresia schien diese Begrüßung der La Vallière nicht zu bemerken, sie plauderte mit den Damen ihrer Umgebung.

„Haben Sie wohl bemerkt, wie das Antlitz des Königs sich erheiterte, als die Montespan seinem Sitze nahte?“ fragte der Marquis von Guercheville einen neben ihm stehenden Cavalier.

„Ich sah es so gut wie Sie,“ entgegnete der Gefragte. „Die arme La Valliére. Vor dieser Schönheit erbleichen sie Alle. Wir werden sehen, wohin das führt. Der heutige Abend ist von Wichtigkeit.“

„Aber, Chevalier, die Montespan ist eine Freundin der La Vallière.“

„Um so gefährlicher. Die Freundinnen der erklärten Geliebten sind deren schlimmste Feinde. Hier ist die größte Gefahr für La Vallière. Diese kleine Marquise ist so geistvoll und gewandt als schön. Sie steht in gleicher Achtung bei der Königin Wittwe wie bei Maria Theresia, und hat bei den Nonnen von Chaillot ebenso leicht Zutritt als bei der La Vallière.“

„Und trotz dieses Umganges mit der Herzogin gestattet die Königin Wittwe, daß die Montespan als Palastdame angestellt wird?“

„Hm,“ sagte der Chevalier de Lorraine sich umsehend. „Wer weiß, was die Dame beabsichtigt. Es ist längst kein Geheimniß mehr, daß gegen die La Vallière Etwas im Werke ist. Wenn man schon hinter die Beichtväter sich steckt, was wollen Sie mehr? Wie, wenn man die Montespan zum Werkzeug politischer Intriguen brauchen wollte? Die sanfte La Vallière hat sich nie zu dergleichen hergegeben, sie hat auch vielleicht nicht den Verstand dazu. Aber die Montespan ist geistvoll genug, um eine

Intrigue zu leiten. Die Königin Wittwe will noch am Abend ihres Lebens eine große Schlacht gewinnen, die sie schon lange kämpft, ohne daß der Sieg auf ihre Seite sich wendet. Ich behaupte: die Einführung der Marquise von Montespan hängt mit wohlüberlegten Plänen zusammen, sonst hätten wir die schöne Marquise nicht in diesen Kreis, wenigstens nicht in das Register der Hofdamen aufnehmen sehen, aus welchem die Herzogin von Brancas gestrichen wurde, weil sie ein Mal mit der La Vallière durch den Cours de la Reine spazieren fuhr, während doch die Montespan täglich einen Besuch bei der La Vallière macht, wenn der König nicht anwesend ist. Seit sie Hofdame geworden, wird der Monarch sie öfter bei seiner Auserwählten finden, bis sie ihm lieber ist als die La Vallière."

„Das ist ein gefahrvolles Unternehmen für die Montespan. Eine einzige schwache Stunde des Königs, ein kurzes Wiedererwachen der alten Liebe und wehe den Mortemarts, den Montespans. Wenn auch die La Vallière nichts von der Intrigue ahnen sollte, es giebt Leute genug, die sie von der Gefahr unterrichten."

„Gefahr! Gefahrvoll — bah. Eine Erscheinung gleich der Montespan hat die Gefahren nicht zu scheuen, und des Königs Herz ist weit. — Aber da kommt der Marquis von Brinvilliers, er ist soeben von dem Könige angeredet worden. Sein Arm ruht noch in der Binde."

Der Marquis von Brinvilliers schritt wirklich, aus einem Schwarme von Hofherren und Damen sich hervorarbeitend, auf die beiden Herren zu. Er war in Galauniform, trug den linken Arm in einer rothseidenen Binde, sah aber heiter und wohl aus. Bis er die Bezeichneten erreicht hatte, wechselte er noch verschiedene Grüße mit den anwesenden Offizieren der Regimenter, welche heute den Einzug gefeiert hatten. Diese Herren waren zur Hoffest-

lichkeit befohlen worden, und die ganze Unterhaltung drehte sich um die Ereignisse des Krieges.

„Mein lieber Chevalier,“ sagte Brinvilliers zu Lorraine tretend. „Ich grüße Sie in Paris.“

„Und ich Sie. Wir haben von Ihrer Verwundung mit Bedauern gehört.“

„Sie war nur leicht, ohne Gefahr, wie Sie sehen, ohne Gefahr. Aber es hätte übel ablaufen können.“

„Lassen Sie doch hören. Es soll Ihnen hart ergangen sein. Nicht viel fehlte, und ihr Kopf zierte heut die Pikengitter eines türkischen Gartens oder Thores.

„Verschonen Sie mich mit der Wiederholung der Erzählung, Chevalier. Ich glaube, daß ich heute Abend mindestens zehn Mal die ganze Affaire berichten mußte. Es genüge Ihnen, wenn ich bekenne, daß ich furchtbar in der Klemme, daß ich nur einen Finger breit vom Rachen Charon's entfernt war und ohne die Dazwischenkunft eines wackren, braven Offiziers auch sicherlich das verfluchte Fahrzeug bestiegen hätte. Dieser kühne Mann hat mich gerettet.“

„Und wer war dieser Brave?“

„Ein junger Lieutenant von Tracy=Dragonern Namens Gaudin von Saint=Croix.

Lorraine und Guercheville sahen einander an und zuckten die Achseln.

„Ich kenne den Namen nicht,“ sagte der Chevalier.

„Ich ebensowenig,“ entgegnete der Marquis von Guercheville.

In diesem Augenblicke rief der erste Huissier des Saales: „Seine Majestät beginnen das Spiel, es ist gestattet eine Karte zu nehmen.“

Der König hatte den großen Saal verlassen und war

in eines der weiten Nebengemächer gegangen, wo ein breiter Tisch mit grünseidener Decke belegt, von hohen Stühlen umgeben, die Spieler erwartete. Am Ende des Tisches stand Bontems, vor ihm eine offene Cassette, in welcher eine große Anzahl Goldrollen lagen.

Der König setzte sich an den Spieltisch. Ihm zur Seite nahm die Königin Wittwe Platz, auf der anderen Seite ließ sich der Herzog von Orleans nieder. Alle Uebrigen standen. Der Marquis von Lauzun reichte dem Könige die Karten. Das Spiel begann. —

„Herzog von Crequi," rief der Monarch sich umschauend. „Führen Sie die Herzogin von La Vallière an den Spieltisch. Ich wünsche, daß sie eine Karte nehme." — Jedermann blickte auf die Königin Wittwe. Anna von Oesterreich's Gesicht zeigte nicht die geringste Bewegung, sie zuckte nur leicht mit den Lippen. Crequi erschien mit der Herzogin von La Vallière und lud sie im Namen des Königs ein, an dem Spieltische Platz zu nehmen, die Geliebte saß der Königin Wittwe gegenüber.

Maria Theresia hatte bereits die Tuilerien verlassen.

Einige Schritte von dem Platze der La Vallière entfernt stand eine Gruppe, welche die mit so hoher Auszeichnung beehrte Dame gespannten Blickes betrachtete. Es waren der Marquis Henri von Montespan, der Herzog von Mortemart und die neue Palastdame Athénais Marquise von Montespan.

Das liebenswürdige Gesicht der La Vallière glühte vor Verlegenheit und Freude zugleich. An diesem Abende war sie den neuen Erscheinungen gegenüber zurückgesetzt worden; sie fühlte, wie die Einladung der Königin Wittwe nur an sie ergangen war, um ihr eine Niederlage zu bereiten, um ihr zu zeigen, daß sie in Mitten der hohen Gäste nur eine kleine unbedeutende Adlige sei, deren ganzer Vorzug darin

bestand, daß sie durch eine verbrecherische Leidenschaft auf wenige Stunden zur Macht gelangte. Sie sollte in Furcht gesetzt werden durch die Schönheit der Montespan, welche dem Könige zum ersten Male gezeigt wurde.

Louise de La Vallière fürchtete das Alles nicht. Sie liebte den König so glühend, so innig; er hatte sie um ihrer Liebe willen an sein Herz gezogen — wie war es möglich, daß diese Liebe schwinden konnte? Wenn der König auch, durch die Etiquette gezwungen, sich nicht allein der Herzogin widmen durfte, wenn Maria Theresia, die rechtmäßige Gattin, durch ihre Anwesenheit der Zärtlichkeit Ludwigs zur La Vallière auch Schranken setzte — Louise harrte des Augenblicks, der ihr einen stillen Triumph bereiten sollte, aber eine solche Auszeichnung hatte sie nicht erwartet, nicht einmal gewünscht. Sie fürchtete die öffentlichen Beweise der Neigung des Königs, denn sie war sich ihrer Sünde bewußt, aber die Liebe zu Ludwig war stärker in ihr als Gewissen, Vernunft — Gott. —

Zitternd empfing sie die Nachricht von der Einladung des Königs, zitternd setzte sie sich.

„Oh — welch' eine Situation," flüsterte Marquis Henri von Montespan seiner Gattin zu; „sieh, Athénais, wie verlegen die Herzogin ist."

„Du hast Recht," sagte Athénais. „Sie ist zu schüchtern. Wenn man einmal diesen Weg betreten hat, muß man ohne Wanken und Zagen auf ihm dahinschreiten."

Der Marquis blickte seine Gemahlin ernst, fast traurig an. „Es ist der Unterricht der Frau von Parabère, der Herzogin d'Albret und der Marquise von Brinvilliers, die Dir, meine Athénais, solche Weisheit predigen. Sieh — wie die Hand der La Vallière zittert, sie fühlt ihre Schuld — da — vor ihr liegt Gold, sie hat es gewonnen, sie wagt nicht den Arm auszustrecken, es scheint, sie möchte

lieber in den Boden sinken als sich bewegen. Ist das ein Glück?"

„Es ist ein Glück," sagte Athénais, wenn man so geliebt wird, wie Louise de La Vallière von König Ludwig — es ist ein Unglück, wenn die Liebe mit solchen Opfern erkauft werden muß, mit Ruhe, Glück, Ehre."

„Es ist mir eine Wonne, Dich so sprechen zu hören, Athénais," flüsterte der Marquis. „Ich habe an Deine Erhebung zur Palastdame große Hoffnungen für unsere Familie geknüpft, deshalb gab ich sie zu. Meide die La Vallière."

„Wie — diese unglückliche Glückliche? weshalb Henri? ich kürze ihr die Zeit durch meine Unterhaltung, ich würde mich schämen, wenn ich aus Furcht vor der Verführung zurückwiche, mich versteckte. Ich mag die La Vallière wohl leiden, ich begreife es, daß sie ihrer Liebe Alles opfert, aber ich sage dreist: Lieber Alles ertragen, als die Stelle der La Vallière einnehmen."

„Das ist ein großes Wort," sagte plötzlich eine Stimme hinter der Marquise. Die Montespan wendete sich um. „Louise von Brinvilliers," rief sie. Die Marquise reichte der Freundin die Hand.

„Ich habe Dich heut Abend noch gar nicht begrüßen können," sagte sie. „Mein Herr Gemahl schleppte mich umher, wobei ich wohl ein Dutzend Mal seine Erlebnisse im Felde anhören mußte. Herr Marquis, ich gratulire zu der Auszeichnung, die Ihrer schönen Gattin zu Theil wurde, noch mehr aber Ihnen zu einer solchen Frau, die Grundsätze hegt, wie wir sie soeben vernommen haben. Bleibe Jeder fern von den Wegen der Unglücklichen, die dort in dem glänzenden Kreise sitzt."

„Du warst einst anderer Meinung," sagte Athénais von Montespan. „Ich weiß, daß Du mich immer in die

Höhe ziehen wolltest." — Sie blickte verlegen auf ihren Gatten.

„Die Ansichten wechseln, meine Liebe. Ich lebe nicht glücklich in meiner Ehe, alle Welt weiß es, und solch ein Leben erzeugt zuletzt eine Ruhe, eine Abgestumpftheit gegen alle Auszeichnungen. Was hilft, wenn das Herz nicht befriedigt wird, der Prunk? was nützen die eitlen, flimmernden Tändeleien? zerbrechliches Spielwerk. Eine Stunde in belehrender, interessanter Gesellschaft zugebracht ist mir jetzt mehr werth, als diese königlichen Feste, und ich bin so glücklich, seit einiger Zeit solchen Umgang gefunden zu haben, der mich erhebt, erfreut, begeistert."

„Wo ist dieser interessante Kreis zu finden, der meine schwärmerische Marquise so fesselt?"

„Es ist das einfache Haus der Wittwe Scarron, die von einer Pension der Königin Wittwe lebt. Ihres Gatten Name ist jedem Franzosen von Bildung hinlänglich bekannt."

Als die Marquise von Brinvilliers diese Worte sprach, entstand an dem Spieltische eine heftige Bewegung. Man sah den König sich erheben. Die Rufe: Wasser! den Arzt! erschallten, und die Anwesenden liefen nach allen Seiten.

Was war geschehen?

Wer die Ehre hatte, mit dem Könige spielen zu dürfen, sah natürlicherweise viel weniger auf den Gewinn, als auf die Bevorzugung, welche ihm dadurch zu Theil ward, daß er mit Ludwig zugleich eine und dieselbe Karte besetzen durfte. Für die höchste Ehre aber ward es angesehen, wenn gegen Se. Majestät zu spielen erlaubt ward. Der König zog dann die Karten eigenhändig ab und bezeichnete die Pointeurs. Wer verlor, fühlte sich sehr geschmeichelt, aber den höchsten Grad von Auszeichnung erhielt Derjenige, dem der Monarch das Geld zurückzahlte, welches er als Gewinner einziehen konnte. Nun hatte Ludwig die La Vallière

bereits zwei Mal aufgefordert, gegen ihn zu spielen. Die Königin Wittwe keuchte leise vor Aerger, sie würdigte die La Vallière keines Blickes, sah dagegen, wie die Augen der Hofleute mit einer Miene des Bedauerns der Ohnmacht Anna's auf ihr, der Königin, ruhten. Die La Vallière spielte glücklich. Endlich verlor sie eine Karte. Mit bebender Hand zahlte sie die ausgesetzte Summe dem Könige hin, als Ludwig plötzlich mit graziöser Handbewegung ihr das Gold zuschob nnd sich über den Tisch neigend laut sagte: Nehmen Sie diese Goldstücke freundlich von ihrem Gegner an, liebe Herzogin."

Das war zu viel. Anna von Oesterreich's Hände knitterten die Karten, es war ihr, als müsse sie mit Allen zugleich in den Boden sinken, sie wollte sprechen, aber ein furchtbarer Schmerz zerriß ihre Brust. „Luft! Luft!" rief die Königin Wittwe, „ich sticke."

„Was ist Ihnen, gnädige Mutter?" rief der König. „Hülfe, Ihr Herrschaften. Die Majestät unterliegt sonst diesem Anfalle.." Daher das Geschrei, das Laufen, die Unruhe. — —

Nach einigen Minuten ward der Königin besser, vier Diener hoben den Sessel mit ihr empor und trugen sie hinaus. Der König brach auf und eilte kurz grüßend durch die Reihen der bestürzten Gesellschaft. Die La Vallière war verschwunden.

„Es ist wegen der Auszeichnung der La Vallière geschehen," flüsterte die Brinvilliers Athénais zu.

„Diese Herzogin muß stolz darauf sein, so gehaßt zu werden, denn Anna von Oesterreich weiß am besten, wie groß die Liebe des Königs zu der La Vallière ist. An der Größe ihres Hasses kann man die Liebe Ludwig's ermessen.

„Ja wohl," seufzte leise Athénais. „Er liebt sie sehr. Er wird sie ewig lieben."

„Wer weiß das?“ entgegnete die Marquise. „Ja, wenn La Vallière so schön wäre wie Du? aber hast Du sie nicht betrachtet? ihre Reize sind welk, die Arme wird sich bald getäuscht sehen. Wenn ein Wesen, das zum Beispiel Dir gliche, seine Neigung dem Könige schenken wollte, es wäre um die La Vallière geschehen.“

„Maria, Du bist schwankend in Deinen Ansichten. Vor wenig Augenblicken sprachst Du von dem Glücke, einer solchen Laufbahn fern bleiben zu können.“

„Ich — ja ich. Mein Leben ist abgeschlossen,“ sagte die Brinvilliers ernst. „Meine Freuden sind dahin. Aber Du, meine schöne Freundin! ich lebe nur noch in einer anregenden, geistreichen Unterhaltung. Du aber? St! St! Dein Mann hört uns. Wenn ich vorhin so sprach, geschah es, weil er zuhörte. Denkst Du noch an unsere Unterredungen in Schloß Mortemart? erinnerst Du Dich meiner Prophezeihungen? Athénais, Du hast heute Abend den ersten Schritt auf gefährlicher Bahn gewagt. Sieh nicht rechts noch links, sondern nach dem Ziele, welches vor Dir liegt.“ Ihre Stimme hatte sich in ein Zischen verwandelt, sie sah bei jedem Worte hinter sich, sie hielt Athénais fest bei der Hand. Jede Sylbe vernahm die Marquise.

„Nun, Madame,“ rief plötzlich Brinvilliers, „ich dächte, wir suchten unser Hôtel. Meine schöne Ehrendame, Sie verzeihen, aber ich bin müde von dem Einmarsch her. Ihren Arm, geliebte Gattin. Morgen steht unserm Hause eine Freude bevor, lieber Marquis,“ rief er sich zu Montespan wendend. „Ich stelle meiner Gattin den Retter meines Lebens vor. Adieu! wir sehen uns bald.“

Er führte die Marquise die Treppe hinunter. Maria von Brinvilliers warf der Freundin einen langen, bedeutsamen Blick zu.

„Ein sonderbares Paar,“ sagte Montespan.

„Sie sind Beide ein wenig wunderlich," entgegnete Athénais. „Aber die Marquise liebt mich wirklich."

„Es ist mir, als sei es die Liebe einer Klapperschlange, Athénais. Indessen, Du bist so klug, so gut, was sollst Du von der Marquise zu fürchten haben?"

„Nicht wahr?" lachte Athénais. „Sie wird mich nicht in ihren Umwindungen ersticken."

Die Marquise erbebte leicht. Sie gedachte in diesem Augenblicke des Buches, die Gestalt des erschlagenen Kaplans erhob sich vor ihren Blicken, und ängstlich ergriff sie den Arm Montespan's, von welchem geführt sie eilig die Treppe des Palastes hinabstieg, die in das Vestibule führte.

Hier war ein vollständiges Meer von Läufern, Pagen und Dienern. Die Abfahrenden rüsteten sich, draußen rollten, aus der Straße Nicaise kommend, die schwerfälligen Kutschen vor, Fackeln und Windlichter warfen ihren Schein auf den Platz der Tuilerien, den eine gaffende Menschenmenge umstand, Sänften trug man ab und zu, und dazwischen sah man einige Gäste des königlichen Festes von bewaffneten Dienern geleitet den Palast verlassen. Die Straßen waren in jener Zeit um Mitternacht sehr unsicher. Die Montespans bestiegen ihren Wagen. An der Ecke der Straße Saint-Honoré begegnete ihnen ein langer Zug. Eine schwarze Kutsche, von vier Pferden langsam gezogen, fuhr gegen das Thor Saint-Honoré. Zwei Diener ritten voraus, zwei hinterdrein. Auf den Schlägen saßen Lakaien mit Fackeln in den Händen. „Es ist der Wagen der Königin Wittwe," sagte Montespan; „sie hatte heut einen schlimmen Abend. Ihr Sohn ahnte nicht, was sie litt."

„Er liebt die La Vallière," versetzte Athénais kurz.

Anna von Oesterreich fuhr nach Vincennes. Man hatte sie eiligst in den Louvre getragen, weil eine Verschlimmerung

befürchtet wurde. Sie fühlte sich aber bald besser und verließ den Palast. Sie sollte ihn nur wieder betreten, um daselbst zu sterben.

Gifte.

Wir müssen einige Stunden zurückgehen. Der Leser wird sich erinnern, daß der Graf Lauzun nach seinem Dienste bei dem Lever des Königs durch den Louvre-Garten und über die Drehbrücke ging, dann in den Laden eines Baders La Vienne trat.

Dieser Laden befand sich auf dem Pont Neuf oder vielmehr auf dem Platz Dauphin, der von der Mitte der Brücke aus sich in die Stadttheile hineinzieht, und zwar in dem Eckhause des Quai des Orfèvres. Die Brücke (Pont Neuf) bildete damals noch weit mehr wie heute einen wichtigen Verkehrspunkt. Auf derselben standen eine Menge kleiner Häuschen und Buden, in denen Verkaufsgeschäfte aller Art etablirt waren, und da sie das nächste, bequemste Verbindungsmittel zwischen dem Louvre und der Isle du Palais war, so fand eine sehr lebhafte Promenade aller Stutzer, Elegants, Hofherren und Damen auf dem Pont Neuf statt. Carossen, Diener, Sänften eilten den ganzen Tag über hin und her, selbst die Bettler hatten ihre einträglichsten Stellen auf dem Pont Neuf, dicht bei dem Gitter der alten Statue König Heinrich's IV., die auf demselben Punkte sich befand, wo die neugegossene des großen Königs heute zu sehen ist.

Der Bader La Vienne hatte demnach keine ungünstige Stelle zur Errichtung seines Geschäftes erwählt, denn wer über den breiten, schönen Quai des Orfèvres in die Straße Saint-Louis bis zur Brücke des heiligen Michael gehen wollte, ein Weg, den die Meisten einschlugen — der mußte unmittelbar an dem Laden des Baders vorüber.

Nun gab es zu jener Zeit in Paris noch nicht allzuviel Orte, an denen die Müßiggänger der Stadt sich ohne Zwang versammeln konnten, wo man Neuigkeiten erfuhr, wo die schönsten Damen von zweideutigem oder sonstigem Rufe für Jedermann zu gewissen Zeiten sichtbar waren. Aus Mangel an solchen Versammlungsorten hatte die elegante Welt sich die Parfümerieläden, die Lokale großer Fruchthändler und dergleichen zu Rendezvous-Plätzen ausersehen. Da nun der Laden des Baders La Vienne an einem der besuchtesten Punkte von Paris gelegen war, gab es fast keine Tageszeit, während welcher das Local nicht mit Besuchern angefüllt gewesen wäre.

La Vienne war ein sehr gefälliger Mann. Er gehörte zur Innung der Bader, beschäftigte sich neben seiner Fabrikation von Seifen, Pomaden und Essenzen auch mit Frisiren, Rasiren und Aderlassen. La Vienne stand aber auch für andere Dinge den ihn Besuchenden zu Diensten. Sein Haus war nach dem Pont Neuf hinaus nur drei Fenster breit. Das Parterre hatte er ganz für sein Geschäft bestimmt und es zu einem großen, tiefen Laden umgestaltet. Die Wohnung des Baders war im ersten Stocke, und eine zierlich gewundene Wendeltreppe führte von dem Verkaufslokale hinauf in La Vienne's Gemächer.

Unter dieser Treppe befand sich aber halb versteckt eine kleine Thür, welche unmittelbar aus dem Laden in einen engen Flur und von da über den schmalen Hof in das Hintergebäude führte. Hier war es so stumm und einsam

wie in einem Grabgewölbe. Die hohen Stockwerke ließen nur den Himmel sehen, während sie die Nachbarhäuser weit überragten und jeden Einblick in die Hof- oder Wohnräume verhinderten. Das vierstöckige Haus zeigte vor jeder Etage Gallerien, welche von Eisengeländern umgeben und mittels kleiner Treppen unter einander verbunden waren.

Diese Räume hatte Herr La Vienne seinen Kunden, den alten Freunden seines Geschäftes bestimmt, wenn diese einen Abend ungestört zubringen wollten. Es war der geheime Zusammenkunftsort Liebender, die elegante Höhle wüster, schwelgerischer Orgien, der unbelauschte Platz für Spieler und das ungeahnte Geschäftslokal berüchtigter Kupplerinnen.

Herr La Vienne hielt stets einen großen Vorrath der feinsten Essenzen und Pomaden, der reizendsten Fächer, Handschuhe, Spitzen und aller zur Toilette gehörigen Gegenstände.

Diese Dinge standen in reizenden Büchschen und Kästchen, in herrlich geschliffenen Gläsern, zierlichen Cartons und durch farbige Bänder gehalten, auf reichgeschnitzten Consolen umher.

Die Feinde dieses Geschäfts behaupteten, daß Herr La Vienne außer seinem Handel mit harmlosen Toilettenartikeln, außer der bereitwilligen Vermiethung seines Hintergebäudes zu Zwecken aller Art, noch gewisse Droguen verkaufe, deren Gebrauch das Gesetz streng verbot und die zur Beseitigung der Folgen von Fehltritten benutzt wurden. —

Die Roué's der damaligen Zeit gehörten deshalb zu den eifrigsten Vertheidigern des Baders, denn außer den erwähnten Mitteln verkaufte La Vienne auch ein Pulver, welches er mit dem seltsamen Namen: „Poudre de Poleville“ bezeichnete. Diesem Pulver ward eine stärkende Wirkung zugeschrieben, und mehr als eine Familie von

altem Namen sollte Herrn La Vienne's Kunst das Glück verdanken: Nachkommenschaft zu besitzen.

Daß die Kasse des Baders sich durch solche Waarenverkäufe ansehnlich füllte, bedarf keiner Frage. La Vienne war übrigens ganz und gar Geschäftsmann, das heißt, er leitete in Gemeinschaft mit seiner Frau nur den Handel. Die Fabrikation überließ er seinem Gehülfen, einem jungen, sehr unterrichteten und fleißigen Menschen, der in dem Hause des Baders ein Laboratorium eingerichtet hatte und sich ganz dem Dienste seines Brodherrn hinzugeben schien. Théria, so hieß der junge Mann, war aus Lüttich gekommen, hatte auf dem College d'Harcourt seine Studien absolvirt und durch unglückliche Verhältnisse sich genöthigt gesehen, sein Brod mit Abschreiben, als Chirurggehülfe oder Bader zu verdienen, bis er mit La Vienne bekannt wurde. Camille Théria, dessen hübsche Persönlichkeit dem Bader wohlgefiel, zeigte sich als ein mit chemischen Experimenten wohlvertrauter Mensch. Er hatte gute, neue Ideen, verstand die Zusammensetzung mancher Tränke, Salben und Mixturen, seine wissenschaftliche Bildung war eine außergewöhnliche, und so gewann ihn La Vienne gern für sein Geschäft. Der Bader bemerkte nach einiger Zeit auch die Tugend der Verschwiegenheit an seinem neuen Hausgenossen, deshalb war ihm derselbe doppelt willkommen.

La Vienne beschäftigte indessen nicht allein den jungen Théria durch die für sein Geschäft erforderlichen Artikel. Er hatte außerdem noch verschiedene Lieferanten. Einige Apotheker arbeiteten für den Laden am Pont Neuf. Besonders waren es zwei Männer, denen La Vienne seine Aufträge zukommen ließ, der Eine war schon bejahrt, hatte sein offenes Geschäft aufgegeben und ein Laboratorium in der Sackgasse am Platz Meaubert eingerichtet. Er hieß Pierre Huet. Seine Kenntnisse waren nicht unbedeutend,

auch verdiente er sich ein tüchtiges Stück Geld durch Ausstopfen von Thieren, namentlich aber durch Präpariren von Körpertheilen zum Gebrauch beim Unterrichte für Anatomen, weshalb denn der alte Huet auch mit sämmtlichen Collegien, an denen Medicin gelehrt wurde, in Verbindung stand.

Der andere Arbeiter La Vienne's war ein Deutscher. Er hatte seine Studien in Padua gemacht, war aber nicht weit gekommen, sondern lebte in Paris von der Anfertigung feiner Essenzen, Schminken und Farben. Er hieß Thomas Glaser und bewohnte einige Zimmer in dem Hintergebäude eines Hauses der Straße des Bernadins.

Als Graf Lauzun den Laden des Baders betrat, fand er schon eine ziemlich zahlreiche Gesellschaft daselbst versammelt. Der Graf wurde mit großer Auszeichnung begrüßt, man nöthigte ihn zum Sitzen. La Vienne, der den mächtigen Günstling sich gern geneigt machen wollte, eilte sofort herbei und brachte Erfrischungen. Viele der Anwesenden saßen auf den Bänken umher, andere standen ihre Limonade oder Cichorien-Wasser schlürfend an dem mit Marmorplatten belegten Ladentische, wieder Andere musterten die Gegenstände, welche hinter den Schiebfenstern der Spinden ausgelegt waren.

„Sie kommen zu rechter Zeit, Graf," rief ein dicker Herr dem Eintretenden entgegen. „Hier ist ein heftiger Streit entbrannt, der durch Ihre Entscheidung gestillt werden kann."

„Ja — reden Sie, Graf Lauzun — reden Sie," riefen eine Menge Stimmen.

„Gemach, meine Herrschaften," sagte der Graf. „Sie erdrosseln mich. Ich muß doch erst wissen, wovon die Rede ist, bevor ich mein Gutachten abgebe. Einer spreche für Alle. Graf de la Mothe, reden Sie."

„Dort drüben," begann der dicke Herr, „der kleine Berthillac — — —"

„St," rief der Chevalier von Berthillac, „ich bitte vorher um die Erlaubniß reden zu dürfen. Was gilt es denn? wir müssen doch erst Etwas festsetzen, eine Buße, welche Derjenige zahlt, der eben Unrecht hat. Wenn Sie im Unrecht sind, Graf La Mothe, was zahlen Sie denn?"

„Jeder Herr von der Partei meiner Gegner erhält ein Glas Cichorien=Wasser."

Alles lachte. „Ah — das ist toll," riefen die Meisten, „mit Cichorien=Wasser werden wir traktirt? Empörend!"

„Und die Damen?" fuhr La Mothe fort, ohne sich irre machen zu lassen. „Die Damen beschenke ich mit Essenzen aus La Vienne's Niederlage."

„Angenommen," riefen die Herzogin von La Ferté, die Marquise de Coeuvres und die Gräfin de Tallard. „Jetzt, Graf Lauzun, entscheiden Sie."

„Man sprach hier von einem galanten Verhältnisse, welches eine Dame von Stande seit längerer Zeit unterhalten soll," begann La Mothe. „Der Gatte dieser Dame war seit Monaten abwesend, obgleich er in diesem Augenblicke vor den Thoren von Paris sein dürfte. Man sagte die Dame sei dergestalt von dem Angebeteten eingenommen, daß sie bei Sr. Majestät um Verwendung behufs ihrer Scheidung von dem Gatten gebeten habe. Se. Majestät sollen aber durchaus nicht gewillt sein, sich in diese Sache zu mischen. Man behauptet nun hier allgemein, namentlich Berthillac, daß diese Dame Niemand anders sei als die — — —"

„Still Graf," sagte Lauzun aufstehend. „Was fällt Ihnen ein? Meine Herren und Damen, ich bin ganz erstaunt über die voreilige — verzeihen Sie den Ausdruck —

Klatscherei. Bedenken Sie denn nicht, welche Folgen diese Behauptungen nach sich ziehen können? und ist der Laden unseres La Vienne der Ort, wo man über so delikate Dinge spricht? Ah! ah! meine Herren Cavaliere, ich hätte sie für diskreter gehalten."

Die Versammlung war ein wenig betroffen; endlich ergriff die Marquise de Coeuvres das Wort: „Wir wünschen nur aus Ihrem Munde deshalb die Bestätigung, weil die ganze Sache eine Dame betrifft, welche sich in den Geruch der Heiligkeit setzen will. Sie besucht die Messe täglich zwei Mal, sie pflegt die Kranken des Hôtel Dieu, sie ist ein stets willkommener Gast im Hôtel d'Albret, wo eine Art von Weltweisheit gelehrt wird, über deren Grundgedanken noch Niemand so recht einig geworden ist. Neben diesem stillen, ehrbaren, beschaulichen Leben soll aber die Dame noch ein zweites, ein Doppelleben führen, ganz entgegengesetzt von dem, welches ich soeben beschrieb. Man will mit Bestimmtheit wissen, daß jene Dame sich mit der Wissenschaft so eng verbindet, daß sie ihre Anbeter von den Bänken, aus den Sälen der Collegien wählt, während der Gatte im Felde ist, um die Muselmänner zu schlagen. Nun soll eben diese Dame bei unserem Herrn und König eine Bitte gethan haben, den ihr lästigen Gemahl durch seinen Machtspruch zu beseitigen, aber sie sei — so heißt es — abschläglich beschieden worden. Sie, Graf, müssen doch die Sache genau erfahren haben; wenn Etwas darüber zu sagen wäre, beruhigen Sie die neugierigen Freunde."

„Ich müßte doch erst den Namen der Dame wissen, Marquise," sagte Lauzun. „Sie wissen, daß oft zwei ganz gleiche Fälle dem Monarchen zur Entscheidung vorliegen. Wie, wenn es nun hier ebenso wäre? Wer ist denn Ihre Dame, meine Herrschaften?"

„Pah," entgegnete die Marquise in leichtfertigem Tone. „Man kann ja über das sprechen, was alle Welt weiß: Es ist die Marquise von Brinvilliers."

„Die Welt weiß nur, was die Lüge in sie hineingeschleudert hat," rief plötzlich eine Stimme, die aus dem Erdboden zu kommen schien, und mit einem Schritte, der mehr dem Sprunge einer Tigerkatze glich, stand zum großen Schrecken der Versammlung die Marquise von Brinvilliers in der Mitte des Ladens. Die Damen schrieen laut auf, die Herren klapperten verlegen mit den Löffeln gegen ihre Gläser.

Die Marquise trat der Frau von Coeuvres gegenüber. Ihre Blicke zeigten keinen Zorn, keine Aufregung, sie trugen nur den Ausdruck des höchsten Schmerzes, der vollständigsten Ergebung. Maria von Brinvilliers musterte den Kreis der Stutzer und eleganten Damen, dann sagte sie mit halber Stimme:

„Entschuldigen Sie, meine Herrschaften, wenn ich Ihre Vormittagsunterhaltung störte. Nur als ich meinen Namen nennen hörte, wagte ich mich näher. Ich kaufe hier bei unserem guten La Vienne die Droguen ein, welche ich zu meinen Werken christlicher Barmherzigkeit in dem Hôtel Dieu oder in dem Hospital Saint-Louis verwende. Ich bin nicht um mich zu unterhalten hiehergekommen, ebenso wenig aber um meinen Namen verunglimpfen zu hören. Ich verzeihe Ihnen, Frau Marquise, und bitte Sie heute Abend im Cirkel der Königin Wittwe recht genau darauf achten zu wollen, ob ich einer Frau gleiche, die dem allerchristlichsten Könige ein Gesuch um Scheidung von ihrem Gatten einreichte, wenn Sie mich am Arm des Marquis von Brinvilliers durch die Säle wandeln sehen werden. Lassen Sie mich meine stillen, friedlichen Beschäftigungen fortsetzen, fragen Sie nicht, forschen Sie nicht nach meinen

Wegen und Handlungen, wie ich mich bemühen werde, Ihrem Wandel nicht die geringste Beachtung angedeihen zu lassen, selbst wenn ich Sie wieder am Arme des Herrn Herzogs von Saux in der einsamen Straße Charonne bei dunkler Nacht treffen sollte, während der Herr Marquis von Coeuvres mit dem Herrn Prinzen in den Wäldern von Fontainebleau die Hirsche jagt. Die Straße Charonne liegt dicht bei dem Kloster der Nonnen zur guten Hülfe, welches ich oft besuche."

Sie grüßte artig und bescheiden, dann verließ sie den Laden durch die kleine Thüre unter der Wendeltreppe. Sie trat in den Hof, der ganz einsam wie immer vor ihr lag und lehnte erregt sich an den Pfosten der Thüre. Nicht lange hatte sie so gestanden, als ein junger, schlanker Mann, der vorsichtig die Treppe hinabgestiegen war, sich ihr näherte und ihre Hand faßte. Maria von Brinvilliers wandte sich um: „Ah! Camille, Du bist es," flüsterte sie, ihren Arm um den Nacken des Jünglings schlingend. „Geliebter Camille. Ich mußte Dich noch ein Mal sehen, bevor ich ging. Sie sind unserer Liebe auf der Spur."

„Wer," rief Camille Théria heftig. „Wer? wenn Einer zu sprechen, uns zu stören wagt, ich erwürge ihn. Alles für Dich, meine himmlische Marquise."

„Vorsichtig, Camille. Mein Gatte kommt heut zurück. Wir müssen einen Plan verabreden. Diese Höflinge lauern auf Alles."

„Dein Gatte liebt Dich nicht, Maria. Er wird seine eigenen Wege gehen."

„Gleich viel. Er ist eifersüchtig auf seinen Namen, er wird nie einen öffentlichen Skandal dulden. Meine Liebe zu Dir ist schon kein Geheimniß mehr, sie wissen nur nicht, wer mein Auserwählter ist, mein Ruf der Frömmigkeit schützt mich, und die Schuld der Anderen ist meine

Waffe. Oh — wie sie mich schon überall zerfleischt haben. Sie sind voll Wuth über mein Glück."

„Sie können neidisch sein. Du bist schön, Du bist reich, Maria. Sie ahnen, daß Du geliebt wirst. Sie spritzen ihr Gift gegen Dich aus. Wer hat es gesagt, daß Du eine verbotene Liebe hegst?"

„Die Marquise de Coeuvres. Sie ist meine Feindin seit langer Zeit," sagte die Marquise. „Aber wir werden uns rächen, wenn sie mit einem Schritt unser Leben kreuzen sollte. Wir werden ihre giftige Zunge unschädlich machen durch ein Gegengift, indem wir ihren Handel mit dem Herzoge von Saux der Oeffentlichkeit Preis geben. O — ein Mal im Leben hatte ich schon Werkzeuge der Rache in Händen, so sicher treffende, unsichtbare Pfeile — —"

„Welche Werkzeuge waren es?" fragte Camille Théria aufmerksam.

„Jetzt nicht, Camille, jetzt nicht. Ein anderes Mal. Du bist ein Kenner, Du wirst mit mir den Verlust bedauern, den die Wissenschaft erlitten hat. Geleite mich."

Théria führte die Marquise über den Hof in einen Gang, dessen eisenbeschlagene Thür sich auf den Platz Dauphin öffnete. Noch einen Kuß, eine lange Umarmung, dann schlüpfte die Marquise auf den Platz und eilte in die Straße Harlay.

Théria schloß die Thüre und stieg wieder in sein Laboratorium hinauf.

Die Gäste im Laden des Baders waren nach der soeben stattgehabten Scene mit der Marquise, gleich Steinbildern sprachlos sitzend, höchst betroffen und verlegen zusammengeblieben. Die fast zauberhaft erfolgte, plötzliche Erscheinung der Marquise, ihre bestimmte Sprache, die Aufdeckung eines skandalösen Rendez-vous der Marquise von Coeuvres, die bescheidene Haltung der Angegriffenen, dies

Alles hatte die im Laden Befindlichen so übermannt, daß sie sich erst lange nachher zu fassen vermochten.

Lauzun war der Erste, welcher sich vernehmen ließ. Er fing an, ein helles Gelächter aufzuschlagen. Die Marquise de Coeuvres schoß wüthende Blicke um sich — Alle betrachteten sie mit Schadenfreude. Diese ganze, entsittlichte Gesellschaft hatte sich nur zusammengefunden, um irgend eine frivole Anekdote, eine scandalöse Neuigkeit zu vernehmen — dieses Verlangen war gestillt. Den Anwesenden war es ganz gleichgültig, wer der Geschändete sei, wenn sich nur eine Beute vorfand. Der ganze Fall aber erschien ihnen doppelt interessant, denn die Marquise von Coeuvres war in die Grube gefallen, die sie Anderen gegraben hatte, das war pikant, nicht alltäglich.

Lauzun allein sah weiter. Der Marquis de Coeuvres war zwar einer der gleichgültigsten Ehemänner in Paris, aber er bewahrte bei all seiner Frivolität jenen Zug von Ritterlichkeit, der bis zur Zeit der Regentschaft die französischen Edelleute so sehr auszeichnete. Trotz der moralischen Verderbtheit, trotz der Nichtachtung der zartesten Bande, war der Degen dieser Herren doch immer gleich bereit, die geringste Verspottung oder Veröffentlichung ihrer Familienmysterien auf das Schwerste zu ahnden. Lauzun fürchtete daher eine Indiscretion mit vollem Rechte; wenn die Enthüllung der Marquise von Brinvilliers in das Publikum gelangte, so floß jedenfalls Blut, und da der König Duelle streng bestrafte, sogar das Duell-Mandat beschworen hatte, war es nicht unmöglich, daß durch diese Klatscherei im Laden des Baders La Vienne der Henker ein Stück Arbeit erhalten konnte. Lauzun erhob sich daher und sagte, indem er die Thüre des Ladens schloß, zu den Anwesenden mit ernster Stimme:

„Was heute in diesem Raume vorgegangen ist, meine

Herren und Damen, darf nicht in die Welt hinausposaunt werden. Bedenken Sie, daß die Ehre wackrer Gentilhommes, der Ruf edler Damen auf dem Spiele stehen. Die Folgen würden unberechenbar sein, wenn Sie, mein lieber La Mothe, oder Sie, Berthillac, irgend eine Abendunterhaltung durch den Vortrag dieser pikanten Anekdoten würzen wollten. Bedenken Sie, daß die betheilgten Cavaliere Degen an der Seite tragen.

„Degen? Degen?“ rief Berthillac hitzig. „Graf Lauzun, auch ich trage einen Degen an der Seite. Wenn man mich zur Rechenschaft ziehen will, soll mich Jeder finden.“

„Gemach — ich zweifle an Ihrem Muthe, Ihrer Fertigkeit keinen Augenblick, aber glauben Sie doch nicht, daß Alles nur durch den Degen entschieden wird. Ich bin so gut Soldat als irgend Einer und glaube Proben meines Muthes gegeben zu haben, — aber der König, meine Herren! Der König würde ein ernstes, gewichtiges Wort sprechen, — und bei Nacht und Nebel aus Paris flüchten, in fremdem Lande Dienste thun müssen, wenn man nicht die Bekanntschaft des Henkers machen wollte, das gehört denn doch nicht zu den Annehmlichkeiten.“

„Aber,“ entgegnete La Mothe, „die Worte sind nun einmal gefallen. Wer steht uns dafür, daß La Vienne reinen Mund hält?“

„Ich,“ sagte Lauzun. „La Vienne ist die Verschwiegenheit selbst; von den hier Anwesenden glaube ich behaupten zu dürfen: Niemand von Ihnen Allen wird der heutigen Ereignisse weiter erwähnen. Wenn die üblen Nachreden auf anderem Wege in die Oeffentlichkeit gelangen — dann waschen wir unsre Hände in Unschuld.“

Sämmtliche Cavaliere versicherten den Grafen ihrer Verschwiegenheit. Die Damen schmollten. La Mothe zog Lauzun bei Seite.

„Teufel, Graf," flüsterte er, „haben Sie dort hinten an der Treppe die beiden schwarzen Kerle betrachtet? Sie haben die ganze Affaire belauscht, sie gehören nicht zu uns. Wenn Sie die Geschichte in Umlauf bringen?"

„Sie haben Recht," sagte Lauzun. „Ich hatte sie gar nicht bemerkt. Es sind Kunden La Vienne's, und man kann Niemanden zur Thüre hinauswerfen. Wer mögen sie sein?"

„Wir wollen sie fragen."

„Lassen Sie mich machen. Vielleicht läßt sich ein Wort mit diesen Leuten reden, sie sehen zwar verdammt boshaft aus, namentlich der Eine."

„Wir sollten La Vienne fragen."

Aber schon war Graf Lauzun auf die bezeichneten Personen zugeschritten. Es waren zwei Männer in reifem Alter, die in das Gewand der Gelehrten gekleidet sich hinter dem Ladentische niedergelassen hatten, woselbst sie Verschiedenes in ihre Schreibtafeln notirten. Vor ihnen lagen einige kleine Packete Droguen und Blätter, auch mehre Fläschchen mit Essenzen gefüllt standen dabei. Die Fremden hatten augenscheinlich Einkäufe gemacht.

„Meine Herren!" begann Lauzun, während die ganze Gesellschaft sich ebenfalls den Angeredeten zuwendete. „Sie sind Zeugen eines Vorfalls geworden, den wir Alle gern mit dem Schleier des Vergessens bedecken möchten. Die hier vor Ihnen Stehenden kennen sich unter einander zur Genüge, um zu wissen: daß Niemand aus dieser Gesellschaft über so delikate Angelegenheiten plaudern wird. Sie, meine Herren, sind uns unbekannt, wir halten Sie jedoch für ehrenhaft und bitten Sie, sich durch Ihr Wort zur Verschweigung des Gehörten verpflichten zu wollen."

Die beiden Schwarzen fuhren fort, ihre Notizen zu machen, ohne die Reden des Grafen der geringsten Beach-

tung werth zu halten. Sie schienen zu rechnen. Lauzun wurde durch diese offene Nichtachtung gereizt. Er lehnte sich halb über den Ladentisch und rief, seine Worte stark betonend: „Meine Herren, haben Sie nicht gehört, was ich soeben zu Ihnen gesprochen?"

Der eine jener beiden Männer sah mit gleichgültigem Blicke von seiner Schreibtafel empor. „Sagten Sie Etwas, mein Herr?" fragte er. Die Aussprache verrieth den Italiener. Lauzun wiederholte seine Bitte.

„Ah so!" sagte der Schwarze sich aufrichtend. „Sie meinen den kleinen Auftritt mit einer Dame, der vorhin in diesem Lokale stattfand? ich sowohl wie mein Freund hier, wir erinnern uns gar nicht mehr, um was es sich handelte. Ein Skandalgeschichtchen — pah, lieber Freund, daran bin ich gewöhnt. Wenn man Italiener von Geburt ist, wenn man so lange wie ich in Rom, Florenz, Neapel und da herum lebte, dann lernt man solche Dinge kennen. Mich interessirte Ihre Unterhaltung so wenig, daß ich gar nicht weiß, wovon eigentlich die Rede war. Lassen Sie mich aus dem Spiele, mein Bester."

Der erste Edelmann des Königs, ein mächtiger, emporsteigender Günstling ward von einem Unbekannten, vielleicht armseligen Schlucker oder Krämer mit familiären Ausdrücken, wie: mein Freund — mein Bester, angeredet. — Alle Cavaliere fuhren auf, und ein Gemurmel durchlief die Gesellschaft. Lauzun begann die Geduld zu verlieren.

„Zunächst, mein Lieber, muß ich Sie darauf aufmerksam machen, daß Sie mit Antoine Peguilhen, Grafen von Caumont-Lauzun, dem ersten Edelmanne Sr. Majestät von Frankreich, sprechen, und daß ich mir Ihre cordialen Ausdrücke höflichst verbitte."

Der Fremde sah den Grafen von unten bis oben an, dann sagte er nach einer Pause: „Graf Lauzun? Lauzun?

mir gänzlich unbekannt.“ Mit diesen Worten kehrte er der Gesellschaft den Rücken und begann sich wieder mit seinem Freunde zu unterhalten.

„Das ist unverschämt, Herr!“ rief Lauzun. „La Vienne! La Vienne!“ Der Bader, der den Auftritt mit Zittern belauscht hatte, eilte bestürzt herbei. „Wer sind diese Menschen dort, die sich so pöbelhaft uns gegenüber betragen?“

„Der Eine ist mein Apotheker Glaser aus der Straße des Bernardins,“ sagte La Vienne, „den andern Mann kenne ich nicht. Glaser hat ihn mir heute zugeführt, weil er gewisse Droguen und destillirte Wasser von mir kaufen wollte.“

„Mann,“ schrie Lauzun, „werdet Ihr mir antworten auf meine Fragen? werdet Ihr meine Wünsche erfüllen, oder soll ich aus anderem Tone mit Euch reden? Wer seid Ihr?“

Der Schwarze wendete sich um, stemmte seine Hände gegen die Platte des Ladentisches und sah die Versammelten ruhig, mit leichtem, höhnischem Lächeln an. Es war ein Mann, dessen kräftiger Körperbau eine nicht gewöhnliche Muskelkraft verrieth, seine Gesichtsfarbe war braun, der Bart und die langen schlicht herabfallenden Haare glänzend schwarz, seine Augen blitzten kühn und boshaft zugleich. Der ganze Schnitt seines Gesichtes, dessen Ausdruck und Charakter hielten die Mitte zwischen Genialität und Schurkerei.

„Wer ich bin, mein Bester?“ sagte er mit schneidender Stimme. „Herr La Vienne kennt mich noch nicht. Ihm zu Gefallen werde ich mich nennen, damit Herr La Vienne die Bekanntschaft seines neuen Kunden mache. Ich bin der Doctor Matteo Exili, aus Florenz gebürtig. Ich zog der französischen Hülfsarmee aus Ungarn nach, woselbst ich als Wundarzt bei dem Corps der Republik Venedig an-

gestellt war. Ich habe mehr Wunden geheilt, als Sie mit all ihren Fechterkünsten schlagen können."

„Aber was hatten Sie hier zu thun?"

„Mehr und Wichtigeres als Sie, meine Herren. Ich habe Einkäufe gemacht, und wollen Sie wissen, was ich besonders kaufe und suche? Nun denn: Gifte! Gifte! meine Herren!"

Sämmtliche Anwesenden prallten erschrocken zurück.

„Ha! ha! ha! Sie entsetzen sich, weil ich ganz offen bekenne, daß ich Gifte einkaufe. Gifte sind wundersame Mittel, meine Herrschaften," lachte der Doctor, während seine Nase Bewegungen zu machen schien, welche denen eines Raubvogels glichen, wenn er seinen Schnabel wetzt, um auf eine Beute zu stoßen. Er ließ seine stechenden Augen über die Gesellschaft schweifen, und es war Jedem, als brenne ein Feuerstrahl das Antlitz, sobald der böse Blick Exili's haftete. „Es verlohnt nicht der Mühe, Ihnen auseinanderzusetzen, weshalb ich die Gifte eine Wohlthat nenne, denn — —"

„Halt mein Herr," rief Lauzun, „ich habe das Wort für die hier Anwesenden genommen, und so sage ich Ihnen: Sie mögen nun über Ihre Mittel denken wie Sie wollen, das kümmert uns nicht; jedenfalls werden Sie zum nächsten Bureau folgen, wo der Commissair Sie um Ihre Papiere, Ihren Aufenthalt befragen wird."

„Daß ich ein Narr wäre!" entgegnete höhnisch der Doctor. „Glauben Sie, ich unterschätze Ihre Macht, Herr Graf von Lauzun? ein Mal bei dem Commissair, und ich wäre sicher aufgehoben. Heute Nacht wäre vielleicht mein Lager in der Bastille, denn ich weiß sehr wohl, wie schnell die Großen des Hofes ein lettre de cachet erlangen. Nein, ich gehe nicht mit Ihnen zum Commissair, den ich beiläufig gar nicht fürchte, denn wenn es darauf ankäme, würde ich

allenfalls Mittel finden, mich der Gewalt zu entziehen. Nur möchte ich nicht meinen Eintritt in Paris auf solche Weise feiern. Spaßen Sie aber nicht mit mir. Uebrigens ist es gegen alles Recht, gegen allen Anstand, einem harmlosen Käufer im Laden des Herrn La Vienne so zu begegnen, wie es mir durch Sie, meine Herren, geschieht."

„Harmlos?" sagte der junge Graf Biran, ein Edelmann der hundert vom Bec de Corbin; „wenn Sie selbst einräumen, daß Sie Gifte kaufen?"

„Was verstehen Sie von Giften? Glätten Sie Ihre Halskrausen, suchen Sie sich die besten Stickereien für Ihre Kleider, die sauber gefältetsten Hemdchen, die schimmerndsten Kniegürtel — bestellen Sie bei irgend einem Ihrer Traiteurs ein prächtiges, üppiges Diner, kosten Sie vorher alle Speisen, dann legen Sie nach dem Essen Karten auf und Abends beim Nachhausegehen wetten Sie, wer am weitesten schleudern und am sichersten die Scheiben der Straßenlaternen einwerfen kann, die an ihren eisernen Ketten mitten in der Gasse schweben — das, mein Herr, sind Sachen, die Sie verstehen, von anderen Beschäftigungen haben Sie keinen Begriff, kein Urtheil steht Ihnen über Dinge zu, welche der Wissenschaft angehören."

„Mein Herr, Sie sind von einer Dreistigkeit, die —"

„Junger Mensch," sagte Exili, seine Augen gleich Feuerrädern rollend. „Sie werden wohlthun, mich nicht herauszufordern. Mein Leben ist so ernsten Beschäftigungen gewidmet, ich habe bis zu meinem Scheiden noch so viel zu thun, daß ich Jedem scharf gegenüber treten würde, der mir eine Spanne von der kurzen Zeit raubte, welche den Sterblichen beschieden ist, also wäre es mein erstes Trachten, den Gegner mit einem Rucke aus dem Wege zu schleudern."

„Durch Ihre Gifte?" sagte Graf Lauzun dreist. „In Paris ist kein Terrain für die Schüler der Borgia's. Wenn

Ihre Waffen aus solchen Zeughäusern entnommen werden, dann sind unsere Hülfstruppen die Agenten des Criminal-Lieutenants, die Diener des Châtelet."

„Sie drohen mir schon wieder, aber ich fürchte Ihre Drohungen nicht. Ich würde sehr leicht vor dem Richter beweisen können, daß die Gifte, deren Studium ich zur Aufgabe meines Lebens machte, ein ebenso wohlthätiges Geschenk der Natur sind, als sie in anderen Fällen verderbenbringend wirken können. Die kleinen Kanäle der Pflanzen, die Krusten der Erde, die harten, durch wunderbare Gesetze aneinander gefügten Theile der Mineralien bergen in sich Kräfte, welche die Männer der Wissenschaft zum Dienste aufrufen können. Jeder Arzt würde mein Vertheidiger werden. Hier werfe ich ein Mittel zwischen die zuckenden, athmenden Theile der Maschine, welche wir Körper des Menschen nennen, und von der Gewalt des Mittels, von dem lähmenden Einfluß wie mit unsichtbarem Netze umstrickt, stehen die Räder der Lebensuhr still. Das ist der Tod durch eine Drogue — durch Gift, wie Sie es zu nennen belieben. Dort bediene ich mich desselben Mittels, und siehe — die erschlafften, schon dem Grabe halb verfallenen Glieder beleben sich, ein Feuerstrom, der neues Leben in die Adern gießt, rieselt durch den Körper, seine Fluthen spülen die letzten Atome des Krankheitsstoffes hinweg und der Gerettete schreitet zurück von dem Rande der Gruft, die schon vor ihm gähnte. Das ist das Leben durch eine Drogue — durch Gift, wie Sie es tauften. Leben und Tod in einem und demselben Mittel — gehorsam der Wissenschaft und ihren Jüngern. Wer will solche Kräfte, solche Stoffe verdammen? Sie wollen mich zur Rechenschaft ziehen, weil ich frei bekenne, daß die Auffindung, die Anwendung der Gifte mein Hauptstudium bilden? weil ich mit Dingen handthiere, die gefährlich werden können?

Nun, was treiben Sie denn? Sie mischen mehr Gift, als ein Nachkomme der Borgia's, der Spara oder Trophana präpariren kann, Ihre Gifte sind furchtbarer als die Acquetta di Napoli, denn es ist schwer ein Gegenmittel zu finden — gegen das Gift der Verläumdung, gegen die ätzenden Wasser der öffentlichen Scandale, welche den guten Namen, der glänzend angeschrieben steht, hinwegbeizen oder mit giftgrüner, schmutziger Kruste überziehen. Tausendmal gefährlicher sind Ihre giftigen Zungen, die alles Glück tödtenden Worte, welche Sie gleich Arseniktropfen gegen das geistige Leben Ihrer Opfer spritzen; und wenn ich Zeuge eines solchen Vergiftungsprozesses heute, an dieser Stelle wurde, so werde ich mich nicht durch einen Befehl zum Schweigen verpflichten lassen, denn sollte Ihr Gift weiterfressen, so könnte mein Zeugniß vielleicht als Gegenmittel dienen, was unmöglich wäre, hätte ich durch meinen Handschlag Verschwiegenheit gelobt."

„Das ist mehr als Dreistigkeit!" rief Lauzun. „Das ist Frechheit!" riefen verschiedene Stimmen. „Greift den Charlatan!" schrie Berthillac. „Um Gotteswillen hüten Sie sich!" kreischten die Damen.

„Legt Hand an ihn, Ihr Herren!" commandirte La Mothe. „Wir wollen der Polizei des Herrn von Lionne einen Fang in das Garn werfen."

Der Doctor wich einen Schritt zurück. „Ich ersuche Sie zum letzten Male, mich in Frieden zu lassen, meine Herren. Ich bin nicht ein Charlatan, bin nicht ohne Rückhalt, und Sie werden vielleicht meiner Mission den Respect zollen, den Sie meiner Person versagen, wenn ich Ihnen mittheile: daß ich berufen bin, die Krankheit der Königin Wittwe, wenn es irgend noch in der Macht eines Menschen liegt, zu heilen. Von morgen an nenne ich mich: Arzt der Königin Anna von Oesterreich."

Die Cavaliere stutzten. Der feste Ton, die drohende Geberde des Doctors ließen sie einen Augenblick überlegen, allein der Aerger, durch einen Fremden zurechtgewiesen zu sein, die Furcht, man könne sie für feig halten, wenn sie sich zurückzögen, weil der Doctor mit seiner Macht gedroht hatte, trieben sie zum Aeußersten.

„Du Charlatan — Marktschreier — Rattenvergifter!" lachte Berthillac höhnisch. „Du ein Arzt der Königin? Du ein Bewohner der Brettergerüste auf der Messe von Beaucaire, im Boudoir einer Fürstin? Mach das einem Andern weiß. Ha! ha! es ist ein interessanter, lustiger Vormittag, meine Herren, es giebt eine passende, heitere Tischunterhaltung bei Frontin, wenn wir erzählen können: Wir haben heute einen Schwarzkünstler gefangen genommen; greifen wir ihn!"

„In's Netz! fangt ihn! greift den Giftdoctor!" schrie die ganze Rotte, und Alle schickten sich an, ihre Müthchen an dem Doctor zu kühlen, dessen Begleiter schon die Flucht ergriffen hatte, während La Vienne ängstlich hinter der Glasthüre lauschte, zu zaghaft, den vornehmen Kunden das Geringste zu entgegnen, und ebenso neugierig auf das Ende der adligen, chevaleresken Unterhaltung.

Vier bis fünf der Herren, unter ihnen Lauzun, sprangen auf die Platte des Ladentisches, wobei verschiedene Gläser zertrümmert wurden. Das Jauchzen der Versammelten war allgemein. „Von zwei Seiten angreifen!" schrie Biran; „von zwei Seiten, damit er uns nicht davonfliegt."

„Zurück!" donnerte die Stimme Exili's. „Zurück, oder Sie werden es bereuen."

„Auf ihn!" rief Lauzun. „Wenn Du einen Degen unter Deinem Gewande trägst, wehre Dich, Charlatan!"

Die Angreifer voltigirten über den Tisch hinweg, aber ebenso schnell als sie war der Doctor auf die entgegen-

gesetzte Seite geeilt. Er fuhr mit der Hand unter seine schwarze Robe und zog eine rund geformte, hölzerne Büchse hervor, deren Deckel er mit dem Rufe: „Nehmen Sie das, meine Herrschaften!" abschraubte.

Im Nu quoll aus dem Gefäße ein erstickender Dampf empor, der sich blitzschnell in dem ganzen Raume verbreitete. Die Angreifer taumelten zurück, mephitische Dünste drohten sie zu ersticken, die Scheiben verdunkelten sich, als werde ein Vorhang herabgelassen; die Damen schrieen um Hülfe, Lauzun, Biran und La Mothe stießen gegen einander, die Augen trübten sich und um ihre Stirn legte es sich wie eiserne Bänder.

„Oeffnet die Thüre! Hülfe!" riefen sie. „Der Schwarze tödtet uns."

Man riß die Ladenpforte auf, die Luft strömte hinein und jagte die Wolken schwarzen Dampfes in die Winkel und gegen die Decke. Aus dem schweelenden Qualm tauchten die Gestalten der Angreifer auf.

„Wo ist er? Haltet ihn!" riefen Alle. Hinter der kleinen Thür, vor welcher noch eine Dampfschicht schwebte, glaubte man das heisere Gelächter des Doctors zu vernehmen; als La Vienne, der inzwischen herbeigeeilt war, die Thür öffnete, war Niemand zu sehen, der Doctor war verschwunden.

Ein fürchterlicher Husten schüttelte sämmtliche Anwesende. La Vienne hatte nichts Eiligeres zu thun, als Essenzen, Räucherwerk, Limonaden und niederschlagende Pulver herbeizuschaffen.

„Das war ein teuflisches Experiment!" rief Lauzun, nachdem er sich erholt und durch einen Trunk Limonade gestärkt hatte. „Der Schurke ist entkommen."

„Oh — ich bin noch wie zerschmettert!" stöhnte die Marquise.

Alle sahen einander verdutzt an. Die Gesichter waren geröthet und eine Empfindung, als drücke den Schädel das Gewicht schwerer Bleiplatten, hatte sich der Anwesenden bemeistert.

„Sollen wir einen Arzt rufen?" fragte La Mothe mit halber Stimme.

„Nur das nicht," entgegnete Lauzun. „Erholen wir uns und sprechen wir auch davon nicht. Wollen Sie uns Alle dem Gelächter Preis geben? Wenn die Stadt Paris dieses Abenteuer erfährt, sind wir geliefert. Der Doctor wird schon reinen Mund halten, aber lassen Sie die Sache nur unter die Studenten kommen. — Zwölf Cavaliere mit Degen gegen einen Mann, der Nichts in Händen hat, als eine Räucherbüchse. — Ach — die Wissenschaft ist etwas Großes."

Nach einiger Zeit verließ die Gesellschaft den Laden.

„Wenn ich den Kerl finde, ich renne ihm den Degen durch den Leib," murmelte Biran.

„Gleich heute Abend setze ich Palluau von der Sache in Kenntniß. Der Doctor ist ein guter Bissen für das Gericht im Châtelet," sagte La Mothe.

„Wenn ich den Schwarzen nur wieder auffinden könnte," monologisirte Graf Lauzun. „Es ist ein interessanter Schurke und solche Bekanntschaften kann man brauchen."

Nach Mitternacht.

Als die Kutsche, welche den Marquis von Brinvilliers und seine Gemahlin am Thore des Tuilerien=Palastes aufgenommen hatte, vor dem Hôtel in der Rue Neuve Saint

Paul hielt, schlugen die Thurmuhren die zwölfte Stunde. Das Hôtel lag inmitten der kleinen Straße. Es gehörte dem Vater der Marquise, dem Civil-Lieutenant Dreux d'Aubray, dessen Bekanntschaft unsere Leser bereits flüchtig gemacht haben.

Wir werden das Innere dieses großen Gebäudes sehr bald kennen lernen, hier genüge also die Schilderung der Aeußerlichkeiten, welche zum Theil noch heutigen Tages vorhanden sind. Das Hôtel war ringsum von einer Parkanlage eingefaßt, wie sie damals die meisten der größeren Wohnhäuser des Pariser Adels, der hohen Geistlichkeit oder reichen Beamten zeigten.

Es hatte eine stattliche Front von zwanzig breiten Fenstern nach der Straße Saint Paul hinaus. Jedes dieser Fenster überwölbten dreifach gekehlte Steinbögen, deren Mitte Köpfe von Göttern oder Göttinnen schmückten. Kleine Karyathiden waren unterhalb dieser Bogen angebracht, welche, außerdem reich mit Muschelwerk verziert, einen prächtigen Anblick gewährten. Die Eingangspforte zu dem Hôtel bildete ein kunstreich geschmiedetes Gitter, dessen beide Flügel in der Mitte das Wappen der Aubray's trugen. Ueber der Thür sah man in einer Nische die Sandsteinbüste Heinrich's III., dem die Familie Aubray mancherlei Gnaden und Privilegien verdankte.

Eine Art von Rampe führte zu einer zweiten, kleineren Thür, welche über ihrem Bogen das Doppelwappen der Aubray's und Brinvilliers zeigte. Es war der Eingang zu dem Flügel des Hôtels, welchen der Marquis von Brinvilliers im Hause seines Schwiegervaters bewohnte.

Das Hôtel Aubray war vor nicht langer Zeit erst vollständig neu ausgebaut und verziert worden. Die Hand Lemercier's hatte den Riß entworfen und dadurch der Straße Neuve Saint Paul einen ganz besonderen Schmuck verliehen.

Die Rückseite des großen Hauses lag in dem dichten Parke, der bis zur Straße des Lions ging und hier durch eine etwa zehn Fuß hohe Mauer begrenzt wurde, auf deren Rande Vasen mit Schlinggewächsen angebracht waren. Von hier aus konnten die Bewohner des Hôtels, durch den Park gehend, in die einsame Straße des Lions gelangen, wenn sie die Thüre öffneten, welche sich nicht weit von einer in Stein gehauenen Statue der heiligen Barbara befand. Dieses Heiligenbild wurde durch eine ewige Lampe beleuchtet und stand fast an der Ecke der kleinen Straße gerade da, wo sie mit einem Gäßchen, Coin du Pistolet genannt, zusammentraf.

Der Parkmauer gegenüber lag das alte Hôtel de la Vieuville, durch welches ein Gang lief, der auf dem Quay des Celestins mündete. Von diesem Gange zählte man nur noch einige fünfzig Schritte bis zum Ufer der Seine, wenige Ruderschläge brachten die Kähne, welche stets daselbst bereit lagen, zur kleinen Insel Nôtre-Dame.

War man einmal auf dieser Insel gelandet, so hielt es nicht schwer, schnell durch die kleinen Gassen bis zur Brücke la Tournelle zu kommen und diese überschreitend sich in ein zur Zeit unserer Erzählung noch vollständig öde Gegend zu verlieren.

Es war also wie gesagt Mitternacht, als der Wagen des Marquis von Brinvilliers vor der kleinen Pforte des Hôtels Aubray hielt. Der schlaftrunkene Schweizer öffnete die Thür mit einer maschinenmäßigen Verbeugung und ließ die beiden Herrschaften an sich vorübergehen.

Der Marquis stieg schnell die Treppe hinauf, seine Gattin folgte. Beide durchschritten den Vorsaal, und mit flüchtigem Gruße verabschiedete sich Brinvilliers von der Marquise.

Auf dem Corridore, welcher zu den Zimmern Maria's

führte, wartete Françoise Roussel, das Kammermädchen, ihrer Herrin. Die Marquise eilte hastig in ihr Boudoir, warf den seidenen Mantel von sich und nahm aus ihren Haaren die kostbaren Spitzen und Perlaufsätze, welche sie geschmückt hatten.

„Begieb Dich zu Bett, Françoise. Ich bedarf Deiner heut nicht mehr."

„Wollen die Frau Marquise ohne meine Hülfe das Nachtgewand anlegen?"

„Du weißt, ich thue das oft so — indessen, hilf mir. Die schwere Robe drückt mich."

Nachdem die schöne Frau den Umzug vollendet hatte, ging Françoise aus dem Zimmer; als sie, den Nachttrunk auf silbernem Teller bringend, wieder eintrat, fand sie die Marquise an dem Fenster stehen und in den Garten hinunter schauend.

Sie hatte sich einen weiten, faltigen Schlafrock übergeworfen, ihre Haare waren noch vollständig geordnet, nur der Schmuck lag auf dem kleinen Gueridon.

Françoise schien an dergleichen Sonderbarkeiten ihrer Herrin gewöhnt zu sein, denn sie machte nur eine tiefe Verbeugung und schloß dann leise die Thür des Schlafzimmers. Draußen horchte sie noch einen Augenblick und ging in ihre Kammer, die sich unter dem Dache des Hôtels befand und deren Fenster ebenfalls auf den Garten hinaus sich öffneten.

Die Marquise mußte irgend einem Gegenstande im Garten ihre Aufmerksamkeit schenken, denn sie blickte unverwandt nach einer gewissen Stelle. Vor dem Eingange des Hintergebäudes war ein freier, mit Statuen geschmückter Platz, in diesen lief eine Allee von großen, alten Lindenbäumen aus, deren halbentlaubte Zweige im Nachtwinde rauschten. Zuweilen trieben die herabfallenden, herbstlichen

Blätter an dem Fenster vorüber oder tanzten über den Platz und verloren sich dann im Dunkel der Hecken.

Die Finsterniß war nicht allzu groß, aber dennoch würde man vom Fenster aus einen Gegenstand im Garten nicht bemerkt haben, wenn derselbe nicht in der Nähe des Gebäudes sich gezeigt hätte. Die Marquise blickte in die Allee hinein, an deren Ende sich die dunkeln Umrisse der Parkmauer abzeichneten.

Plötzlich erschien auf der Zinne der Mauer ein röthliches Licht, welches nur ein Mal aufblitzte, dann aber sogleich wieder verschwand. Die Marquise verließ ihren Beobachtungsposten, warf sich den seidenen Mantel um und eine Kappe über den Kopf, dann zog sie aus einem Kästchen eine schwarze Halbmaske, bedeckte damit ihr Gesicht, nahm von der Wand ein fein gearbeitetes Stilet, welches sie zu sich steckte und schickte sich an, die Thür zu öffnen.

Ein Geräusch machte sie stutzig. Es schallte von der Wohnung des Marquis herüber. Die Brinvilliers huschte aus ihrem Zimmer und ging mit lautlosen Schritten wieder in das große Vorzimmer. Als sie hier eintrat, bemerkte sie, daß die Thür, welche zu den Zimmern ihres Gatten führte, offen stand. Der Marquis hatte seine Gemächer verlassen. Lichter brannten auf den Tischen und der Diener Brinvilliers war in dem Cabinete seines Gebieters mit Aufräumen verschiedener Toilettengegenstände beschäftigt. Augenscheinlich hatte der Marquis nur seine Kleider gewechselt und dann wieder das Hôtel verlassen.

Maria von Brinvilliers murmelte einige leise Worte, welche halb wie Hohn, halb wie Verwünschung klangen und verließ vorsichtig das Zimmer. Sie bog um eine Windung der Haupttreppe, öffnete mit einem kleinen Schlüssel die nächstliegende Thür und stieg die Treppe hinab, welche in den Gartensaal führte, dann schwang sie

sich durch das Fenster, dessen Flügel fast bis auf den Boden hinabgingen, in den Park. Ohne sich umzusehen, lief sie durch die Allee gerade auf die Mauer zu; die Thür, welche den Ausgang nach der Straße des Lions bildete, öffnete sie hastig und trat in die dunkle Gasse. Als sie ihren Fuß über die Steinschwelle setzte, fühlte sie ihre Hand ergriffen; ein Mann, der sich vollständig in einen Mantel gewickelt hatte, war aus dem Dunkel hervorgetreten und flüsterte: „Willkommen, Maria.“

„Camille, bist Du es?“ sagte die Marquise. „Ich mußte Dich ein wenig warten lassen.“

„Du hast mein Billet erhalten, Du bist da. Ich bin glücklich. Laß uns nicht eilen, wir werden ihn zeitig genug überraschen.“

Sie schritten Beide auf das Heiligenbild zu, über welchem eine Lampe angebracht war, deren matter Schein die Gasse spärlich an dieser Stelle erleuchtete.

„Halt,“ flüsterte Camille Théria, denn er war es; „drücke Dich in den Schatten der Säule, sie kommen.“ Maria und ihr Begleiter drängten sich dicht in den Winkel, welcher durch die Mauer und eine der Säulen gebildet wurde, mit denen die Nische des Heiligenbildes geziert war.

Aus dem Coin du Pistolet kamen zwei Männer. Der Vorausgehende trug eine Fackel. Er hatte einen Degen in der Rechten und blickte aufmerksam in die Straße. Der Zweite war durch einen Mantel und durch eine, sein Gesicht ganz bedeckende Maske unkenntlich. Er schritt langsam hinter dem Fackelträger her, doch konnte man bei jedem Schritte die Spitze eines blanken Rappiers, welches der Verhüllte unter dem Mantel trug, im Lichtscheine der Fackel blitzen sehen. „Es ist Brinvilliers,“ flüsterte die Marquise ihrem Begleiter zu. „Er geht zu seinen nächtlichen Schwelgereien.“

„Wir wären ihm beinahe in den Wurf gekommen," sagte Théria. „Er muß das Hôtel durch die Hauptthür in demselben Augenblicke verlassen haben, wo Du in den Garten tratest. Sein Weg ist weiter; wir können ihm dicht auf den Fersen bleiben."

Das Licht der Fackel ward schwächer, endlich verschwand es. Die Beiden traten aus ihrem Verstecke. „Sie gehen durch die Straße Morullerie bis zur Brücke Nôtre Dame. Wir können langsam gehen, denn mein Boot liegt bereit und wir sind schneller da als er."

Er bot der Marquise den Arm und führte sie in den Gang des Hôtel Vieuville. — —

Zu den besten Kunden des Baders La Vienne gehörte die Marquise von Brinvilliers: Aber alle jene frivolen Künste der Koketterie, welche die üppige, sinnliche Zeit der Regierung Ludwig's XIV. erfunden und ausgebildet hatte, wurden von der schönen Frau beharrlich verschmäht.

Fast täglich machte die Marquise ein Mal dem Bader ihren Besuch. Sie hatte vor vielen, eleganten Frauen, die in Reizen, in prachtvollen Toiletten mit ihr wetteiferten einen bedeutenden Vorzug; sie gehörte zur Klasse derjenigen Erscheinungen, denen Alles einen höhern Glanz verleiht; mochte sich Maria von Brinvilliers eine Rosenknospe, ein schlichtes, grünes Blatt, eine Aehre, ein Band in das Haar legen, ihr schönes Antlitz, ihr reizender Wuchs gaben dem schlichten Putze einen Werth; er schien, wenn er die Marquise zierte, eine gewisse Weihe zu erhalten.

Was zog die Marquise nun also täglich in den Laden des Baders? Wir haben es bereits vernommen: sie kaufte Droguen für die Bereitung von Arzeneien, welche sie in den Krankenanstalten vertheilte, sie ließ Balsam und Wundwasser bereiten. La Vienne verdiente dabei viel Geld. Während die Marquise ihre Bestellungen machte, legte dann

der Bader zuweilen eine Büchse mit duftender Salbe, eine Flasche prächtigen Riechwassers, eine herrliche Nadel oder einen zierlich geschnittenen Stein vor, aber Maria von Brinvilliers sagte mit sanfter Stimme:

„Nehmen Sie das zurück, Herr La Vienne. Es würde sich nicht schicken, wollte ich in das Hôtel Dieu oder in das Val de Grâce mit solchem Schmuck beladen eintreten. Geben Sie mir eine Blume, ein Blättchen, das stecke ich gern an." Und diese Blumen, Blättchen oder Bänder saßen so reizend, so kokett, daß die vornehmen Kunden La Vienne's oft genug fragten: „Was trägt die einfache Marquise in den Haaren? welche Blume hat sie ausgewählt? wie schlingt sie ihr Band?"

La Vienne konnte keine bessere Kundschaft haben. Eine Zeit lang gab die Marquise den Ton an, obwohl sie nur mit einfachem Putz sich schmückte und ihr Bedauern äußerte: auf den geräuschvollen Festen des Hofes mit Edelsteinen und Spitzen beschwert erscheinen zu müssen.

Sie ließ sich wenig in der großen Welt sehen, wenn sie nicht genöthigt oder gewünscht wurde, und wenn man sie in dem Laden des Baders gesehen hatte, bedauerte man allgemein, daß diese reizende Frau sich so bald aus der Gesellschaft zurückgezogen habe, in der sie vor wenig Jahren noch als einer der schönsten Sterne glänzte.

Man bedauerte auch anfangs die häuslichen Zerwürfnisse der Brinvilliers nnd gab natürlich zuerst dem Gatten Schuld, der seine Zeit mit Jagden, Gelagen und in Gesellschaft wüster Gesellen zubrachte, der den Umgang mit verrufenen Weibern, die galanten Händel, in welche er sich oft genug verwickelte, ganz offen eingestand. Die Marquise erschien Allen wie ein Opfer, bis sich nach und nach das Gerücht verbreitete, die schöne Frau halte sich für die Untreue und Vernachlässigung ihres Gatten schadlos.

Hatten diese Gerüchte Grund oder nicht? Man konnte der Marquise durchaus keine Beweise liefern; vom sittlichen Standpunkte, den die Gesellschaft der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts in Frankreich einnahm, beurtheilte man solche Ausschreitungen überhaupt sehr nachsichtig und nur das nahm die elegante Welt der Marquise besonders übel: daß sie ihre Neigungen nie eingestand, daß sie einen Schleier über ihre galanten Abenteuer warf, während die größten Namen des Hofes in romantische Begebenheiten verwickelt wurden und von Mund zu Munde gingen, während die Träger dieser Namen mit dem Muthe, den die Frivolität ihren Dienern verleiht, sich öffentlich als die Anstifter zahlloser Scandale bekannten. Die Marquise mied ihren Gatten; sie wandelte ihre Wege ohne sich um Geschrei oder Behauptungen aller Art zu kümmern, sie blieb immer ruhig, immer bescheiden.

Und doch barg diese Ruhe, diese bescheidene Frömmigkeit, diese schöne anspruchslose Hülle eine furchtbare, wilde Gluth. Schnell lodernd in ihrer Sinnlichkeit, nie geschreckt durch Hindernisse, wenn es galt, einen Preis zu erringen, dessen Gewinnung sich die Marquise vorgesetzt hatte; so war sie schon in den stillen Hallen des Schlosses Mortemart; aber das Leben des neuen Hofes, die Erregungen, welche das große Treiben der Hauptstadt hervorrief, hatten die gefährlichen Leidenschaften auf den Gipfelpunkt getrieben. Die Entfernung des Gatten, die großen Geldmittel, welche ihr zu Gebote standen, ihre reizende Persönlichkeit machten die Marquise von Brinvilliers zu einer der gefahrbringendsten Frauen und diese Gefahr verdoppelte sich für den Kühnen, der ihr zu nahen wagte, weil die Marquise es trefflich verstand, unter der Maske der Frömmigkeit, der Ruhe, Bescheidenheit und Demuth ihre glühenden Leidenschaften zu verhüllen.

Welche Wege sie zu ihrem Ziele wandelte, wo dieses Ziel gesteckt war? das barg sie vor Jedem, und unter dem dichten Schleier des Geheimnisses, der die Verführung so reizend erscheinen läßt, zog sie ihre Opfer zu sich, bildete sie aus zu ihrem Dienste, bis sie einst Dämonen wurden für die Menschheit, bis das Verbrechen an die Stelle der Sinnlichkeit trat, als die furchtbare Frau Rache brütete gegen die Störer ihrer Pläne.

Camille Théria! — er war der Marquise verfallen, verfallen mit Leib und Seele. Er wog ihr die Droguen zu, er reichte ihr im Laboratorium des Baders die Fläschen, die Salben. Bei dem Aussuchen berührte seine Hand die ihrige, bei dem Durchgehen einer Rechnung lag ihr Haupt dicht neben dem seinigen. Camille war ein schöner, junger Mensch. Er predigte den Ruhm der Marquise auf den Bänken der Collegien, die er noch besuchte, um sich in seiner Wissenschaft zu vervollkommnen. Die Marquise suchte ihre Opfer nicht in den höheren Regionen der Gesellschaft. Sie fand Geschmack an Camille, der schon für sie glühte; seine Betäubung ward immer stärker, er achtete Nichts mehr. Er geleitete die Marquise aus dem Laden nach Hause, er trug ihr die Packete und stand oft dem Hôtel Aubray gegenüber, um die reizende Frau nur ein Mal wieder zu sehen. Als die Marquise den schönen Studenten so seufzen und gefangen sah, lächelte sie ihn an — Camille wurde heiß und kalt vor Entzücken; einige Tage später reichte sie ihm verstohlen die Hand — Camille wurde fast wahnsinnig.

Immer näher rückte der Tag, an welchem der Gatte der Marquise zurück kommen sollte. Camille Théria blickte finster auf die schöne Frau, schlug seine Hände vor das Gesicht und rief: „Nun ist mein Ende bald gekommen."

Da umschlang ihn der Arm der Marquise, und es war

ihm, als ob Flügel gewachsen wären an seinen Schultern. Er schien emporzuschweben, es wurde so hell — so hell — dann auf ein Mal finster und in dieser Finsterniß blieb er lange, bis er plötzlich erwachte; sein Haupt ruhte im Schooße der schönen Frau, die ihn mit zauberischem Lächeln betrachtete und ihm zurief: „Camille, Du bist mein, gedenke dieser Stunde.“ — — —

Von nun an hatte Camille fast täglich Zusammenkünfte mit der Marquise. Er war glücklicher als ein König. Die schöne Frau erlaubte ihm sogar, sie maskirt auf eines der kleinen Feste zu führen, welche die Studenten in der Straße la Bourbe veranstalteten. Man sah den herrlichen Wuchs der Marquise, ihre reizenden Füße, die funkelnden Augen, das Geheimniß reizte die Kameraden Théria's, aber maskirte Damen waren in jener Zeit überall zu finden, und der junge Mann hütete sorgfältig sein Geheimniß, bis durch irgend eine jener Plaudereien, deren Urheber Niemand entdecken kann, die Marquise beschuldigt ward: in Gesellschaft eines Galans aus der Sorbonne oder dem Collége Saint-Louis die Studentenfeste zu besuchen, wo vielleicht noch andere Damen hohen Ranges, das Gesicht von der Maske bedeckt, verkehrt hatten, die aber ihre Abenteuer nicht so sorgfältig verschwiegen als die Marquise, sobald im Kreise der leichtfertigen Freunde die Chronique scandaleuse einer verlebten Woche den Stoff der Unterhaltung bildete.

Als an jenem Vormittage die Beschuldigung offen ausgesprochen ward, hatte die Marquise Théria nur flüchtig gesehen. — Der gefürchtete Augenblick war gekommen, wo der Gatte erscheinen und in seine Rechte treten sollte. Camille Théria schien trostlos. Wenn es möglich wäre, den Marquis zu beseitigen? der junge Mann bebte vor solchen Gedanken zurück, aber die glühende Neigung, welche ihn erfaßt hatte, blieb mächtiger als sein Wille. Camille brü-

tete über finsteren Plänen. Noch war der Marquis nicht in die Stadt gezogen, nur Boten hatten die Offiziere nach Paris gesendet, die ihre Ankunft verkünden sollten; vielleicht stellte sich irgend ein Hinderniß in den Weg, das den Marquis zurückhielt. Camille hatte freilich sich selbst nie gefragt: welches Hinderniß einem Offizier der königlichen Armee den Einzug in Paris unmöglich machen sollte, den er mit Tausenden zugleich unternahm, nur der plötzliche Tod Brinvilliers konnte den unglücklichen Geliebten zum Besitze der angebeteten Frau verhelfen. — Camille blickte anf seine Büchsen, Droguen und Retorten. Sie enthielten verderbliche Stoffe, die das Leben so leicht vernichten konnten. — — —

Die Marquise, das sagte sich Camille selbst, lief ferner Gefahr, durch die scandalsüchtige Gesellschaft dem Zorne ihres Gatten überliefert zu werden. Gleich nach dem Vorfalle im Laden des Baders hörte Théria die boshaften Bemerkungen des Hauspersonals über die fromme Marquise. Die Geschichte war also nicht verschwiegen worden. Wenn Jemand plauderte, wenn der unbekannte Arzt, vielleicht in bester Absicht, um den Ruf der Marquise rein zu waschen, die Vorgänge erzählte? Camille fürchtete nur für die Marquise, nicht für sich.

Maria von Brinvilliers erwartete mit Resignation die Ankunft ihres Gatten. Sie war durch die Auftritte im Laden La Vienne's vorbereitet auf ein Ereigniß, sie hegte die feste Ueberzeugung, daß die Indiscretion irgend eines Menschen, der zugegen gewesen, einen öffentlichen Scandal herbeiführen werde, und waffnete sich mit Ruhe. Schon zeigte die Uhr die zweite Stunde Mittags; um sechs Uhr sollten die Truppen einziehen, der Marquis mit ihnen. Da erschien ein Knabe im Hôtel Aubray. Er brachte ein Billet Théria's. Das Billet enthielt Folgendes:



„In dem Hause La Vienne's findet heute Nacht, wenn die Festlichkeit in den Tuilerien vorüber ist, eine Zusammenkunft vieler Officiere der eingerückten Truppen statt. Willst Du Deinen Gatten belauschen? ich weiß, welche Frauen zu der Gesellschaft gehören, Du kannst sie Alle sehen. Sende mir Antwort und achte auf das Zeichen. Camille."

Die Marquise schrieb ein Briefchen und händigte es dem Boten ein.

Camille trug sich mit Hoffnungen der kühnsten Art. Er hatte erfahren, daß unter dem schützenden Dache La Vienne's eines jener leichtfertigen sinnlichen Feste gefeiert werden sollte, welche die Wüstlinge der Hauptstadt in dem Hause des Baders oft vereinigten. Man hatte vor dem schweigsamen Camille kein Hehl daraus gemacht, und der junge Mann unterrichtete die Marquise sogleich, denn er hoffte, seine Wünsche erfüllt zu sehen. Camille hielt die schöne Frau für einen Engel, er wähnte der Erste zu sein, dem sie aus Liebe ihren Ruf zum Opfer gebracht habe. Er glaubte, daß die Marquise ihm mit wahrer, tiefer Neigung ergeben sei, daß sie nur eines Beweises der Untreue ihres Gemahls bedürfe, um das Band zu zerreißen, welches sie mit einem Unwürdigen verknüpfte. Camille sah sich dann als den beneidenswerthen Gatten dieser schönen, unglücklichen Frau, er ahnte nicht, daß Maria von Brinvilliers ihn nur als einen Zeitvertreib betrachtete, und glaubte die Stunde gekommen. Nur ein Mal der beleidigten Gattin den Beweis geliefert, ihr die Waffen in die Hände gedrückt, und der Marquis war, so glaubte Camille, beseitigt. Wer durfte dann noch wagen, die vernachläßigte, betrogene Frau anzuklagen, daß sie in den Armen Camille's ein Glück, einen Ersatz für die Schmach suchte, welche der treulose Gatte ihr zugefügt? Die nächtliche Zusammenkunft der

Schwelger im Hause des Baders war ein willkommenes Ereigniß. Kaum nach langer Abwesenheit in die Heimath zurückgekehrt, noch an der Wunde leidend, aus königlichen Gemächern am Arme der Gattin in seines Schwiegervaters Haus tretend, verließ der Marquis bei nächtlicher Weile dasselbe wieder, schlich durch die Gassen in Maske und Mantel gehüllt, um sich in den Strudel abscheulicher Vergnügungen zu stürzen. Das mußte die Marquise auf ewig von ihm trennen. Camille frohlockte. Er sah den Augenblick vor sich, wo Maria dem Gatten gegenübertrat, ihn mit Vorwürfen überhäufte, durch Beweise niederschmetterte, und das Alles hatte er bewirkt durch seine Entdeckung, dies Alles erfreute gewiß die Marquise, denn sie liebte ja ihn, den treuen, glühend verehrenden Camille, den sie nun bald ganz ihr eigen nennen durfte.

Der kühne Liebende hatte Alles erfahren, erlauscht. La Vienne hatte, wie dies stets seine Art war, bei dem Besteller des Festes sich genau nach den Namen der Theilnehmer, nach der Stunde des Eintreffens erkundigt, Camille die Unterredung behorcht und darauf seinen Plan gegründet. Als der Kammerdiener des Grafen Chatillon, welcher diese Festlichkeiten ordnete und bestellte, das Haus des Baders verließ, fertigte Théria das Schreiben an die Marquise ab.

Ihre bejahende Antwort machte ihn laut aufjauchzen, nur noch wenige Stunden, und der ersehnte Moment war da. Camille fürchtete die peinliche Scene nicht, er hatte sich Alles geordnet: die dunkle Loge, von welcher aus die Marquise das nächtliche Fest belauschen sollte, dann die Sicherheitsmaßregeln, wenn die Wuth des Entdeckten der reizenden Frau Gefahr drohte, er hatte sich mit Waffen versehen, er war ruhig, gefaßt, glücklich.

Die Marquise hatte das Billet mit großem Interesse für die kommenden Ereignisse gelesen. Sie freute sich auf



das pikante Abenteuer, auf den Moment, wo sie ihrem Gatten gegenübertreten würde. Die Frivolität des Ganzen reizte sie, und daneben war es ihr willkommen, eine neue Waffe gegen den Marquis in Händen zu haben, für sie war es nur eine lustige Stunde mehr und zugleich eine Gelegenheit, die beleidigte Gattin zu spielen. Sie lauschte deshalb mit Ungeduld auf das zwischen ihr und Théria verabredete Zeichen mit dem Lichte, ein Signal, welches die schöne Marquise schon oft benachrichtigt hatte, daß Camille ihrer warte.

Alles erfolgte nun, wie es bereits erzählt worden.

Camille und die Marquise eilten schnell durch den Gang des Hôtel Vieuville. In der Mitte desselben schaukelte eine alte Laterne in eisernen Ketten und ließ die Schatten auf dem Boden und an den Wänden tanzen. Die Tritte der Beiden hallten gegen das Gewölbe, der Sand knirschte unter ihren eilenden Füßen. Sie sprachen nicht, sondern hielten sich fest zusammen; so erreichten sie den Ausgang und bald das Ufer der Seine.

Hier war eine Art von Damm errichtet, der nur aus Bohlen, Balken und Stangen gebildet, das Nachsinken der Erde verhinderte. Die Nacht war halbfinster. Théria trat auf die Spitze des Dammes und blickte in das Dunkel, dann klatschte er leise in die Hände. Auf dieses Zeichen näherte sich ein Kahn, den die Marquise und ihr Begleiter bestiegen.

Das kleine Fahrzeug stieß ab und landete nach wenig Ruderschlägen auf der Insel Nôtre Dame. Théria und die Marquise gingen hastig über die Holzbrücke, wanden sich durch das Gewirr von Gäßchen und kamen auf den Platz Dauphin. Vor ihnen lag das Haus des Baders.

Camille führte die Marquise über den breiten Platz bis zu der Hinterthür des Hauses. Er steckte seinen Schlüssel

in das Schloß. In diesem Augenblicke strahlte heller Lichtglanz von dem Pont Neuf herüber. Es waren drei Herren mit ihren fackeltragenden Dienern; sie verschwanden, indem sie um die Ecke des Quai des Orfèvres bogen.

„Unter diesen Dreien war der Marquis. Ich habe die Form seines Hutes wiedererkannt," sagte Camille. „Jetzt sind sie im Hause La Vienne's. Treten wir ein."

Er öffnete die Thür und ließ die Marquise in den dunklen Hausflur schlüpfen, dann schloß er.

„Reich mir Deine Hand," flüsterte er. Sie gingen langsam vorwärts.

Als sie in den Hof traten, blieb Théria einen Augenblick horchend stehen. Aus den ihnen gegenüberliegenden Fenstern des Hintergebäudes drang ein dumpfes Gemurmel, als ob verschiedene Stimmen durcheinander sprächen. Die Vorhänge waren herabgelassen, und ein matter Lichtschimmer zeigte sich hinter denselben. Zuweilen huschte ein Schatten vorüber.

„Dort oben ist es," sagte Théria leise. „Wir müssen über den Hof."

Er führte die Marquise zu einem Thürbogen und stieg mit ihr geräuschlos eine Treppe hinauf; er bog in einen Gang, dann stiegen sie wieder einige Stufen hinab, dann wieder ging es in die Höhe, endlich hemmte ein Mauervorsprung das Weiterschreiten.

„Wir sind zur Stelle," lispelte Camille. „Nun Ruhe und Vorsicht."

Er bückte sich und suchte auf dem Boden umher. Die Marquise hörte das leise Klirren eines Riegels, und da ihre Augen sich bereits an die Dunkelheit gewöhnt hatten, bemerkte sie, wie sich dicht vor ihr eine Stelle der Wand öffnete. Feuchte Luft wehte ihr entgegen, es schien ein Grabgewölbe zu sein, aber einem leisen Druck Théria's

gehorchend, schritt sie an seinem Arm in das finstere Gewölbe. Camille schob die Wand wieder zu.

„Sollten wir entdeckt werden," sagte er, „so eile den Gang gerade aus und kauere Dich in die Ecke. Ich decke den Rückzug. Sie können nicht schneller in diesen Winkel hineinkommen, als wir unten im Hofe sein werden."

Die Marquise tappte umher. Das kleine Behältniß schien mit Tuch oder dicker Tapete ausgeschlagen zu sein. An der einen Seite befand sich ein Polster. Théria zog die Marquise einen Schritt weiter; als sie mit der Hand vor sich hin tastete, stieß sie auf ein Gitter, durch dessen Stäbe greifend erfaßte sie die Falten eines Vorhangs.

„Lege Dein Gesicht an diese Gitterstäbe," flüsterte Camille, „und sieh."

Er schob vorsichtig einen Theil der Gardine bei Seite. Strahlen von Licht fuhren gleich feinen Klingen in den finstern Raum und blendeten die Augen. Maria von Brinvilliers konnte durch diese kleine Oeffnung in das vor ihr befindliche Gemach blicken.

Es war ein viereckiger Saal, den drei Kronenleuchter erhellten, deren Kerzenflammen durch matte Glasglocken verdeckt wurden. Ringsum standen an den Wänden entlang Polsterstühle. Eine Tafel, mit kostbaren Servicen besetzt, war in der Mitte sichtbar. Die Wände des Saales, durch Pilaster von Stuckarbeit in verschiedene Felder getheilt, zeigten Nischen, welche schwere, sammetne Vorhänge schlossen.

Etwa in der Hälfte der Saalhöhe erblickte man Füllungen. Diese Füllungen waren abwechselnd durch Gemälde, durch vergoldetes Gitterwerk oder Vorhänge geschlossen. Ohne Zweifel waren diese vergitterten Oeffnungen die Endpunkte ähnlicher Behälter, wie der, in dem sich die Marquise und Théria befanden.

Maria von Brinvilliers bemerkte nur noch wenige Gäste.

Es zeigten sich drei Herren und eben so viele Damen in dem Saale. Alle trugen Sammetmasken.

„Ich bin gespannt auf den Vorgang hier unten," sagte die Marquise, indem sie ihre Finger um die Stäbe des Gitters preßte. „Wenn Du Dich getäuscht hättest, Camille?"

„Warte nur noch ein wenig. Man wird sich bald zur Tafel setzen."

Fast zu gleicher Zeit ertönte ein lautes Gelächter aus der Ferne. Die Flügelthüren des Saales wurden von La Vienne selbst geöffnet, und hinein in den weiten Raum ergoß sich eine Schaar lustiger, lachender und tänzelnder Gestalten.

Die Marquise hielt den Athem an und blickte in den Saal hinab. — — Ein höhnisches und zugleich wüthendes Kichern stieß sie aus, denn unter den Ersten, die mit lautem Gelächter herbeieilten, erblickte sie ihren Gatten, den Marquis von Brinvilliers.

Der Marquis trug seinen Arm in der Binde, führte aber mit dem andern eine sehr schöne, wenn auch frech aussehende Dame. Die Toilette dieser Courtisane war reizend. Ein feines, gleich Wellen sich anschmiegendes Gewand umgab ihren zierlichen Wuchs; der üppige Hals war entblößt und die Haare nach griechischer Art gebunden, mit Blumen verziert. Diesem Paare folgten die Uebrigen. Die Marquise sah eine Schaar wunderschöner Mädchen, geführt von Cavalieren. Da waren Chatillon, de Prades, Guercheville, Brian, Beuvron, die meisten Officiere der heut eingerückten Truppen, Männer, mit denen die Marquise noch vor wenigen Stunden in den Räumen der Tuilerien geplaudert hatte, die vom Könige ausgezeichnet worden und bei der tugendhaften Maria Theresia zum Handkusse vorgelassen wurden. Einige Damen trugen ganze Masken, die Marquise ahnte, daß jene Masken ihr wohlbekannte Gesichter

bargen, sie hätte hinabspringen, die Larven abreißen und die Ertappten dem Scandale Preis geben mögen.

Théria bemerkte ihre Erregung, er beugte sich zu ihr und küßte die Stirn der Marquise. Unten wurden das Gelächter und die Unterhaltung immer lauter.

„Meine Herrschaften!“ rief ein junger Stutzer, in dem die Marquise den Chevalier de Rieux erkannte, „die Stunde der Freiheit hat begonnen. Nehmen wir dankbar aus den Händen des Gottes der Freude seine Gaben an. Ich bitte die Schönen, uns ihre reizenden Züge nicht vorenthalten zu wollen, also: die Masken herunter!“

Vier bis fünf Masken fielen. Einige Damen blieben maskirt.

„Ich bitte für jene Damen,“ sagte Graf Noailles. „Sie wünschen unerkannt zu bleiben.“

„Es sind Damen aus hohem Stande,“ lispelte die Marquise. „Sie haben mich genug gekränkt, wenn der Augenblick gekommen ist, sollen auch sie entlarvt werden.“

„Zu Tische — zu Tische!“ rief Brinvilliers.

Alles stürzte an die Tafel. Diener traten ein; silberne Platten mit den ausgesuchtesten Speisen trugen sie umher, dazu perlte der Wein, das Lachen verwandelte sich in Jauchzen.

„Ein Hoch den Schönen!“ schrie Biran, sein Glas erhebend. „Hoch!“ riefen Alle, und feurige Küsse brannten die Lippen der schönen Tischgenossinnen. Die Minuten enteilten mit Blitzesschnelle, immer wilder ward die Lustigkeit durch den Genuß der schäumenden Weine, durch zündende, frivole Scherze, durch dreiste Umarmungen oder Berührungen.

Schon löste sich die Reihe der um die Tafel Sitzenden auf, Gruppen bildeten sich rings im Saale; gleich den verführerischen Gestalten, welche die Meißel der Künstler des Alterthums hervorriefen, ähnlich den sinnberauschenden Figuren in leichten, flatternden Gewändern, welche der Pinsel

des Malers einst auf die Wände der Häuser Pompeji's zauberte, so lagen, knieten, saßen die schönen, lasterhaften Frauen umher, und die Lippen aufeinanderbeißend, röchelnd vor Zorn, sah die Marquise, wie ihr Gatte ein breites goldnes Band um den Hals einer Schönen schlang, die gleich der ruhenden Mänade in seinem Schooße lag. — —

„Tanz! Tanz!“ rief es, und bald tönten die Saiteninstrumente aus einer der Nischen hervor, und in den üppigsten Stellungen wogten Tänzer und Tänzerinnen durcheinander.

Camille faßte die Hand der Marquise, sie war kalt wie Eis.

„Sieh — wie Brinvilliers trotz seiner Wunde rast — Sieh — wie er die Tänzerin umschlingt, es ist ein Mitglied der Molière'schen Truppe: die Zerbinette genannt — er drückt seinen Mund auf ihre Schulter — sie rasen weiter — Ah! wir sind fertig, Herr Marquis. Camille — geliebter Camille, Deine Hand — da, jetzt beginnt ein neuer Tanz. Die maskirten Damen werden herbeigezogen, man wird ihre Larven herabreißen. Wo ist der Ausgang? laß mich, Camille, jetzt will ich unter die bacchantische Menge treten — laß mich.“

Trotz der Anstrengung Camille's, sie zurückzuhalten, würde die Marquise die Gitterstäbe durchbrochen haben und in den Saal hinuntergesprungen sein, so wüthend war sie. Camille, obgleich in den Künsten der Galanterie unerfahren, bemerkte dennoch sehr wohl, daß diese Erregung keineswegs durch Schmerz erzeugt wurde, welchen die Verirrungen ihres Gatten bei der Marquise hervorrief, es war vielmehr deutlich zu erkennen, daß nur die Wuth, die Absicht, dem Marquis einen öffentlichen Scandal zu bereiten, die schöne Frau so außer sich brachten. Maria von Brinvilliers rüttelte an den Stäben des Gitters, und sicher wäre sie im Saale ge-

hört worden, wenn nicht der allgemeine Taumel, der Rausch und die Musik jeden Vorgang übertäubt hätten.

Camille riß die Marquise zurück. „Komm' zu Dir," sagte er, „wir wollen hinabgehen. Du mußt mit voller Kraft plötzlich unter sie treten; wenn Du von hier aus Deinem erschreckten Gatten Deine Gegenwart kund thust, sind sie Alle schnell auf der Flucht. Man kann Dir eine Sinnestäuschung vorspiegeln, Du findest Niemand mehr. Springst Du hinab, so kannst Du Dich im Sprunge zerschmettern."

„Du hast Recht, Camille," keuchte die Marquise. „Hinab — führe mich in den Saal, wir wollen sie Alle vernichten. Glückliche Nacht! ich werde frei sein, wenn ich ihm ein Mal hier gegenüber stand."

Sie schob wieder die Gardine ein wenig zurück, um besser betrachten zu können, von welcher Seite her sie den Angriff gegen die Gesellschaft unternehmen könne.

Als sie ihre glühenden Augen auf den tanzenden, wirbelnden Knäuel richtete, geschah plötzlich eine Stockung. Die Tänzer blieben wie gebannt stehen, dann platzte die ganze Masse auseinander.

Die Marquise und Camille gewahrten eine Frau, die mit fast convulsivischer Bewegung mitten in das Gewimmel hinein eilte; sie riß die Larve, welche ihr Gesicht bedeckte, herab und zeigte ein geisterbleiches Antlitz. Ihre Augen rollten unstät umher, dann hob sich ihre Brust, als wollte sie tief Athem schöpfen, und sie schrie mit lauter, wehklagender Stimme: „Marion, mein Kind, wo bist Du? ich will Dich retten."

Die Gesellschaft war so betroffen, daß anfangs Niemand wagte, der sonderbaren Erscheinung entgegen zu treten, aber der Marquis von Brinvilliers, dem sie zunächst stand, faßte sich sehr schnell und sagte zwar artig doch in bestimmtem Tone: „Madame, Sie werden die Güte haben uns zu

melden, wer Sie in diesen Kreis geführt hat, der nur aus — — "

„Aus Schurken und Buben besteht," rief die Frau. „Wer mich hieher geführt hat? Kommt herbei, ich will es Euch sagen. Ein Teufel — ein Teufel. Er war gutmüthig genug dazu. Wo habt ihr mein Kind, das ihr mir verführt, das ihr schändet bei Euren Gelagen? Gebt es heraus." —

Und in wilden Sprüngen rannte die Störerin durch den Saal, sie stieß die Anwesenden bei Seite, warf die Sessel um und suchte in allen Winkeln. Ihre Haare lösten sich auf und fielen über die Schultern herab, sie weinte und rief mit den Händen durch die Luft fahrend: „Marion! Marion!" Alle Damen der Gesellschaft flüchteten und kauerten sich ängstlich zusammen.

„Das Weib ist wahnsinnig," rief Chatillon. „Wer hat sie nur hineingebracht? wo ist La Vienne? heda! werft sie hinaus."

„Mich hinaus werfen?" schrie die Frau. „Ja — ich will gehen, gern, ich will hinaus aus diesem Schandpfuhl, aber wo habt ihr mein Kind? seit Monden schon fährt sie zur Nacht hinaus aus dem Hause, durch die Lüfte — ein Teufel holt sie zu dieser höllischen Versammlung; ich habe viele Stunden aufgepaßt, bis ich sie endlich schweben sah — hoch, hoch über die Thürme hinweg und sie ließ sich hinab, hier, hier wo ihr Alle seid — hussah — hussah — Laßt mein Kind tanzen — Du großer Sünder mit dem Arme in der Binde," rief sie Brinvilliers zu, „führe sie vor, damit ich mein Kind tanzen sehe — Oh — wo ist Marion, helft sie mir suchen — ich will Euch auch losbeten, wenn ihr im Schwefel baden müßt."

Man hatte eine Wahnsinnige vor sich. Die Herren der Gesellschaft, welche schon vollständig aufgelöst und zer-

stört war, schienen endlich einig, sie traten schnell zusammen, und vier oder fünf derselben ergriffen die Frau, um sie aus dem Saale zu tragen. Das Gekreisch der Unglücklichen ward so entsetzlich, daß verschiedene der anwesenden Damen sich die Ohren zuhielten, aber die Männer ließen sich nicht abhalten, sondern hoben die Wahnsinnige, welche sich furchtbar wehrte, empor, als La Vienne in den Saal stürzte.

„Um Gotteswillen," rief der Bader. „Keine Gewalt, meine Herren, wir sind Alle verloren, das Weib macht die ganze Straße lebendig, wenn sie ins Freie kommt. Wir müssen sanftere Mittel anwenden."

Die Irre hatte sich losgerissen, sie kauerte in sich zusammengezogen auf einem Sessel und zählte mit lauter Stimme die Anwesenden: „Eins, zwei, drei — lauter Henker, nur Teufel — Diebe," rief sie.

„Aber wie ist sie hereingekommen," sagte Rieux. „Sie haben nicht ordentlich Wache gehalten."

„Ich weiß es nicht. Sie muß mit den maskirten Damen gekommen sein. Ohne Zweifel ist ihre Tochter wider ihren Willen in diesen eleganten Kreis gezogen worden."

„Aber wer ist diese Tochter?" rief Brinvilliers.

„Marion," heulte die Wahnsinnige, wieder unter die Gesellschaft eilend.

„Bleib' sitzen, Verrückte," donnerte La Vienne sie an. Dein Kind ist nicht hier, Du wirst gebunden werden."

Die Frau stierte ihn mit furchtbarem Blicke an, dann sprang sie auf ihn zu und grub ihre Nägel in seine Wangen, zerzauste sein wohlgeglättetes Haar, die Spitzenkrause, das Kleid. Der Angriff war so gewaltig und plötzlich, daß La Vienne zu Boden sank, und die Wahnsinnige, der ihr Zustand doppelte Kraft verlieh, sprang empor, hob ihre Arme in die Luft und rief: „Ich habe ihn erschlagen und gefällt den Drachen, der da liegt vor der Höhle der Sünde."

In diesem Augenblicke wurden die Umstehenden, deren Blicken diese ganze Scene blitzschnell vorüberging, bei Seite geschoben und mit dem Rufe: „Mutter! Mutter!“ eilte ein junges, schönes Mädchen in die Arme der Irrsinnigen.

Die Frau schien nicht sogleich klar zu sehen, sie nahm das Mädchen, betastete es und fuhr ihr mit der Hand über Gesicht und Nacken, dann preßte sie es heftig in die Arme, sie neigte ihr Haupt und weinte.

Dieses Mädchen war in Begleitung eines jungen Mannes aus einer der verhüllten Nischen gekommen. — Sie führten zu entlegeneren Zimmern, und erst der Tumult, die Stimme der Wahnsinnigen, das Schreien hatten die Beiden in den Saal gerufen. Marion schien einer Ohnmacht nahe. Sie lag leblos in den Armen der Mutter.

„Es ist ein geopfertes Lamm,“ sagte die Marquise zu Théria. „Sie würde es zu großen Dingen bringen, wenn sie klug wäre — sie ist zu weich, aber mit ihrer Schönheit könnte sie glänzen.“

Nun änderte sich wieder die Scene. Die Mutter schickte sich an, mit ihrem Kinde den Saal zu verlassen. La Vienne wollte sie hindern. Man ermittelte, daß der junge Graf Barillon das Mädchen eingeführt hatte. Marion verließ heimlich am Arm des Geliebten das Haus der Mutter; das war so alltäglich, so gewöhnlich, die Herren waren daher außer sich, als sie die Störung ihres Vergnügens erdulden mußten und die Furcht, ihre nächtlichen Zusammenkünfte durch diesen Vorgang verrathen zu sehen, wuchs, sobald sie die Reue des unglücklichen Mädchens gewahrten, deren Fall den plötzlichen Irrsinn der Mutter hervorgerufen zu haben schien.

„Gericht — Gericht,“ schrie die Frau, ihr Kind umklammernd. „Sie müssen verbrannt werden auf dem

Grève=Platz — sie haben ihr ein Teufelsmal aufgedrückt." — „Gericht! Gericht!"

„Liebste Mutter, schweige!" ächzte das Mädchen.

„Beruhigen Sie Ihre Mama — führen Sie die Mutter fort," rief man ihr zu.

„Hinaus," schrie die Irre. „Jetzt will ich gehen." Sie riß die Tochter an sich und eilte zur Thüre des Saales mit ihr.

„Nicht hinaus! nicht hinaus!" rief der blutende La Vienne. Aber die Frau war an das im Saale stehende Büffet getreten und hatte eines der dort liegenden, mächtigen Tranchirmesser ergriffen. Mit dem linken Arme umschlang sie die taumelnde, junge Sünderin, ihre Rechte schwang die blitzende Klinge. „Gebt Raum — bleibt zurück," rief sie, „oder ich befördere Euch früher in die Hölle, als Euch lieb sein möchte."

Gleich einer Furie, mehr schwebend als gehend, huschte sie zur Thür hinaus. Man hörte sie schreien, jauchzen, durch die Gänge poltern. La Vienne eilte ihr nach, das ganze Dienstpersonal des Baders wurde alarmirt; erschrocken und voll Furcht liefen die Mitglieder der nächtlichen Gesellschaft durcheinander, kein Zureden half. So verderbt sie Alle sein mochten, der Auftritt hatte doch zu gewaltig gewirkt, und ihre tödtliche Verlegenheit erreichte den höchsten Grad, als sie von außen dumpfen Lärm vernahmen. Es tobte auf der Gasse, man meinte im Saale das Gekreisch der wahnsinnigen Frau zu hören. Diese Vermuthung ward zur Gewißheit, als La Vienne in den Saal zurück kam und mit gepreßter Stimme rief: „Meine Herrschaften, Verzeihung — was ich fürchtete, ist geschehen. Das Weib macht die Straße rebellisch — Sie schreit Mord — Tod — was weiß ich. Man ist wach ringsum, und wir sind vor einem Besuche der Schaarwache nicht sicher. Herr de

Palluau ist streng. Eilen Sie — hier durch die Hintertreppe hinab auf den Platz Dauphin; schnell — schnell, meine Herrschaften. Sie können sonst von der Wache überrascht werden."

Alles lief durcheinander, man warf sich die Mäntel über, band Masken vor, nahm die breiten Hüte.

„Sieh — wie Brinvilliers sich eilt, er wähnt mich im tiefen Schlafe, er ahnt meine Nähe nicht," flüsterte die Marquise.

„Wir müssen fort," mahnte Théria. „Sie werden Alles durchsuchen, und finden Sie uns, dann ist es schlimm. Du kannst Dich nicht reinigen von dem Verdachte zu dieser Gesellschaft gehört zu haben; komm — nimm die Maske vor. In dem allgemeinen Tumult schlüpfen wir mit hinaus aus dem Hause."

„Und ich soll meine Rache nicht haben? soll dem Marquis nicht entgegen treten dürfen?"

„Morgen — oder wann Du willst, nur jetzt eile. Schon drängt sich die Menge aus dem Saale zu kommen."

Er zog die Marquise mit sich fort. Sie liefen durch die Gänge über Treppen hinab und gelangten endlich auf den Flur, der an der Hinterthüre lag. Hier huschten eine Menge dunkel verhüllter Gestalten umher, sie suchten den Ausgang zu gewinnen. Draußen, in der Gegend des Quai's, ward es lauter und lärmender.

„Oeffnen Sie die Thür leise, und dann zerstreuen sich Alle nach drei Richtungen," commandirte eine Stimme aus der Menge. Die Marquise preßte den Arm Théria's. Die Thüre öffnete sich, wahrscheinlich durch einen Diener La Vienne's entriegelt, und die Vermummten eilten ins Freie. Sie stoben nach verschiedenen Seiten auseinander und verschwanden schnell in den Gassen.

Die Marquise und Théria wandten sich rechts, um die

Holzbrücke wieder zu erreichen. Am Himmel kämpfte der anbrechende Morgen mit der Nacht. Die schwarzen Thürme von Notre Dame und die Statue Heinrichs IV. waren, in ein Nebelmeer gehüllt, nur halb sichtbar.

Diese Nebel, welche sich in den Straßen lagerten und zu den Dächern empor schwebten, ließen den Weg nicht deutlich erkennen. Nur ein scharfes Licht blitzte an der Ecke der Straße Juiverie auf. Es waren die Laternen zweier Polizei-Patrouillen, welche auf den Quai des Orfèvres eilten, wo es noch immer unruhig herging. Wie gewöhnlich zu dieser Zeit kamen diese Diener der Gerechtigkeit sehr spät.

Théria führte die Marquise eilig durch die Gassen des kleinen Stadttheiles bis an die Brücke, ohne ein Wort zu sprechen. Hier standen sie einen Augenblick still, um Athem zu holen.

„Wir wären beinahe in der Falle gewesen" sagte Camille. „Es war ein abscheulicher Auftritt."

Die Marquise entgegnete Nichts, sie lehnte an dem Geländer der Brücke und sah in den dunklen Fluß hinab.

„Wie mag die Frau hineingekommen sein?" fragte sie nach langer Pause.

„Es mußte Jemand die Gesellschaft auseinander sprengen wollen. Denn die Irre wird nicht selbst einen Plan entworfen haben."

„Wer sagt Dir das? diese Wahnsinnigen haben viel List und Bosheit. Wer weiß denn aber, ob die Frau vorher wahnsinnig gewesen ist? kann die gräuliche Orgie und der Kummer, der Schreck, ihre Tochter in solchen Händen zu sehen, sie nicht plötzlich um den Verstand gebracht haben? Oh — das bischen Verstand ist bald hin — dann könnte man Dinge thun — Rache ersinnen — sich Waffen schmieden so furchtbar, so gewaltig, daß den Feinden der Untergang sicher wäre. Wenn ich dächte, ein Lieblingswunsch —

ein Plan, den ich mühsam aufgebaut, würde mir zerstört — mein Herz müßte entsagen — Camille, ich würde den Störer dieses Glückes morden — und das — das könnte ich doch nur im Wahnsinn? nicht? oder meinst Du, ich könnte es mit ruhiger Ueberlegung — mit kaltem Blute? — ja. Vielleicht könnte ich es thun."

Camille lief es eiskalt über den Nacken. Er eilte mit der vor Aufregung zitternden Frau weiter.

Sie langten bei der Fähre an. Théria mußte den Schiffer wecken, der endlich erschien und sie an das jenseitige Ufer der Seine brachte.

Als die Liebenden den Kahn verließen, traten zwei Männer hinter einem der zahlreichen Holzstöße hervor, welche damals an dem Ufer aufgestapelt waren.

Sie hielten sich einige Schritte hinter den Beiden und suchten so leise als möglich aufzutreten. Der Nebel begünstigte ihr Vorhaben, denn Camille und die Marquise bemerkten diese unheimlichen Begleiter nicht.

„Kannst Du seine Figur erkennen?" flüsterte der eine dieser Männer.

„Nicht recht. Aber wenn sie erst bei dem Gange von Vieuville angekommen sind, wird es besser gehen. Dort brennt noch die Laterne."

„Hast Du das Netz bereit?"

„Ja."

„Er ist hoch aufgeschossen, wenn Du also wirfst, so schwinge es recht in die Höhe." Sie zogen sich seitwärts.

Camille und die Marquise sahen das Hôtel Vieuville vor sich. Das Licht der Laterne in dem Gange schimmerte durch den Nebel.

„Hier müssen wir scheiden, geliebter Camille," sagte die Marquise.

„Bald trennen wir uns nicht mehr, Maria" flüsterte

Théria. „Du wirst Deinem Gatten gegenübertreten. Wenn er Dich einschüchtern will, bekenne offen Deine Liebe zu mir. Ich trage Alles mit Dir."

„Erwarte die Zukunft, Camille. Leb' wohl."

„Und wann seh' ich Dich wieder, Maria?" rief Camille, die schöne Hand der Marquise an seine Lippen drückend.

„Horch," sagte Maria. „War das nicht der Husten eines Menschen, ein Räuspern?"

„Wo?"

„Hier dicht in der Nähe. Bald — bald sehe ich Dich. — Leb' wohl. Es ist besser ich gehe."

Camille trat einen Schritt zurück, und die Marquise verschwand in dem Gange des Hôtel Vieuville. Wie verzückt starrte der junge Mann der Entschwundenen nach. Da fühlte er sich plötzlich ergriffen, zwei starke Arme umklammerten die seinigen, drückten sie fest gegen die Hüften, und zugleich fiel über seinen Körper ein netzartiger Gegenstand, dessen Maschen er vergeblich zu zerreißen strebte. Er ward zu Boden gerissen, dann einige Schritte hingeschleift, wobei ein Strang ihm die Kehle zuschnürte, so daß er, statt des versuchten Hülferufes, nur einen krächzenden Ton ausstoßen konnte.

Die Marquise war unterdessen in dem Gange vorwärtsgeschritten. Der Ton, den Camille ausstieß, traf ihr Ohr und hallte in der Wölbung wieder. Maria schreckte zusammen. Sie war durch das Erlebte so fieberhaft aufgeregt, daß sie jeden Eckpfahl für einen lauernden Mörder ansah, daß sie wähnte, aus jeder dunklen Nische müsse sich ein Bandit ihr entgegenwerfen. Der kurze Ton hatte etwas Aengstliches — Ungewöhnliches. Er klang ihr wie ein unterdrückter Hülferuf. Die Marquise war nichts weniger als feig. Sie zog schnell aus ihrem Busen das Stilet hervor und eilte zurück. Als sie bei dem Eingange wieder

gelangt war, rief sie mit lauter Stimme: „Camille — Camille! ich bin hier."

Es erfolgte keine Antwort, der Nebel zog immer dichter auf, und nur die Wellen der Seine rauschten, von den Mühlrädern der Insel Louviers gepeitscht, aus der Ferne zu ihr herüber.

„Habe ich mich getäuscht? Aber es war der Ton einer Menschenstimme," sagte sie leise zu sich.

„Camille! Camille! ich bin hier," rief sie noch ein Mal.

In diesem Augenblicke bog ein Fackelträger um die Ecke der Straße des Barres, dem ein maskirter, in seinen Mantel gewickelter Herr folgte.

Der Mantelträger mußte den Ruf Maria's deutlich vernommen haben, denn er ging sofort auf sie zu und sagte mit zudringlicher, ironischer Höflichkeit: „Meine schöne Nachtschwärmerin, kann ich nicht die Stelle Camille's vertreten?" Die Marquise erzitterte wie vom Schlage getroffen. Bei den ersten Worten hatte sie an der Stimme ihren Gatten erkannt.

Einen Augenblick schwankte Maria von Brinvilliers, ob sie die Maske herabreißen und ihrem Gatten gegenüber treten sollte. Sie sagte sich aber schnell, daß sie offenbar im Nachtheil sein werde, denn ihre nächtliche Promenade war compromittirend für sie.

Sie zog daher ihren Mantel fester um sich und entgegnete halblaut, mit verstellter Stimme: „Mein Herr, ich begehre Ihre Gesellschaft nicht." Sie wendete sich zum Gehen. Der Marquis, der sich in sehr erregter Stimmung, sei es durch Genuß des Weins, sei es durch die Erlebnisse der Nacht, befand, vertrat ihr aber den Weg.

„Hollah — meine Schöne. Sie werden mich nicht so leicht los. Ich bin um Manches heute Nacht geprellt worden und freue mich, noch auf dem Rückzuge eine gute

Beute machen zu können, denn wenn auch der Mantel Sie ganz verbirgt, mein reizender Nachtschmetterling, so sind meine Augen geübt genug, um die Falten des Mantels und das Wachs Ihrer Larve zu durchdringen. Ich entdecke einen himmlischen, zierlichen Wuchs, ich wäre im Stande, Ihre Züge zu malen, die schönen Augen, den kleinen Mund. Ich möchte trotz der Kapuze die Farbe ihrer prachtvollen Haare bestimmen." — Die Marquise erzitterte. Brinvilliers trat vor.

Er näherte sich der Dame mit dreister Gebehrde und versuchte ihren Arm zu ergreifen. „Bleiben Sie fern, mein Herr," rief Maria. „Oder ich bin genöthigt, mich zur Wehr zu setzen und Hülfe anzurufen." Sie streckte die Klinge ihres Stilets dem Marquis entgegen. Die kleine, gefährliche Waffe blitzte im Scheine der Laterne. Brinvilliers fuhr zurück.

„Teufel, Sie sind auf alle Fälle vorbereitet," lachte er. „Ich kann mein Rappier nicht gegen Sie gebrauchen und bei einer Umarmung würde das Mordgewehr, welches Sie mir entgegenstrecken, hinderlich sein. Ich sehe, Madame — Sie haben einen ernsten Gang gethan, oder waren Sie vielleicht heute Abend bei La Vienne, dem Bader?"

„Nein. Aber mein Gang ist ein ernster. Kreuzen Sie ihn nicht, mein Herr. Ich weiß nicht, wohin der Weg führen wird, den ich wandle, doch scheint mir der Ihrige nicht minder gefahrvoll. Verbotene Wege sind es wohl sicher, auf denen wir vorwärts schreiten — aber das Verbot reizt und Hindernisse erwecken Verlangen."

„Ah — das klingt verdächtig. Sie wissen mehr von mir, als Sie sollten. Die Maske herab, meine Schöne. — Mathieu — komm hilf mir, wir wollen Jagd auf die schwarze, kleine Eule machen."

Der Diener senkte die Fackel, und während der Marquis sich anschickte, seine Beute zu ergreifen, eilte Mathieu in den Gang, um jede Möglichkeit des Entkommens zu verhindern. Allein die Marquise war schneller als Beide. Sie duckte sich und schlüpfte unter ihrem Verfolger hinweg, der sich nur einer Hand bedienen konnte, dann lief sie an der Mauer des Hôtels bis zur Straße Musc entlang, bog in die Straße des Lions ein und kam glücklich bei dem Heiligenbilde an. Hier hörte sie die Schritte ihres Gatten dicht hinter sich, sie fühlte, wie seine Hand den Zipfel der ihr Haupt bedeckenden Kapuze ergriff, sie sah ein, daß sie verloren war, und mit einer schnellen Wendung stieß sie ihren Dolch gegen den Arm des Marquis. Brinvilliers prallte zurück. „Ich bin getroffen," schrie er. „Mathieu — heda. Komm herüber." Er betrachtete seine blutende Hand bei dem Scheine der ewigen Lampe.

Unterdessen war die Marquise mit einem Sprunge hinter die Säule gelangt, von hier aus drückte sie sich an die Mauer, und halb kriechend gewann sie die kleine Pforte. Der Diener schritt von dem Ausgange des Hôtels Vieuville über die Straße, das Licht seiner Fackel erleuchtete jedoch nur den Raum dicht um ihn herum und ließ die entfernteren Gegenstände in einer desto tieferen Finsterniß. Maria schob den Schlüssel vorsichtig in das Schloß, sie umklammerte ihr Stilet, dann öffnete sie mit einem Rucke die Thür und schlüpfte in den Garten. Sie horchte einen Augenblick. Die Stimmen ihrer Verfolger konnte sie deutlich vernehmen, denn sie legte das Ohr an die geschlossene Pforte.

„Sie ist die Straße hinunter geeilt," sagte der Marquis. „Ich glaubte sie dort um die Ecke huschen zu sehen."

„Ich glaube nicht, gnädiger Herr," entgegnete Mathieu.

„Sie muß noch in der Gasse sein, sie wird in einem der breiten Thorgewölbe stecken. Wollen wir suchen?"

„Pah — lassen wir ab. Es ist früher Morgen. Meine Hand blutet stark. Gehen wir."

Der Marquis pfiff ein Lied, und Maria hörte, wie die Schritte sich in der Richtung des Coin du Pistolet entfernten. Sie eilte durch die Allee zum Hause, fand das Fenster offen und schwang sich hinein. In diesem Augenblicke wurde der Laden des Bodenfensters geöffnet und ein mit einer Nachthaube bedeckter Kopf streckte sich neugierig hervor.

Die Marquise durchlief die Corridore, überstieg die Treppen und gelangte in ihr Zimmer. Das Nachtlicht knisterte, die Uhren zeigten die fünfte Morgenstunde. Von den Gemächern Brinvilliers herüber schallte Geräusch zugeworfener Thüren, der Nachtschwärmer war zurückgekehrt.

Vor der halberlöschenden Lampe stand die Marquise. Ihr Busen wogte, ihre Nüstern bewegten sich, die Haare hingen wild und verworren um das Haupt, die Hand hielt das Stilet, dessen Klinge Maria nachdenklich betrachtete. Der glänzende Stahl war trübe, dunkle Flecken zeigten sich daran. Die Marquise fuhr mit einem Tuche über diese Flecken um sie zu verwischen. Es war das Blut ihres Gatten, welches an dem Messer haftete. — —

Wiedersehen.

Der Morgen nach dieser bewegten Nacht war für verschiedene Personen ein sehr unbehaglicher. Herr La Vienne befand sich in der schlimmsten Lage. Schon der

Vormittag hatte über sein Haus gleich drohender Wolke den schwarzen Doctor geführt; der Abend und die Nacht brachten ihm fast Verderben. Man hatte vergeblich nach dem Anstifter des Scandals geforscht, durch dessen Vermittlung die irrsinnige Frau unter die Gesellschaft gerathen war. La Vienne durfte auch keine allzustrengen Forschungen anstellen oder gar die Hülfe der Polizei aufrufen, er hätte sich dadurch nur tiefer in Verwickelungen hineingearbeitet. Die Nachbaren dagegen sparten die gehässigsten Reden gegen La Vienne nicht, sie fielen unbarmherzig über sein Treiben her und hetzten die Diener der Gerechtigkeit auf den Bader, der jedoch mit der Polizei bald fertig wurde, denn die Namen der Gäste waren ihm der sicherste Schild. Als an dem verhängnißvollen Abende die Schaarwache in sein Haus drang, um die Ursache des Höllenlärms zu ermitteln, flüsterte La Vienne dem Exempt, welcher die Truppe führte, nur zwei oder drei Namen ins Ohr, und mit gebeugtem Haupte, die Hände vor den Mund schlagend verließen die Beamten das Haus, vor dessen Thür sie noch obenein sehr grob zu dem versammelten Publikum wurden, sie sprachen von unnützem Lärmen, Revolte und Eigenmacht, stellten La Vienne als Märtyrer hin und säuberten die Gasse, waren aber klug genug, keine Verfolgung der Irrsinnigen zu unternehmen. La Vienne schien also in diesem Punkte ziemlich sicher, nur die Unzufriedenheit seiner Gäste machte ihn besorgt.

Es war noch eine andere Person, deren Schicksal der Nebel des Morgens verhüllt hatte.

Camille Théria. Allein auch ihn sah man am Vormittage, der auf die sonderbare Nacht folgte, zwar etwas bleich und ernst, aber doch wohlbehalten im Laden des Baders erscheinen. Sein Ofen in dem Laboratorium rauchte, und nur eine ziemlich breite, von der rechten Backe bis

zum Halse laufende Schramme entstellte den hübschen Camille ein wenig. Er gab auf Befragen vor, er habe diese Verletzung durch einen Stoß gegen den Ofen sich zugezogen. Camille hatte, als er zu Boden gezogen worden war, die Besinnung verloren, denn die Schlinge, welche seine Kehle zuschnürte, machte ihn fast zur Leiche. Während die Gedanken ihm wieder zurückkehrten, fühlte er sich über den Boden geschleift. Er versuchte seine Arme zu gebrauchen, aber das ihn umstrickende Netz ließ keine Bewegung gelingen. Nachdem man ihn so eine Zeitlang geschleppt hatte, hörte die Reise auf.

Camille bemerkte deutlich, daß er in eine Art von Schuppen gezogen wurde, der in der Nähe des Flusses stehen mußte, denn unter ihm brausten die Wellen. Hier lag er auf nachlässig zusammengeschobenen Brettern, welche den Fußboden des Raumes bildeten. Seine Peiniger hatte er noch nicht deutlich betrachten können, sie saßen in seiner Nähe. Camille fürchtete weniger Räuber oder Mörder. Er schwebte nur in Angst wegen der Marquise, seine Gedanken beschäftigten sich mit Mariens Schicksal. Er glaubte nämlich, daß der gegen ihn geführte Schlag, auf Befehl des Marquis geschehen sei, dem man das Verhältniß zwischen Camille und seiner Gattin entdeckt habe. Er sagte sich freilich zu seiner Beruhigung, daß die Zeit eine viel zu kurze gewesen; der Marquis, der erst wenige Stunden wieder in Paris war, konnte wohl kaum Gelegenheit gefunden haben, die Mörder zu dingen, auch schien Brinvilliers mit ganz anderen Dingen beschäftigt. Diese Annahme ward ihm beinahe zur Gewißheit, als er den Schein einer Laterne über seinem Kopfe gewahrte und zugleich eine Hand zwischen die Maschen des Netzes hindurchfahrend, unter sein Wammes dringen fühlte.

„Eine heisere Stimme sagte: „Liegen Sie ganz still,

mein Herr, sonst sind Sie verloren. Wenn Sie nicht rufen, werden Sie mit uns zufrieden sein."

Camille sah nun einen höchst unsauberen, häßlichen Kerl vor sich, knieend und mit den Händen umhertastend knöpfte der Unhold die Taschen des Wammses auf, begann dieselben zu durchsuchen und den Inhalt auf den Boden neben sich auszubreiten.

Dieser Inhalt war nicht sehr bedeutend, der kleine Geldbeutel, ein Tuch, eine Dose mit Confect, das Jagdmesser, welches an Camille's Seite hing, und einige Papiere bildeten die ganze Beute. Der Student hörte auch ein Gemurmel der Enttäuschung, dann fühlte er, wie das Netz abgestreift wurde.

„Stehen Sie auf," sagte einer der Kerle. „Sie können gehen. Wir haben nur noch die Bitte an Sie zu richten: uns Ihren Mantel überlassen zu wollen."

„Aber," fiel der andere Bandit ein. „Sie werden warten, bis wir hinaus sind. Wenn Sie von drüben her einen Ruf: ho! ho! hören, in der Art wie ihn die Schiffer beim Aufwinden ausstoßen, dann gehen Sie hinaus. Thun Sie es nicht früher. Lassen Sie sich auch nicht einfallen uns nachkommen zu wollen, sonst — — " Er zog bei diesen Worten aus seinem Gürtel eine lange, sehr zierlich gearbeitete Radschloßpistole. Camille winkte mit der Hand. Die Beiden hoben nun ein Brett aus dem Fußboden und stiegen in die Oeffnung hinab. Unten mußte wohl ein Boot bereit stehen, denn Camille hörte Ruderschläge und sah, daß der Schuppen zur Hälfte in das Wasser hinaus gebaut war. Nach einiger Zeit hörte er den Ruf: hoi! hoi! Er ging aus dem Schuppen. Seine Glieder schmerzten heftig. Zunächst versuchte er, sich zu orientiren und bemerkte, daß er an dem Ufer der Seine, nicht weit von der Marien-Brücke war, also kaum zwei-

hundert Schritt von der Stelle, wo die Marquise ihn verlassen hatte.

Camille war froh, denn es ward ihm klar, daß nur ein Räuberanfall beabsichtigt gewesen. Das Verschwinden der Marquise, ihre schnelle Entfernung und Nichtwiederkehr waren ganz erklärlich, und der Student trat mit leichtem Herzen den Weg zum Hause des Baders an. Die Banditen hatten ihm den Schlüssel gelassen, er gelangte deshalb ohne Aufsehen durch die Hinterthür in sein Zimmer. Hier erst erholte er sich ganz. Zunächst überlegte er seinen Verlust und kam sehr schnell zu dem Resultate, daß mit Ausnahme des schönen Jagdmessers, alle entwendeten Gegenstände leicht zu entbehren seien. Nur ein Umstand machte den jungen Mann nachdenklich und besorgt: Er hatte verschiedene unwichtige Papiere in den Taschen seines Wammses getragen, unter diesen befand sich aber doch Eins von Wichtigkeit: Es war das Antwortschreiben, welches ihm die Marquise auf seine Einladung, der nächtlichen Gesellschaft unbemerkt beizuwohnen, gesendet hatte. Dieses Briefchen war mit den übrigen Papieren zugleich entwendet worden.

Camille zog die Stirn in Falten. — —

Eine schwache Klingel tönte in dem Schlafgemache der Marquise. Auf dieses Zeichen der Herrin eilte Françoise in das Zimmer. Die Marquise hatte sich erhoben und ließ, indem sie fast träumend die Decke des Gemaches anstarrte, die Morgentoilette vollenden.

Françoise mußte schwere, stark duftende und belebende Essenzen in das Waschbecken gießen, dann fragte Maria von Brinvilliers: „Ist der Herr Marquis schon munter?“

Das Kammermädchen antwortete mit starker Betonung: „Schon lange.“ — —

Die Marquise ging langsam in das Speisezimmer, wo der Morgentrunk bereit stand.

In dem Fauteuil vor dem Kamin saß in einen seidenen Schlafrock gehüllt der Marquis. Als seine Gattin eintrat, verbeugte er sich nachlässig. Die Marquise setzte sich, ebenso nachlässige Haltung annehmend, an den Tisch.

„Wie haben Sie nach dem Feste der Königin Wittwe geruht, Madame?" fragte Brinvilliers, seinen Kopf ein wenig zur Seite neigend.

„Schlecht mein Herr," sagte Maria, das Haupt stützend. „Ich bin nicht mehr für diese Vergnügungen, die über Mitternacht hinaus währen."

„Pah — in Ihrem Alter? Sie waren einst gern die Letzte in den Gesellschaften des Hôtels d'Albret oder Chevreuse, oder Lediguieres, oder — — "

„Oh lassen Sie diese Erinnerungen. Sie liegen weit hinter mir. Meine Freuden suche ich jetzt anderswo. Sie wissen das recht gut."

„Ja — das ist so eigenthümlich," sagte Brinvilliers, die Feuerzange ergreifend und damit in der Gluth des Kamins umherstöbernd. „Sie sind — wie ich höre — sehr mildthätig geworden, sehr fromm. Sie hassen ein nächtliches Leben, aber dennoch — Sie wissen, ich bin stets sehr duldsam gewesen, also werden Sie es mir nicht übel deuten — dennoch habe ich gestern Abend allerlei Stichelreden hören zu müssen geglaubt. Ich sage: geglaubt, denn wenn ich die Gewißheit hätte, daß einige sonderbare Bemerkungen direkt auf mich gehen sollten, so möchte binnen Kurzem der Naseweis keine weiteren Unterhaltungen zu führen im Stande sein. Wenn Sie, Madame, aber irgend einer romantischen Schwäche, einer reizenden Verirrung sich bewußt sind, muß ich Sie dringend bitten, diese Schauspiele für Götter mit dichtem Schleier zu umgeben und es besonders

zu verhindern, daß Ihre medizinischen Studien, namentlich aber die Stellungen der Lehrer zu Ihnen, der Lehrer meine ich, welche Sie in Bereitung der Medikamente für das Hotel Dieu unterrichten, Gegenstände der Unterhaltung im Laden des Bader La Vienne werden."

Die Marquise fuhr empor und schlug leicht mit der Hand auf den Tisch.

„Und wer hat Ihnen das gesagt, mein Herr?" fragte sie.

„Lassen wir das. Ich bin ein Feind von Klatschereien. Ich liebe fromme Werke, also drücke ich ein Auge zu." Er lächelte ein wenig boshaft.

„Sie können ruhig sein, Marquis. Wenn Sie sich ebenso wenig oder: so viel vorzuwerfen haben, als ich mir — dann werden wir quitt sein. Ich weiß schon lange, daß meine Neigung zum Wohlthun allerlei Auslegungen erfährt; was kümmert mich das? frage ich je nach Ihren Handlungen, Marquis? Sie waren im Felde, Sie waren in Paris und ich ließ Sie stets gewähren. Weshalb wollen Sie mir meine Besuche im Hotel Dieu kontrolliren?"

„Ei — meine Gute, ich denke nicht daran. Ich bin überhaupt in dieser Welt der Mode — fremd geworden. Das Leben im Lager und auf dem Schlachtfelde bringt ganz andere Begriffe, Ideen, Beziehungen hervor. Also — wie Sie wollen. Ich bemerkte gestern bei einer flüchtigen Wanderung durch unsere Zimmerreihen, daß Sie während meiner Abwesenheit Ihren Gemächern ein vollständig neues Aussehen verliehen haben. Recht schön, recht interessant, recht — —"

„Fromm — wollen Sie spöttisch sagen," fiel die Marquise ein. „Lassen Sie mir meinen Willen."

„Ah — den Teufel auch. Der Geldbeutel muß befragt werden. Denken Sie, ich kann dazu schweigen, wenn büßende Magdalenen, heilige Sebastiane und dergleichen

Bilder zu enormen Preisen angekauft werden, nur damit Sie in den Geruch der Heiligkeit kommen? Können Sie Ihre Werke der Barmherzigkeit nicht ausüben, ohne die Malereien Giordano's, Dolce's und wie die Meister sonst heißen, als Aushängeschilder zu brauchen?"

Die Marquise heftete ihre Augen mit dem Ausdrucke des Hasses auf den Gatten.

„Mein Herr," rief sie sich erhebend, „ich verlange meine volle Freiheit im Handeln. Sie wissen, daß diese Hallen, diese Meubles, Alles was ich Ihnen zeige in diesem Hôtel von der Familie Aubray stammt. Wenn Sie markten wollen, dann muß ich Ihnen antworten: Weit mehr als die schimmernden Rosse, die eleganten Wagen, die Jagdknechte, Hunde und Gewehre, welche Sie von dem Vermögen meines Vaters sich beschafften, geben jene Bilder dem Hause Brinvilliers eine Zierde, die Bilder, welche sie bespötteln. Lassen Sie Ihre Genossen immerhin den Räumen fern bleiben, die mit solchen Darstellungen geziert sind, bleiben Sie selbst ihnen fern; aber ich wiederhole es noch ein Mal: lassen Sie mich schalten, wie ich will."

„Ihr Papa, den ich übrigens hoch verehre," sagte der Marquis, „kann es nur billigen, wenn ich auf Sparsamkeit halte. Man darf auch nicht beim Wohlthun verschwenden. Außerdem — mein Himmel — Sie reiben sich auf. Sie sind, zum Beispiel, gewiß wieder in der vergangenen Nacht beschäftigt gewesen, Werke der Barmherzigkeit zu üben, denn Sie sehen sehr bleich, sehr angegriffen aus. Verzeihen Sie mir, meine Theuerste, die Frage: wie weit erstreckt sich denn Ihre persönliche Hülfe bei diesen frommen Werken?"

Die Marquise trat dicht zu dem Gatten und legte ihre Hand auf seine Schulter. Ihre Augen, ihr ganzes Wesen nahmen jenen Ausdruck von Sanftmuth an, den sie sich nach Belieben geben konnte.

„Ich habe schon manche Thräne getrocknet, mein Herr," sagte sie ruhig, „manche fiebervolle, heiße Nacht zu einer sanften gestaltet. In viele Wunden habe ich Balsam geträufelt und mir den Segen verdient. Wie erquickend eine lindernde Hand wirkt, wie glücklich der Verwundete ist, wenn an sein Lager der Helfer tritt, das müssen Sie als Soldat erfahren haben. Sehen Sie doch," sagte Sie, plötzlich den Arm des Marquis ergreifend und ihn in die Höhe ziehend, „da könnte ich gleich meine Kunst zeigen. Sie haben da, wie es scheint, eine neue Wunde. Ich werde sie verbinden, ich — —"

Der Marquis war sichtlich verlegen. Er bemühte sich, den forschenden Blicken seiner Gattin die verwundete Hand zu entziehen, aber die Marquise hatte schnell und mit großer Sicherheit die flüchtig umgelegte Binde entfernt. Die Wunde blutete aufs Neue.

„Es ist eine Wunde halb Stich — halb Schnitt," sagte Maria. „Hm! Seltsam! Ei — mein Gatte, sollte etwa gar die böse Nachrede in dem Laden des Baders Sie in ein Duell verwickelt, sollten Sie sogleich nach Ihrer Rückkehr aus dem Felde den Degen aufs Neue gezogen haben, um die Ehre Ihrer gekränkten Gattin zu vertheidigen? Ja — gewiß, gewiß ist es so," rief sie mit zauberischem Lächeln, dem man die Bosheit nicht ansah. „Sie haben für mich das Schwert gezogen, und das muß noch in der späten Stunde, nach Mitternacht geschehen sein. Ah — richtig. Ich entsinne mich, dumpfen Lärmen gehört zu haben, als ich schon lange — lange — geschlafen hatte. Gewiß eilten Sie da auf den Kampfplatz. Ich will nicht weiter in Sie dringen — will den Namen des Gegners nicht wissen. Vor allen Dingen den Wundbalsam."

Brinvilliers senkte das Haupt. Die Marquise schoß einen Blick des Triumphes aus den Augen. Sie hatte einen Sieg errungen.

Sie eilte hinweg, der Marquis sah ihr betroffen nach. Er schüttelte leise den Kopf und blickte auf seine Wunde.

„Sie hat mich kommen oder gehen hören," murmelte er. „Man muß vorsichtig sein."

Marie kehrte zurück. Sorgfältig wusch sie die Wunde und legte den Verband um dieselbe.

„Sie werden mich in Ihren frommen Wandel mit hineinziehen," lachte der Marquis, „denn ich finde, daß Sie reizend bei solchen Verrichtungen aussehen, und möchte Sie wohl ein Mal bei Ihren Werken der Barmherzigkeit betrachten. Aber Sie können auch eine Seele kuriren, und zwar die meines Freundes Gaudin von Saint-Croix, den ich Ihnen heute vorstellen werde."

„Ah — richtig, der Retter Ihres Lebens. Sie führen ihn noch heute zu uns? Ich möchte ihn nicht empfangen, ich fühle mich leidend. Lassen Sie noch einige Zeit vergehen."

„Nicht möglich. Ich habe Mathieu bereits mit der Einladung an ihn in die Meierei der Karthäuser geschickt, wo sein Regiment untergebracht ist; in wenig Stunden ist er hier."

„Ich darf nach der Begrüßung mich entfernen, nicht wahr? Meine Pflichten rufen."

„Schon wieder," sagte der Marquis gereizt. „Sie sprechen immer von Ihrem frommen Wandel, von der Demuth, den Pflichten. Sagen Sie mir: Was würde die Welt dazu sagen, wenn Sie den Lebensretter Ihres Gatten nur oberflächlich, wie einen Anstandsbesuch empfangen wollten?"

„Sie haben Recht," entgegnete die Marquise sanft. „Ich werde den Herrn von Saint-Croix in meinen Zimmern erwarten."

Wenn man durch das Schlafgemach der Marquise von Brinvilliers schritt und die reichen Vorhänge zurückschob, welche den Eingang zu den dahinter liegenden Gemächern verdeckten, so gewahrte man eine Gallerie. Diese Gallerie, mit kostbarem Getäfel bekleidet, welches vergoldete Rosetten zierten, führte in das Bibliothekzimmer. Hohe Schränke, mit Büchern bis oben hinan vollgestellt, breite Lehnstühle und ein zierliches Schreibpult bildeten den Schmuck dieses großen Gemaches. Hin und wieder sah man in Nischen Statuen von Heiligen: den heiligen Franz von Assisi, St. Sebastian, die heilige Veronica.

In verschiedenen Zwischenräumen befanden sich kostbare Oelgemälde der berühmtesten Meister. Alle diese Bilder stellten Scenen aus der biblischen Geschichte dar, oder veranschaulichten irgend eine Episode aus dem Leben der Heiligen.

Beschauer dieser Bildwerke, welche nicht allzu harmlos in ihren Ansichten waren, konnten leicht die Bemerkung machen, daß sämmtliche Figuren durch ihre Schaustellung den Eindruck der Andacht vollkommen verwischen mußten. Es ließ sich nichts Reizenderes und zugleich Sinnlicheres denken als eine heilige Anna von Santerre über dem Schreibpulte der Marquise, oder die heilige Barbara auf dem Hungerbette von La Fosse.

In wunderbarer, überirdischer Schönheit, das herrliche Haupt im Schmerze neigend, ein Apoll an Reinheit der Körperformen, so zeigte sich auf dunklem Grunde die Statue des heiligen Sebastian von Jacques Sarassin gearbeitet, und die schöne Büßerin Magdalena fesselte das Auge des Eintretenden, welches, von ihrem Anblick noch ganz trunken, zu dem Bilde Backers: der Kindermord in Bethlehem hinüberschweifte, auf welchem herrliche Gruppen sichtbar waren.

Die Fensterscheiben des Bibliothekzimmers waren alle aus buntem Glase zusammengesetzt. Sie zeigten ebenfalls

Darstellungen biblischen Inhalts oder Denksprüche, hin und wieder ein Wappen.

In einer Ecke des Zimmers hatte man einen reichverzierten Beichtstuhl angebracht. Diese Ecke konnte durch eine Gardine aus dickem Stoff geschlossen werden. Dem Beichtstuhl gegenüber befand sich ein Betpult, hinter dem ein großes Crucifix aufgestellt war.

„Willkommen! willkommen!“ so rief der Marquis im Vorsaal seiner Wohnung stehend dem Lieutenant Saint-Croix entgegen. „Du bist ein Gast in meinem Hause, wie ich sie gern sehe. Jetzt komm vor allen Dingen zu meiner Frau.“

Er faßte des Lieutenants Arm und führte ihn über die Corridore zur Gallerie, welche das Schlafzimmer der Marquise mit ihrer Bibliothek verband.

Gaudin ließ sich, fast mechanisch dahinschreitend, von dem Marquis führen. Vor, neben und hinter ihm schienen die Dielen der Fußböden zu weichen; es war ihm, als sinke er hinunter in die Tiefe des Zimmers, in welchem Marie sie erwartete.

Der Lieutenant bebte dicht vor der Schwelle noch einmal zusammen; er wollte davoneilen, aber schon hatte der Marquis geklopft und die Thür geöffnet.

Die Gallerie war ebenfalls durch gemalte Scheiben geschlossen. Das Licht, welches sie erhielt, mußte also ein gedämpftes sein, und man konnte die Gegenstände nicht ganz deutlich wahrnehmen, wenn sie noch in dem Gange selbst standen.

Als daher der Marquis rief: „Marie, hier bringe ich meinen Freund Gaudin von Saint-Croix,“ erhob sich die Marquise von ihrem Sessel, um dem Ankömmling entgegen zu gehen.

Sie öffnete einen der mit gemalten Scheiben bedeckten Fensterflügel ihres Zimmers und ließ das volle Licht hineinströmen.

Der Lieutenant stand unbeweglich auf der Schwelle, seine Gesichtszüge waren starr, die Hände preßte er gegen seine Hüften. Der Marquis stand ihm zur Seite.

Marie von Brinvilliers näherte sich dem Offizier. Sie sah plötzlich zu ihm empor. Eine Röthe überfluthete ihr Gesicht, sogleich wich dieses Roth wieder der Leichenblässe — sie taumelte zurück — sie streckte ihre Hände aus, ihr Athem stockte und sie sank in die Kniee.

„Was ist das? — Meiner Gattin ist unwohl!“ rief Brinvilliers.

„Es scheint so. Sie sinkt zu Boden,“ sagte Saint-Croix mit dumpfer Stimme, ohne sich zu rühren.

„He, Wasser! Françoise!“ rief der Marquis, aus dem Zimmer eilend.

Die Marquise erhob sich wie durch Zauber emporgerissen. Sie strich das Haar zurück und starrte Saint-Croix an.

„Bist Du es?“ röchelte sie. „Bist Du es? bist Du Charles oder eine Erscheinung?“

„Ich bin es wirklich,“ sagte Saint-Croix. „Rechte mit Deinem Gatten, er hat mich hergebracht.“

„Hier in diesem, in meinem Zimmer zum ersten Mal wieder nach langen Jahren.“

„Ein Sprung vom Knaben der Waldhütte zum Lieutenant des Königs. Sie sind schöner als je, Madame. Mir däucht, es geschah erst an diesem Morgen, daß ich mich von Ihnen trennte im Walde zu Mortemart.“

„Charles — —“

„Ich heiße Gaudin. Die Spielbälle des Schicksals wechseln ihre Namen mit jedem Jahrzehnt.“

Man hörte die Stimme des zurückkehrenden Marquis.

„Schweigen Sie zu meinem Gatten. Gaudin, ich darf Sie willkommen heißen?"

„Ihr Gatte ahnt unsere Begegnung im Schlosse Mortemart nicht. Heißen Sie mich willkommen, Marquise — gut. Ich trat mit Zittern über Ihre Schwelle."

„Aber weshalb? Ich bin Ihnen geneigt, Brinvilliers ist Ihnen verpflichtet und in dieses Haus führt Sie das Glück."

„Oder das Verhängniß."

„Da bringe ich Wasser," rief der Marquis mit der Zofe zugleich eintretend. „Ah — Du hast Dich erholt? desto besser. Nicht wahr? mein Freund ist ein schmucker Bursche. Er sieht dem schönen Menschen dort auf jenem Bilde täuschend ähnlich." Er wies lachend auf ein Gemälde. „Wen stellt es vor?"

„Es ist Kain, der nach dem Morde Abels flüchtet," sagte die Marquise.

Ende des ersten Bandes.







